

Briefe Theodor Fontanes

Theodor Fontane, Otto Pniower, Paul Schlenther


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Aus dem Jahre 1898.

Briefe
Theodor Fontanes

Zweite Sammlung

Herausgeber: Otto Pniower und Paul Schlenther

Zweiter Band



Berlin, F. Fontane & Co.

= Briefe zweite Sammlung =

Die I.—IV. Auflage erschien 1910 bei F. Fontane & Co., Berlin-Dahlem

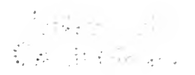
---

Briefe zweite Sammlung

Band 2

Inhalt.

Porträts.



An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 15. Januar 1880.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein!

Seit gestern bin ich mit meiner Novelle *) fertig, leider auch nur wieder im Brouillon, und eile nun, aufgesammelte Briefschulden abzutragen. Der erste Brief richtet sich an Sie. Wie freundlich haben Sie wieder meiner gedacht, wie hübsch und reich mich beschenkt! An meinem Tische war kein rechter Platz für die Decke, und so ist sie denn meiner Frau zu gute gekommen, die ohnehin am Weihnachtsabend, so weit meine Hand im Spiele war, etwas knapp abschließen mußte. Sie werden mit dieser Wanderung von Mann zu Frau gewiß einverstanden sein. Wanderungen sind ja das einzige, womit ich im Leben Glück gehabt habe. Familie natürlich immer ausgenommen.

Letzten Freitag erschien ein Diener von Exzellenz Graf Redern und sagte mir, der Graf würde sich freuen, mich am Montag zwischen 9 und 11 zu sehen; es sei in literarischer Angelegenheit. Meine Frau war wütend über dieses Zitiertwerden. Ich beruhigte sie aber und sagte ihr, daß sie dreierlei nicht vergessen dürfe: 1. sei er über

*) L'Adultera. Zuerst gedruckt in „Nord und Süd“, Bd. 13 und 14, Juni und Juli 1880. Als Buch erschien die Novelle 1882 bei S. Schottländer, Breslau. Wilhelm Hertz lehnte sie ihres Stoffes wegen für seinen Verlag ab. Das hatte (vgl. S. 15f. und 76f.) eine vorübergehende Entfremdung zwischen den beiden alten Wanderkameraden zur Folge.

achtzig, 2. sei er Oberstkämmrer und Graf, und 3. bewohne er das schönste Palais in ganz Berlin. Kurzum, Montag kam, und ich ging. Er war sehr gnädig, und ich kann die gute halbe Stunde, die ich bei ihm war, nicht zu den verlorenen zählen. Er ließ mich Einblicke in die Stellung eines höher potenzierten märkischen Edelmanns gewinnen, die mich wirklich interessierten. Vielleicht bin ich auch ein dankbareres Publikum als nötig. Er proponierte mir schließlich, ich solle seine Biographie schreiben. Natürlich war ich gleich gewillt, es nicht zu tun. Ich bat mir aber eine Bedenkzeit aus und versprach ihm eine schriftliche Antwort. Die hab ich denn gestern abend zur Post gegeben. Ich hab in dem Verkehr mit Hof und Hofleuten ein Haar gefunden. Sie bezahlen nur mit „Ehre", und da diese ganze Ehre auch noch nicht den Wert einer altbackenen Semmel für mich hat, so wird es mir nicht schwer, darauf zu verzichten.

Letzte Woche hab ich in Nr. 2 der „Gegenwart" ein Gedicht publiziert: „Die Brück' am Tay", in dem ich den furchtbaren Eisenbahnunfall bei Dundee balladesk behandelt habe. Es hat hier eine Art Sensation gemacht, vielleicht mehr als irgend was, was ich geschrieben habe. Sonntag über vierzehn Tage wird es Kahle in einem Singakademiekonzert vortragen.

Mit der Bitte, mich Ihrem Herrn Bruder und Familie empfehlen zu wollen. Ihr dankbar ergebenster

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Berlin, d. 14. März 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Es ist alles unvergessen, und Sie haben sogar das Aussuchen. Ich habe im zweiten Halbjahr 79 hintereinander weg drei Novellen geschrieben, mit deren Durcharbeitung — was leider immer länger dauert als das Niederschreiben — ich jetzt beschäftigt bin. Eine, ganz moderner Stoff, ist fix und fertig, und Lindau will sie bringen. Bleiben noch zwei, zwischen denen ich Sie freundlichst bitte, Ihre Wahl zu treffen. Es sind:

1. Schach von Wuthenow spielt im Sommer 1806: Zeit des Regiments Gensdarmes. Inhalt: Eitlen, auf die Ehre dieser Welt gestellten Naturen ist der Spott und das Lachen der Gesellschaft derartig unerträglich, daß sie lieber den Tod wählen als eine Pflicht erfüllen, die sie selber gut und klug genug sind, als Pflicht zu erkennen, aber auch schwach genug sind, aus Furcht vor Verspottung nicht erfüllen zu wollen.

2. Ellernklipp. Nach Aufzeichnungen eines Harzer Kirchenbuches. Spielt unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege in einem Harzdorf. Eifersucht des Vaters gegen den Sohn. Der Sohn fällt als Opfer, bis zuletzt auch der Alte den Visionen seiner Schuld erliegt. Hauptfigur: ein angenommenes Kind, schön, liebenswürdig, poetisch-apathisch, an dem ich beflissen gewesen bin, die dämonisch-unwiderstehliche Macht des Illegitimen und Languissanten zu zeigen. Sie tut nichts, am wenigsten etwas Böses, und doch verwirrt sie regelrechte Verhältnisse. Sie selbst,

ohne den Grundton ihres Wesens zu ändern, verklärt sich und überlebt das Wirrsal, das sie gestiftet.

Bitte, wählen Sie zwischen diesen beiden Novellen, und lassen Sie mich freundlichst wissen, wofür Sie sich entscheiden. Ich nehme dann die zuerst vor, und Sie haben sie bis Ende Mai. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Berlin, d. 21. März 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ich glaube, daß Sie richtig gewählt haben, oder sag ich bescheidener „von zwei Übeln das kleinere". Das kürzere gewiß. Die andre Novelle liegt zur Hälfte nach der kulturhistorischen Seite hin.

Ein paar Punkte muß ich aber doch vorher noch zur Sprache bringen, damit, wenn das Schiff vom Stapel soll, nicht plötzlich Hindernisse kommen.

Die Novelle ist etwa vier Bogen lang, eher ein paar Seiten weniger. Ich erbitte dafür, um nach dieser Seite hin keine Schwierigkeiten zu schaffen, vierhundert Taler. Empfange auch den Abzug des Ganzen, in welcher Gestalt ich es später (aber es pressiert nicht) als Buch herausgebe. Macht das Arrangement der Nummer Kürzungen nötig, so laß ich sie mir bis zur Reduzierung auf drei und einen halben Bogen gefallen. Ich bin darin gar nicht peinlich. Bliebe noch der Ablieferungstermin. Ich bin, dies darf man sagen, ein sehr fleißiger Mann, sehne mich beständig nach neuen Arbeiten und werde deshalb an etwas im wesentlichen Fertigen nicht länger herumbasteln als nötig

ist. Dennoch weiß ich aus Erfahrung, daß das Korrigieren viel, viel länger dauert als das Schreiben. Hab es erst eben wieder bei der für „Nord und Süd" bestimmten Arbeit gesehn. Ich kann danach nur sagen: ich werde mich aufs äußerste beeifern, bis Ende Mai fertig zu sein; aber bestimmt versprechen kann ich es nicht. Ohnehin ist es mit den Wochen, die den Ferien vorausgehn, also das Arbeitsjahr abschließen, wie mit den Wirtschaftskassen der Frauen vom 27. ab. Es ist nichts mehr drin. Nur, Kraft ist noch schwerer zu schaffen als Geld.

Darf ich über diese Punkte ein paar beruhigenden Worten entgegensehen?

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 24. April 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Pietsch.

Eben beim Frühstück hat mir meine Frau Ihre Besprechung meines Romans vorgelesen; man hat nicht immer so süße „Einstippe". Seien Sie aufs herzlichste dafür bedankt. Sonderbar zu sagen, daß mein Dank durch die beständig nebenher laufende Bewunderung in seinem Vollgefühl gehemmt wurde. „Du könntest das nicht" so klang es immer leise mit und deprimierte mich ein wenig. Welcher freundliche Herzenszug und welche grundgesunde Natur gehören dazu, zweimal dasselbe Buch zu besprechen und so zu besprechen. Keine Spur von Ermüdung oder gar Widerwilligkeit: in Wohlwollen, in Lust und Liebe sprudeln die Worte.

Besonders dankbar bin ich Ihnen auch dafür, daß Sie

auf die Schwächen des Buches hingewiesen haben. Ich war mir derselben selbst bewußt und wollt' es deshalb ein „Zeit- und Sittenbild aus dem Winter 12 und 13" nennen. Hertz aber meinte, „dann kaufe es niemand". Ich bin überzeugt, daß er darin unrecht gehabt hat, auch in bezug auf den äußeren Erfolg. „Isegrimm" stelle ich sehr hoch. Ich halte es in der ersten Hälfte für das Beste und Bedeutendste was Willibald Alexis geschrieben hat, überhaupt für bedeutend und jedenfalls für viel bedeutender als Scott, ein paar Ausnahmestellen (Jenny Deans usw.) zugegeben. Ob es Willibald Alexis aber in dem Zeitton getroffen hat, ist mir zweifelhaft. Ein jeder wird glauben müssen, „es sei alles so ernst und düster und fanatisch gewesen". Ich selbst würd es glauben, wenn ich ein Fremder wäre. Meine Eltern aber und die gesamten Swinemünder Honoratioren (unter denen ich meine Jugendeindrücke empfing) haben mir immer nur erzählt, wie kreuzfidel man damals gewesen sei. Alles entente cordiale mit den lieben kleinen Franzosen, alles verliebt und alles lüderlich. Was Alexis schildert, existierte auch, aber es war die Ausnahme. Übrigens haben Alexis und ich aus derselben Quelle geschöpft: „Marwitz: Memoiren". Er hat aus Marwitz den Isegrimm gemacht, ich den Vitzewitz. Auch darin zeigt sich der Unterschied unsrer Naturen. Er war Melancholikus, ich bin ganz Sanguiniker. Nochmals, teuerster Pietsch, vielen, vielen Dank, dem sich die ganze Familie anschließt. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 25. Mai 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank für die Roeseliana *). Hätt' ich sie zwei Monate früher gehabt, hätt' ich ein paar Zeilen davon und namentlich Ihre freundliche Briefmitteilung über Zündhölzchen und Bratenschüssel (beides echt roeselsch) benutzen können. Nun bleibt es für eine neue Auflage, von der es zweifelhaft, ob ich sie noch erlebe. „Das Heute und Gestern sind freundliche Schwestern" ist hübsch, sinnig, wohlklingend. Ebenso kann das „Der letzte vom Stamm der Rosen, Der nicht hochstämmigen, doch dornenlosen" als kleine, liebenswürdige Niedlichkeit gelten — im ganzen aber hat mich der Einblick in die Massen-Roeseliana, die mir vorlagen, doch traurig gestimmt, vielleicht weil ich selbst so viel Derartiges gemacht habe, und wie ich leider ohne jede falsche Bescheidenheit hinzusetzen muß, nicht besser. Es ist so recht eine Beschäftigung für Kinder, Bucklige und „immer Ausgebetene" (Bratenbarden). Wer in der Kunst nicht das Höchste leistet, bleibt besser davon und klebt Tüten. Was ich beiläufig auch jahrelang getan habe.

In herzlicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 29. Mai 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 27., die mir Gewißheit geben, daß mein Brief auf dem

*) Mitteilungen über den Berliner Maler Samuel Roesel. Vgl. Havelland, fünfte Auflage, S. 262 ff.

Umwege über Radensleben und Liebenberg an Baron Dörnberg*) beziehungsweise Graf Knyphausen gelangt sein wird. Es ist nun wohl das Beste, ich warte ruhig ab. Nochmaliges direktes Schreiben an Baron Dörnberg wäre wohl schon des Guten zu viel. Es könnte sich ja die Stimmung bei den Beteiligten geändert und man könnte in der Elliotfrage**) die Fortdauer einer Schweigepolitik beschlossen haben.

Mit ganz besonderer Freude hat mich Ihre freundliche Einladung nach Liebenberg erfüllt, und ich erscheine hoffentlich nicht zudringlich, wenn ich bitte, meinen Besuch recht bald machen zu dürfen. Recht bald, das heißt zwischen heut und drei Wochen. Am 16. Juni schließen die königlichen Theater, von welchem Tag an ich bestimmt frei bin. Ich würd' es aber — Ihre Zustimmung vorausgesetzt — vorziehn, wenn ich mich schon vorher, in einer Theaterpause, freimachen und zwei Tage und eine Nacht in Liebenberg zubringen könnte. Möglich, daß dieser Fall schon in der nächsten Woche eintritt.

Mit der Bitte, mich allerseits empfehlen und meinen ergebensten Dank übermitteln zu wollen, hochgeehrter Herr Graf, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Baron Karl Dörnberg, der Neffe des Grafen Knyphausen-Lützburg, Eulenburgs bester Freund und Studiengenosse. Zuerst Jurist, dann Diplomat. Starb jung als Legationsrat in Petersburg 1890.

**) Vgl. das Kapitel Hoppenrade in den „Fünf Schlössern“ (Berlin 1889), S. 157 ff., und unten S. 13.

An Gustav Karpeles.

Berlin, d. 3. Juni 1880.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

„Ellernklipp" liegt in verschiedenen Kapiteln links und rechts auf meinem Tisch. Ich bin sehr fleißig dabei, komme aber nur langsam von der Stelle, da sich das Theater in Gastspielen überschlägt. Andre Störungen fahren auch dazwischen, Einladungen auf Güter und Schlösser, die ich akzeptieren muß und auch gern akzeptiere, da der Besuch mir jedesmal reiche Ausbeute verspricht. So werd ich in spätestens vierzehn Tagen bis an die Nordspitze von Ostfriesland (dicht bei Norderney) kommen und dann die Gelegenheit benutzen, das etwa nur noch zwanzig Meilen entfernte Amsterdam usw. zu besuchen. Ein lang von mir gehegter Wunsch! Ich bin dann aber entschlossen, bei meiner Rückkehr bestens nachzuexerzieren und nicht eher in den Harz zu gehn, als bis ich die Novelle an Sie abgeliefert habe.

Im Harz will ich dann die Novelle „Eleonore" schreiben, die ich Ihnen früher einmal in lapidarer Charakteristik als Adelheid-Novelle vorgestellt habe. Ich lasse sie zu leidlicher Kaschierung in Hannover spielen, das ich dann auch auf meiner Reise nach Ostfriesland besuchen und um seinen „Lokalton" nach Möglichkeit befragen will.

Ich proponiere Ihnen dann diese Novelle nochmals in aller Form und Feierlichkeit, aber nicht eher, als bis „Ellernklipp" in Ihren Händen ist.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 9. Juni 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Es war kein Theater, und ich bin um den Graus gekommen, sich Odoardos Dolch in Emilias Brust senken zu sehn. Fräulein Swoboda ist in zwölfter Stunde noch wegen Kontraktbruchs von Prag aus an ihrem Auftreten verhindert worden.

Mir kam dieser Zwischenfall sehr erwünscht, und nachdem ich zwei Stunden lang dem eben aus Paris zurückgekehrten L. P. über die Neuigkeiten des diesjährigen „Salon" gelauscht hatte, machte ich mich an die Arbeit, um gleich alle Liebenbergiana aufzuzeichnen. Wirklich zu zeichnen, erst Haus und Innenpark, dann Außenpark, dann Grundriß des alten Hauses, dann den des Anbaus. Ich glaube, daß nichts fehlt und alles richtig ist. Nur mit der Zimmerverteilung des alten Hauses bin ich nicht recht in Ordnung gekommen. Es verlohnt sich aber nicht, Sie damit zu inkommodieren, da wohl einige Details in den Zimmern (Bilder, Erinnerungsstücke, Kuriositäten usw.) in Betracht kommen, aber nicht die Lage der Zimmer selbst.

Auch den Erzählungsstoff selbst habe ich gleich geordnet und glaube, daß mir unter Heranziehung des Artikels im Wagenerschen Lexikon wie unter gleichzeitiger Benutzung von Mülverstedt und Berghaus*), nichts Wesentliches für meine Arbeit fehlen wird. Ich hatte, so lang

*) Staats- und Gesellschaftslexikon, herausgegeben von Hermann Wagener (Berlin 1858—67). — G. A. v. Mülverstedt, Diplomatarium Ileburgense. Urkundensammlung zur Geschichte und Genealogie der Grafen zu Eulenburg. Zwei Teile. (Magdeburg 1877—1879). — Heinrich Berghaus, Landbuch der Mark Brandenburg. Drei Bände (Brandenburg 1854—1856).

ich bei Ihnen war, den entgegengesetzten Eindruck. Als ich aber das in vierundzwanzig Stunden Erlebte und Gesehene durchging, fand ich mich viel besser darin zurecht, als ich erwartet hatte.

Ich erlaube mir, einen Fragebogen beizuschließen. Die Beantwortung, was mir ein Trost ist, wird Ihnen wenig Mühe machen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ich meine Mußezeit im Harz benutze, den Aufsatz zu schreiben. Kurz wird er nicht; ich denke sechzehn bis zwanzig Seiten. — Mit der Bitte, Ihrem hochverehrten Elternpaar meinen Dank für die verlebten anregenden und lehrreichen Stunden wiederholen, zugleich aber dem ganzen Hause wie auch dem Grafen Moltke*) mich angelegentlichst empfehlen zu wollen, hochgeehrter Herr Graf, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 1. Juli 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Pardon, daß ich mich so spät erst für Ihre freundliche Karte bedanke. Mit den Notizen eilt es nicht. Ich komme schwerlich vor dem Herbst zur Behandlung des Stoffes. Entwickelt sich's anders, so erlaub ich mir vom Harz aus, wohin ich wieder gehe, zu schreiben.

Meine Schuhe erinnern mich an die „Pantoffeln des Kasan" oder so ähnlich, ein Märchen aus „Tausend und einer Nacht", das ich vor fünfzig Jahren auf einer Klippschule aus dem Französischen übersetzen mußte, und das mir ängstlich im Gedächtnis geblieben ist, weil das Wort

*) Graf Kuno Moltke vom Leibkürassierregiment. Später Flügeladjutant Kaiser Wilhelms II, zuletzt Kommandant von Berlin.

enceinte darin vorkam, wobei ich immer putenrot wurde. Die Pantoffeln waren Unglückspantoffeln, und mit meinen Schuhen ist es nicht viel besser. Ich lasse sie immer stehn, weil ich zu Haus und alltags an Filzdreimaster, wahre men of war, gewöhnt bin, die freilich ganz anders in die Augen fallen. Ist es nicht zuviel gebeten, so bitt' ich die Dinger durch einen Diener einpacken und an mich adressieren zu lassen. Freilich le jeu ne vaut pas la chandelle.

Nach Lützburg*), so ich nicht Contreordre erhalte, werd' ich wohl zwischen dem 20. und 24. reisen. Ich werde hier wegen einer Arbeit gedrängt. Das ist Ursach der Verzögerung. Einen Abstecher von dort aus nach Amsterdam hab ich aufgegeben und werde mich mit Norderney begnügen, das eigentlich auch überflüssig ist. Denn ein solch Ding sieht aus wie's andere: Heiligendamm = Mecklenburg + Welfentum; Norderney mutmaßlich: Welfentum + Mecklenburg.

Ihrem ganzen Hause mich allerseits empfehlend, mit besten Wünschen für das Bevorstehende, hochgeehrter Herr Graf, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 15. Juli 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Pardon, daß ich erst heute für Ihre freundlichen Zeilen danke und erst heute meine Glückwünsche zu dem frohen Ereignis ausspreche. Einigermaßen wird mich der Umstand

*) Lützburg bei Norden, Ostfriesland, Schloß des Grafen, späteren Fürsten Knyphausen.

entschuldigen, daß ich durch Baron Dörnberg alles so zu sagen auf frischer Tat erfahren hatte, wodurch ich des Schreibestimulus verlustig ging, der in dem Eintreffen einer neuen Nachricht liegt.

Hoffentlich geht alles nach Wunsch, und Mutter und Kind sind wohl *).

Morgen früh zieh ich nun endlich gen Lützburg **). Ich bin sehr gespannt, was die berühmte Knyphausen-Chronik an literarischen Schätzen herausgeben wird. Die sechs Namen der Komtessen hab ich mir einstudiert und ich schwanke mit meinen Vorwegsympathien zwischen Hyma, Hedda und Theda hin und her. Wär' ich Graf und vierzig Jahre jünger, würd' ich mich aber wahrscheinlich doch für Hyma entscheiden. Es klingt nach verschiedenen Seiten hin so wundervoll an.

Etwa am 24. denk ich wieder in Berlin zu sein, wobei ich drei oder vier Tage auf Lützburg rechne, Rest für Bremen, Norderney, Hannover.

Und nun kommt eine Bitte, mit der ich mich gleichzeitig auch an Landrat v. Quast wende ***).

Der Gegenstand des celèbren Elliot-Knyphausen-Duells war eine Frau v. Arnstädt auf Hoppenrade, die etwa anno 1780 eine schöne junge Frau war, um die Wende des Jahrhunderts eine ins Kurbrandenburgische transponierte Messalinenexistenz führte und vielleicht erst in den zwanziger oder dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts gestorben ist. Eine achtzigjährige Frau in Hoppenrade — würde jetzt sechs und achtzig sein — die „alte Stägemann", hat mir

*) 1. Juli Geburt der Gräfin Alexandrine zu Eulenburg in Liebenberg.

**) Vgl. Familienbriefe, Ges. Werke II, 6, S. 300, Anmerkung.

***) Sigfrid v. Quast, Landrat des Ruppiner Kreises, Besitzer von Radensleben, starb jung auf einer Reise in Syrien.

gegen einen Bernschen Taler, der mir noch auf der Seele brennt, wahre Wundergeschichten von der „Krautentochter" erzählt, wie sie sie ausschließlich nannte (nie Frau v. Arnstädt), und bei der sie mit zwölf oder vierzehn Jahren kleines Kindermädchen gewesen war.

Der Moment ist nun da, wo in das Kraut- und Rübentum der „Krautentochter" Klarheit gebracht werden muß. Denn ich kann das berühmte Duell nicht in der Luft schweben lassen. Es muß einen Hintergrund haben. Dieser Hintergrund ist Hoppenrade und seine damalige Herrin: Frau v. Arnstädt.

Meine Bitte geht nun dahin, daß Sie, wenn sich's macht, ein paar Fragen tun. In Hoppenrade selbst ist nichts zu erfahren. Herr v. Heyden-Linden (wenn er's noch besitzt) ist zwar Enkelschwiegersohn. Ich bezweifle aber, daß er etwas weiß, und wenn doch, so wird er nicht sehr ausgiebig sein. Es existieren aber noch Personen, die von den Dingen wissen. Ich glaube ein Pastor (Schultz, wenn ich nicht irre) und ein Förster oder Oberförster in der Grüneberger Forst. Reißen alle Stränge, und nun kommt die Hauptsache, so müssen die Kirchenbücher wenigstens das Gerüst der Geschichte geben. Ich weiß aus vielfacher Erfahrung, daß einem aus diesen trocknen Daten und Zahlen unter Umständen eine ganze Geschichte erblüht. Sind Kirchenbücher da — mutmaßlich handelt sich's um Löwenberger, denn Hoppenrade ist wohl nur Filial — so muß ich draus erfahren können:

1. welchen Familiennamen Frau v. Arnstädt früher führte, ob Kraut oder nicht?
2. Welcher Kraut? Der berühmte Kraut lebte, glaub ich, schon unter Friedrich Wilhelm I.
3. Wie die Männer und die Kinder aufeinander folgten? Wann die Hochzeiten und Taufen und

Begräbnisse waren, welche Personen Gevatter standen usw. usw.?

Hab ich das, so hab ich zwar nicht alles, aber allenfalls genug. Nehm ich das Gefasle der „alten Stägemann“ hinzu, so baut sich schließlich doch eine Welt auf. Freilich besser, wenn noch andre alte Werkmeister mit tätig sind.

Ich würde mich sehr glücklich preisen, wenn ich bei meiner Rückkehr aus Friesland eine Antwort von Ihnen vorfände: „Kommen Sie; die Wüste gibt Wasser; das Kirchenbuch sprudelt.“

Ich würde dann auch die noch ausstehenden Liebenbergiana mit heimnehmen und an eine Doppelarbeit gehen können.

In vorzüglicher Ergebenheit, unter Dank und Empfehlung an das gräfliche Haus, hochgeehrter Herr Graf, Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Wernigerode, d. 9. August 1880.
Villa Kagelmann.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Würde hier nicht ewig, als ob das Leben eine Kirmes wäre, gepaukt und klarinettiert, so könnt' ich anfangen: „Von diesem stillen Platze aus“. Aber es verbietet sich, und so schreib ich denn bloß von Wernigerode aus „fünfhundert Fuß überm Meeresspiegel“. Alles andre, wenigstens so weit Komfort mitspricht, ist „unterm“.

Ihr Herr Sohn wird Ihnen vielleicht schon Andeutungen gemacht haben, warum ich mich, aller Pflicht und Schicklichkeit zum Trotz, durch so viele Monate hin nicht habe sehen lassen. Ich war grenzenlos verstimmt und in dieser Verstimmung geradezu menschenscheu. Dazu halb

im Widerspruch damit die kindische Schwachheit, alles immer sagen zu wollen, und doch wieder das Einsehen, daß dies das Dümmste von allem ist. Da wird man denn ein Einsiedler und führt im Stillen seine tapferen und weltrichtenden Gespräche. Dies Geständnis war ich Ihnen und mir schuldig. Und nun nichts mehr davon. Es ist zwar in diesen letzten Wochen alles nicht viel besser geworden, und wenn der Laubfrosch eine Viertelstunde lang mal oben sitzt, so verkriecht er sich in der nächsten Minute desto sicherer. Aber es ist der alte Segen des Herauskommens und des Atmens in frischer Luft, daß dies Atmen in der Regel auch zu einem Aufatmen wird. Es ändert sich nichts, aber die Gläser, durch die man die Dinge sieht, werden rosiger oder verlieren wenigstens von ihrem Grau. Heute nachmittag im „Mühlental", wo ich meinen Kaffee zu trinken und alte Zeitungsbeilagen zu lesen pflege, fand ich auch ein Heft von Hallbergers „Illustrierter Romanzeitung", ich glaube à Heft zehn Pfennig. Aber, du himmlischer Vater, es ist immer noch zu teuer. Wie kann ein vielfacher Millionär so was herausgeben! In Berlin würd' ich daraus den Weltuntergang konstruieren. Hier konstruier' ich noch nicht einmal den Untergang moderner deutscher Literatur. Etwas Gutes wird immer noch geboren, und vielleicht war es nie viel besser. Denn wir nehmen unsren Klassikern gegenüber eine höchst befangene Stellung ein, wenn auch nur darin, daß wir auch aus dem Langweiligen und Mittelmäßigen durchaus etwas machen wollen und literarisch (um mit dem Abgeordneten Brüel*)

*) Ludwig August Brüel (1818—1896), Politiker, Mitglied des Deutschen Reichstages und des Preußischen Abgeordnetenhauses, Führer der welfischen Partei, muß damals für die Anhänglichkeit der Preußen an ihre Dynastie den Ausdruck Idolatrie gebraucht haben.

zu sprechen) ebenso gut „Idolatrie“ treiben, wie politisch.

Mit aufrichtigsten Wünschen für Ihr Wohl, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Wernigerode, d. 18. August 1880.
Villa Kagelmann.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Eben als Ihre freundlichen Zeilen eintreffen, wollt' ich schreiben und mich entschuldigen, daß ich erst zehn bis zwölf Tage später mit meiner Novelle vor Ihnen erscheinen kann. Es hopert mitunter mehr, als man, in Hoffnungsduselei, annehmen zu müssen glaubte. Volle acht Tage habe ich gebraucht, um das in Abschrift vor mir liegende erste Kapitel in Ordnung zu bringen. Und ein paar Stellen genügen mir auch jetzt noch nicht und müssen, nach erneuter Abschrift, wieder unter die Feile.

Nun müssen Sie aber nicht fürchten, daß das so weiter geht. Das erste Kapitel ist immer die Hauptsache und in dem ersten Kapitel die erste Seite, beinah die erste Zeile. Die kleinen Pensionsmädchen haben gar so unrecht nicht, wenn sie bei Briefen oder Aufsätzen alle Heiligen anrufen: „wenn ich nur erst den Anfang hätte“. Bei richtigem Aufbau muß in der ersten Seite der Keim des Ganzen stecken. Daher diese Sorge, diese Pusselei. Das Folgende kann mir nicht gleiche Schwierigkeiten machen, und so denk' ich, ich verspreche nicht zuviel, wenn ich sage: „ich werd es am 31. d. M. eingeschrieben zur Post geben“.

In Prag Ferien! Ist das statthaft? Nach dem, was mir noch vom „Braunen Roß“ *) und dem „Goldenen

*) Die Gasthöfe heißen „Schwarzes Roß“ und „Blauer Stern“.

Stern“ in Erinnerung ist, würd’ ich beide nicht zu den klimatischen Kurorten zählen. Es ist in den Korridoren dieser alten Hotels so ’was Ammoniakalisch-Hofbräuartiges auf alle Ewigkeit hin zu Hause. Und man kann doch nicht immer in der Moldau liegen, auch wenn sie nicht, wenigstens um die Nepomukbrücke herum, für meine sensitive Haut einen ewigen Schudderton hätte. Ich kann nirgends von historischen Reminiszenzen absehn und würde mich nie haben entschließen können, im Tower mein Beilager zu halten.

Aber pardon für das Geplapper.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Wernigerode, d. 22. August 1880.
Villa Kagelmann.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Seit einer halben Stunde suche ich nach dem freundlichen Briefe, den ich vor ungefähr zehn Tagen von Ihnen empfing. Er ist aber so gut aufgehoben, daß ich ihn in all den sonderbaren Schub- und Kommodenfächern einer Sommerwohnung nicht finden kann, und so muß ich mich denn, ohne aufs Einzelne eingehen zu können, ganz ins Allgemeine hin dafür bedanken. Was ich eigentlich nicht besser kann, als wenn ich Ihnen für den nun beginnenden Vorherbst — der immer mit den Sternschnuppennächten anfängt — noch ein paar so glückliche Wochen wünsche, wie ich sie hier verlebe. Das Wenigste ist immer das Meiste, und Faust war erst glücklich, als er den Kanal graben wollte oder gegraben hatte. Eine Art Apotheose des Kanalarbeiters. Ich lebe hier unendlich still und einfach, aber frische Luft und ein freier Blick in die Land-

schaft und die Kehrseite dessen, was die Berliner „Hetzjagd“ nennen, sind eigentlich das Beste, was man haben kann. Ich arbeite bis um drei, esse, geh spazieren und bereite mich bei saurer Milch und Kreuzzeitung auf neun Uhr vor, wo die Frage diskutiert und jedesmal bejaht wird, ob man wohl mit Anstand zu Bett gehn könne? — Mit uns (Pardon! wenn ich es schon geschrieben habe) wohnt ein Reichsgerichtsrat v. Graevenitz, der im hiesigen Blättchen als Kreisgerichtsrat aufgeführt war, im selben Hause, mit dem wir mitunter auch von Leipzig und Romberg und dem „Engel“ sprechen. So hieße sie dort allgemein. Und nun mit aufrichtigen und besten Wünschen Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Wernigerode, d. 31. August 1880.
Villa Kagelmann.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Familie v. Graevenitz, die hier mit uns in demselben Hause wohnt, hat uns gestern einen Band aus dem P. Heyseschen Novellenschatz geliehen, und meine Frau las mir heute beim Frühstück die Erzählung „Ein Sonnenstrahl“ von Enrico Castelnuovo vor, eine sehr feine, sehr gescheite, sehr liebenswürdige Arbeit. Wenn Sie das Buch zur Hand haben, möcht ich Sie bitten, die kleine Geschichte zu lesen und zwar um der mich lebhaft beschäftigenden Frage willen, „ist es möglich, daß ein feiner und kluger Mann einer feinen und klugen Dame aufs weitläufigste eine vierzig Jahre zurückliegende Szene erzählt, in der ihre Tugend in seine Hand gegeben war und in der nur seine generöse Zurückhaltung das Schlimmste hindert?“ So hübsch es gemacht ist, so glaub ich doch nicht, daß sich ein solches Vorgehn

mit Takt, Zartgefühl und Gentlemanschaft verträgt. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Detlev v. Liliencron.

Wernigerode, d. 11. September 1880.
Villa Kagelmann.

Hochgeehrter Herr Baron!

Verzeihung, daß ich Ihre freundlichen Zeilen erst so spät beantworte. Ich hatte mich in dieses Harztal zurückgezogen, um meine Arbeit zu beenden, und wollte mich dabei nicht gern unterbrechen, am wenigsten durch Verselesen, was, nach meinem Dafürhalten, nicht die leichteste, sondern umgekehrt eine allerschwerste Lektüre ist.

Heute habe ich die Durchsicht nun beendet und eile, Ihnen ein paar Worte zu sagen*). Das Deskriptive scheint mir Ihr Gebiet und innerhalb des Deskriptiven wieder jene höhere Gattung, die nicht bloß ganz allgemein das Lebenswahre, sondern ganz speziell das Charakteristische gibt. Bismarck sagt einmal in einem seiner Briefe: „Die Kunst landschaftlicher Schilderung besteht nicht darin, eine ganze Landschaft getreulich abzumalen, sondern vielmehr darin, den einen Punkt zu entdecken, wodurch sich diese Landschaft von jeder andern unterscheidet." Dies ist wundervoll wahr und beschränkt sich nicht bloß auf Landschaften, sondern auf jede gegebene Situation.

Sie werden dem Satze zustimmen, weil Sie jeder Ihrer Schilderungen an irgend einer Stelle diesen Zug des Aparten zu geben wußten. Es haben mir aus dieser Reihe

*) Vgl. Detlev v. Liliencron, Adjutantenritte und andre Gedichte, Leipzig 1883.

ganz besonders gefallen: Italienische Nacht II; Inschrift; Erinnerung; Am Strande (besonders der Anfang) und Broadway — überhaupt fast alles im einfachen fünffüßigen Jambus Geschriebene. Noch nenne ich die Heidebilder 2, 3 und 5, und aus einer andern Gruppe: Gleichgültigkeit, An einen Freund, Blümekens, Dorfkirche im Sommer (sehr hübsch), Four in hand, Reinigung, Du hast wohl einen Wunsch usw. und das Ghasel bis „tranken". Bogen 16 und 17 scheinen mir, mit Ausnahme der zwei vorgenannten Sizilianen, weniger Gelungenes zu enthalten als mancher andere Bogen. Aber vielleicht, daß Lindau anders denkt. — Empfangen Sie, hochgeehrter Herr Baron, meinen ergebensten Dank und die Versicherung vorzüglicher Ergebenheit Ihres

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Wernigerode, d. 10. September 1880.
Villa Kagelmann.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Es ist nun hoffentlich alles in Ihren Händen, und ich erwarte nur dann eine Zeile, wenn dies nicht der Fall sein sollte.

Hier ist es wundervoll, und ich denke mit Schrecken an das Ende dieser schönen Tage von Aranjuez. Es kann mich auch nicht trösten, den Pater Domingo bald dieselbe Bemerkung machen zu hören, trotzdem Kahle so jesuitisch dabei aussieht, daß man auf der Stelle Falkianer und Kulturkämpfer werden könnte. Wovor mich Gott in Gnaden bewahren wolle.

Wie immer in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

6. Oktober 1880.

Eben erst (Mittwoch früh) legt mir meine Frau Ihren Bericht über das Sonnabendfest*) vor. Brillant.

Beneidenswertes Talent! — Es ist nichts komischer, wie wenn es mitunter heißt: „Was früher Rellstab war, ist jetzt Pietsch." Differenz ist noch viel größer, als die „Vossin" von damals und von heut. Es ist die Differenz von Moewes Blumengarten und der Konzerthalle des Zentralhotels.

Ihr alter Talentverehrer

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 2. November 1880.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Mit aufrichtiger Freude habe ich von Ihrer Rückkehr und Ihrem Totalbefinden gehört. Daß es noch dann und wann muckert, nehm' ich nur wie Echo in den Bergen.

Über Wilms**) Tod sprechen wir mal mündlich. Ich hab ihn von Jugend an sehr hoch gestellt. Er hatte die Beschränktheit der Größe und war nur scharf mit dem Messer in der Hand. Natürlich auch ein Apothekerssohn.

---

*) „Das Eröffnungsfest im Wintergarten des Zentralhotels", „Vossische Zeitung" vom 5. Oktober 1880. Moewes Blumengarten befand sich in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in der Potsdamer Straße Nr. 30.

**) Der Berliner Chirurg Robert Wilms war am 24. September 1880 gestorben. Th. F. kannte ihn von Bethanien her. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", Ges. Werke II, 3, S. 272 f.

Alles Bedeutende wurzelt zuletzt in Radix Ipecacuanhoe usw. Uns wenigstens kleidet dieser Glaube *).

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 10. November 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

In dem Hurly-burly der Abreise wird in der Angst und Sorge um die eigne werte Person immer was vergessen, diesmal Ihre Novelle beziehungsweise Märchen. Es ist mir peinlich, auf dieser Unachtsamkeit ertappt zu werden, und so eil' ich mich, durch ein offnes Schuldbekenntnis die Sache nach Möglichkeit auszugleichen. Darf ich bitten, mir alle drei Arbeiten oder vielleicht auch eine vierte noch recht bald schicken zu wollen. Ich lese sie dann gleich und schreibe noch unter dem frischen Eindruck an W. Hertz. Ich würde mich sehr freuen, wenn meine Worte zunächst wenigstens dahin wirkten, daß er begierig wird, alles selbst zu lesen. Er ist nicht ohne Urteil und dem Zuge, der Ihre Arbeiten charakterisiert, nicht abgeneigt. Was bei der heutigen allgemeinen Sachlage schon ein Verdienst ist.

Mein Unwohlsein hat mich nicht gehindert, die wenigen Stunden dankbar zu genießen.

Mit der Bitte, mich dem verehrten Zirkel in der großen Halle und dadurch eigentlich den Vertreterinnen aller Nationen: Deutschland, Österreich, Schweden, Frankreich empfehlen zu wollen, hochgeehrter Herr Graf, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Auch Wilhelm Hertz war der Sohn eines Apothekers.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 21. November 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

... Was das Staatsministerium gestern (Sonnabend) geleistet hat*), ist mir denn doch zu wenig. Ich liebe die Juden, ziehe sie dem Wendo-Germanischen eigentlich vor — denn es ist bis dato mit letztrem nicht allzuviel — aber regiert will ich nicht von den Juden sein.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 24. November 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Gestern war der „Bär"-Mann**) nicht nur bei mir, sondern schleppte mich auch noch ins Theater, wo ich, zu meinem künstlerischen und moralischen Entsetzen, der drei-

*) Am 20. November hatte die Fortschrittspartei im Abgeordnetenhaus die Regierung wegen der von Berlin ausgehenden Agitation gegen die Juden interpelliert und dabei auch gefragt, wie sie sich zu der allgemein verbreiteten Petition verhalte, in der unter anderm verlangt werde, daß die Juden von allen obrigkeitlichen (autoritativen) Stellungen ausgeschlossen werden. Graf Otto Stolberg, Vizepräsident des Ministeriums, antwortete im Namen der Regierung, daß diese Petition nicht an die Staatsregierung gelangt sei, und daß sie noch nicht in der Lage wäre, ihren Inhalt in amtliche Erwägung zu ziehen. Im übrigen erklärte er, daß die bestehende Gesetzgebung die Gleichberechtigung aller religiösen Bekenntnisse in jeglicher staatsbürgerlichen Beziehung ausspricht, und daß die Regierung nicht beabsichtige, eine Änderung dieses Rechtszustandes eintreten zu lassen.

**) Emil Dominik, Redakteur des „Bär".

hundertfünfzigsten Vorstellung der „Fledermaus“ beiwohnte. Der reine Tingeltangel. O, „Deutschland, Deutschland über alles“. Sind wir 'runter gekommen!

Mit meinem ellenlangen Aufsatze „Die Hertefelds“ *) hoff' ich in acht oder zehn Tagen fertig zu sein. Ich hätt' es so leicht gehabt, wenn ich den fix und fertigen Stoff (Konversationslexikon und Mülverstedt) einfach genommen und, wie die Journalisten sagen, Kopf und Schwanz drangesetzt hätte. Das war mir nun aber gegen die Reputation, und dadurch ist es eine der mühevollsten Arbeiten auf dem Gebiete meiner „Wanderungen“ geworden. Glücklicherweise, so weit mein eigenes Lerninteresse mitspricht, auch eine der dankbarsten. Der dankbarsten für mich persönlich. Das Mühevolle, ja sogar Schwierige, lag nämlich darin, daß, mit Ausnahme der Plünderungsgeschichte, gar kein Stoff von Allgemeininteresse vorliegt. Mit dieser Tatsache hatt' ich mich erst einzuleben und mir immer wieder die Frage zu stellen: „wie führst du einen Mann vor (Friedrich Leopold), von dem die Welt nichts weiß und auch nichts wissen kann? Denn er hat nicht das Geringste getan, was ihn in den Kreis unsrer historischen Männer einreihen könnte.“ Was er im entscheidenden Momente getan hat, schmeckt ein klein bißchen nach Gegenteil von Historie. Und doch steckte gerade hierin wieder ein Reiz, ähnlich wie in dem Kleistschen „Friedrich von Hessen-Homburg“, der partout nicht sterben will. Jeder Mensch, der den Mut hat, anders zu empfinden als der große Haufe, auch selbst in Mutsachen mutig anders zu empfinden, als die lederne Tapferkeitsschablone vorschreibt, erweckt mein Interesse. Und doch hoffentlich auch einzelner andrer noch. Enfin, ich

*) Vgl. Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg (Berlin 1889), S. 269 ff.

entschied mich zuletzt dahin, alles aufs Idyll, aufs Kleinleben, auf die Patriarchalität und die Gefühls- und Geistesselbständigkeit hin zu schildern, und bin denn auch diesen Weg gegangen. Ich darf aber sagen, es war schwer, weil ich mir jedes Steinchen für dies Mosaikbild aus den vier Briefbänden erst habe suchen müssen.

Was hinterher noch kommt: „Liebenberg" ist, denk' ich, verhältnismäßig leicht. Es wird, halbe Seiten lang, auf Katalogisieren hinauslaufen: Bilder, Bücher, Curiosa.

Eben hab' ich den Brief noch 'mal durchgelesen und bin in Sorge, daß er als captatio genommen werden könnte. Es ist aber wirklich nur Schilderung und Bekenntnis.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 7. Dezember 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Freund Dominik, der sich selbst den Titel „Bärenführer" beigelegt hat, schickt mir eben zwei verfrühte Nummern des Bären (die Welt erhält dieselben erst am 18.) mit der Bitte, beide Nummern an Sie respektive Graf Kalnein*) gelangen zu lassen. Ich unterziehe mich nur der ersten Hälfte des Auftrags und lege die zweite Hälfte vertrauensvoll in Ihre Hände. Ein Wunsch, den Sie dem Herrn Schwager gegenüber äußern, wird eher Berücksichtigung finden, als wenn ich eine Introduzierung versuchen wollte.

*) Eulenburgs Schwager Graf Kalnein war nach dem alten Grafen Eulenburg, dem Vater des Adressaten, Adjutant bei Wrangel. Vgl. die Berliner Wochenschrift „Der Bär" (herausgegeben von Ernst Friedel und Emil Dominik, Jahrgang 6 (1880), S. 143 ff.

Wie sich Haus Eulenburg zu den vorläufig mitgeteilten Wrangelianis stellen wird, bin ich neugierig, zu hören. Die Auswahl ist nicht schlecht getroffen. Auch halt' ich die Mehrzahl für echt; nur die Kunst des Vortrags ist unausreichend. Man merkt, daß es ein bloßer Schwadronshiebschriftsteller ist, der sich an die sehr schwierige Wiedergabe solcher Dinge gemacht hat, Dinge, die je derber sie sich geben, desto delikater behandelt sein wollen. Von Behandlung des Dialekts und den feinen Gesetzen, die dabei mitspielen, hat er keine Ahnung.

In der Hoffnung, recht bald viel Gutes von Ihnen zu hören, hochgeehrter Herr Graf, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, 23. Dezember 1880.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom gestrigen Tage. Die Notiz hab ich gleich an Freund Dominik gelangen lassen. Was daraus wird — vorläufig aus der bloßen Notiz, von aller Wirkung derselben abgesehn — müssen wir abwarten. Es stimmt nämlich in dem „Bär"-Lager nicht alles mehr. Dominik hat mit den Herausgebern*) einen großen, halb auf Politik und halb auf die Frage Takt oder Nichttakt hinauslaufenden Streit gehabt, in dem ich Partei genommen und mir möglicherweise die Ungnade meines alten Gönners zugezogen habe. Schon recht. Wenn Eheleute sich zanken, soll man nicht putschen, aber ebenso wenig „vom höheren Rechtsstandpunkt

*) Gemeint sind die Verleger Gebrüder Paetel und Stadtrat Ernst Friedel.

aus" erhabene Wahrheiten sprechen wollen. Die Sache hat ein Allgemeininteresse; deshalb will ich Ihnen davon erzählen. Sie entsinnen sich der unglaublichen Szenen in unsrer Stadtverordnetensitzung, wo mehrere Herren für den Liqueurfabrikanten Kantorowicz eintraten und die große Trommel sittlicher Entrüstung rührten*). All dieser Unsinn ärgerte meinen Dominik, und er schrieb einen heftigen Artikel, in dem er jene Phraseurs geißelte. Diesen Artikel wiesen nicht nur die Herausgeber (die Buchhändlerfirma), sondern auch die „Patrone" des „Bär" zurück. Dominik klagte mir nun seine Not und erwartete, ich würd' ihm recht geben. Aber da war er ganz irr. Ich schrieb ihm: „Alles hat seine Konsequenz, und wenn ein Sozialdemokrat in den Spalten eines ihm anvertrauten Parteiblattes morgen Bourgeoisartikel schreibt, so find ich es nur in der Ordnung, wenn sich die Sozialdemokraten das verbitten. Der „Bär" ist ein Stadtblatt. Auf seiner ersten Seite stehen sechs oder sieben Stadträte, Stadtvorsteher usw. als Mitarbeiter und fortschrittlich-liberale Taufpaten verzeichnet, und in eben diesem Blatte wollen Sie Front machen gegen die Leute, die nicht bloß in der Stadtverordnetenversammlung, sondern auch in Ihrem eignen „Bär" das große Wort führen?! Das geht nicht." Hierauf hab' ich nur eine Karte mit ein paar Zeilen als Antwort bekommen, und alle Korrespondenz, die sonst sehr lebhaft war, ruht seit über vier Wochen. Ich bin nun neugierig, ob meine heutigen Zeilen eine bessere Stimmung vorfinden werden. Wenn nicht, denn nicht. Übrigens ist Dominik selbst ein Liberaler.

---

*) Sitzung vom 11. November 1880. Der „Bär" brachte darüber schließlich nur eine kurze Notiz im Briefkasten der Nummer vom 27. November, in der die Vorgänge als nicht schön bezeichnet wurden.

In der Kreuzzeitung hatt' ich die kurzen Notizen über das Befinden Ihres Herrn Onkels*) gelesen, war also nicht überrascht, aus Liebenberg (in der Kreuzzeitung „Lieberose") nichts zu hören.

Ihnen allen in Liebenberg ein so frohes Fest wünschend, wie es die Familiensorge zuläßt, zugleich mit der Bitte, mich allerseits empfehlen zu wollen, hochgeehrter Herr Graf, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 26. Dezember 1880.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Daß Sie mir, trotz heiligem Christ und Paris — beinah Gegensätze — meinen Fragezettel so schnell beantwortet haben, stimmt mich zu besonderer Dankbarkeit.

Es muß eine rechte Weihnachtsfreude gewesen sein. Ein erlassenes**) Examen, und wenn man die alexandrinische Bibliothek intus hat, ist immer ein Geschenk in Prioritätsaktien und Paris gleich die Dividende dazu.

Des Zuges in die Fremde, der mich früher ganz beherrschte, bin ich seit langem los und ledig; aber an zwei Punkten verlohnt' es sich auch für mich noch zu leben: in Paris und Rom. Allerdings geb ich dem letztren den Vorzug. In Paris ist alles Zukunft, in Rom alles Vergangenheit. Und in meinen Jahren gibt man der ruhigen Beschäftigung mit dieser den Vorzug.

Vielleicht erhalte ich nun Ihre Arbeiten erst von Paris aus. Auf den Verleger hin angesehn, würd' ich

*) Der ehemalige Minister des Innern, Graf Friedrich zu Eulenburg, war schwer erkrankt. Im Juni 1881 starb er.

**) Wegen der Güte seiner drei schriftlichen Arbeiten wurde dem Grafen das mündliche diplomatische Examen erlassen.

das vorziehn. Ich las erst gestern abend, daß Byron, dem Verleger Murray gegenüber, durch seinen Lordstitel sehr unterstützt worden sei. Auch wir haben Murrays, und es schadet nichts, wenn der Graf noch durch einen Gesandtschaftssekretär unterstützt wird. Doppelt hält gut. Ich freue mich, Sie vor Ihrer Abreise noch sehen zu dürfen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 20. Januar 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank für Pauls neues Stück*). Ich habe hineingeguckt. Danach gefällt es mir durchaus, und es wundert mich nur, meinerseits noch nichts von Aufführung gehört zu haben. Aber freilich, das Publikum will nur „Minne" oder Tagesfragen. Für Paul begrüß ich es immer als einen Segen, wenn er mal auf eine kleine Weile den Novellenfaden fallen läßt. Es wird zu viel. Andrerseits, so lange man begeisterte Leser findet, warum nicht?

Mit besten Wünschen für Ihr Wohl, wie immer Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 20. Februar 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Anbei das eine der beiden Kontraktexemplare**), die Sie die Güte hatten, mir gestern zu schicken, mit meiner

*) Die Weiber von Schorndorf. Historisches Schauspiel in vier Akten von Paul Heyse. (Berlin 1881.)

**) Es handelt sich um die Buchausgabe von „Ellernklipp" (Berlin 1881).

Unterschrift und meinem Danke zurück. Zugleich die Versicherung, daß mich Ihre Begleitzeilen aufrichtig erfreut haben, und daß ich es zu den Glück- und Erfreulichkeiten meines Lebens zähle, neben Ihrer Geneigtheit, es mit mir zu wagen, in Ihnen auch immer eines wohlwollenden und anerkennenden Lesers sicher gewesen zu sein In unsren modernen Zeiten werden sich nicht allzuviele Schriftsteller dieses Vorzuges rühmen dürfen.

In aufrichtiger Ergebenheit

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 25. Februar 1881.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Graf!

Seit etwa acht Tagen liegt das Büchelchen*), das ich Ihnen hiermit zu freundlicher Durchsicht überweise, vor mir und harrt auf Absendung. Es schien mir aber die denkbar ungeeignetste Woche, Ihnen mit einem Idyll zu kommen, als ob Bismarck**) nie gelebt und nie mit dem Säbel in

*) Das Büchelchen ist das Kapitel Liebenberg in den „Fünf Schlössern". Th. F. hatte es, noch ehe das Buch erschien, in Aufsätzen der Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung (6. und 13. Februar 1881) veröffentlicht und die Ausschnitte sehr sauber auf Briefpapier geklebt und einbinden lassen, dazu das Titelblatt eigenhändig geschrieben.

**) Die Affäre Bismarck-Eulenburg bezieht sich auf den Rücktritt des Ministers des Innern, Grafen Botho zu Eulenburg, (später Ministerpräsidenten während der Ära Caprivi). Er wurde dadurch herbeigeführt, daß in der Sitzung des Herrenhauses vom 19. Februar Geheimrat Rommel einen Brief Bismarcks verlas, worin dieser eine andere Auffassung zweier Paragraphen des zur Beratung stehenden Gesetzes kund gab, als der Minister des Innern vertreten hatte. Vgl. Näheres darüber bei Christoph v. Tiedemann, „Sechs Jahre Chef der Reichskanzlei" (Hirzel, Leipzig 1909), S. 425 ff., wo der Vorgang

der Faust als sabreur unter den Eulenburgs umhergemetzelt hätte.

Außer der Judenfrage hat mich seit vielen Jahren nichts so aufgeregt, wie die Eulenburgfrage. Wie gerne spräch' ich mit Ihnen darüber! Ihr Familiengefühl wird verletzt sein, und ich finde die Form des Vorgehens etwas stark. Das Vorgehen selbst aber begreif' ich, und zwar aus verschiedenen Gründen, die nicht bloß in der Sache liegen. Denn er ist ein strenger und eifersüchtiger Gott! Aber genug, ich schreibe mich sonst in die kitzlichsten Fragen hinein.

Darf ich bitten, mich der Frau Gräfin empfehlen zu wollen, wenn sie schon in Paris ist.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Berlin, d. 3. März 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Gestern abend spät hab' ich die Korrekturbogen*) nach Braunschweig hin zur Post gegeben, habe auch gleichzeitig um Revision gebeten, eine Bitte, die mir hoffentlich erfüllt werden kann.

Ich schreibe heut, um einen Seufzer auszustoßen über die „Verbesserungen", denen ich ausgesetzt gewesen bin. Ich hoffe, daß wir für die Zukunft, zunächst also für die zweite Hälfte der Novelle, den berühmten modus vivendi

---

als eine „Komödie der Irrungen" hingestellt wird. Auch in den „Gedanken und Erinnerungen" Bismarcks ist (Volksausgabe Bd. 2, S. 220) kurz davon die Rede.

*) Von „Ellernklipp". Vgl. Bd. 1, S. 410.

finden werden. Ich opfre Ihnen meine „Punktums", aber meine „Unds", wo sie massenhaft auftreten, müssen Sie mir lassen. Ich begreife, daß einem himmelangst dabei werden kann, und doch müssen sie bleiben, nach dem alten Satze: von zwei Übeln wähle das kleinere.

Warum müssen sie bleiben? Es stört, es verdrießt usw. Und doch! Ich bilde mir nämlich ein, unter uns gesagt, ein Stilist zu sein, nicht einer von den unerträglichen Glattschreibern, die für alles nur einen Ton und eine Form haben, sondern ein wirklicher. Das heißt also ein Schriftsteller, der den Dingen nicht seinen altüberkommenen Marlitt- oder Gartenlaubenstil aufzwängt, sondern umgekehrt einer, der immer wechselnd seinen Stil aus der Sache nimmt, die er behandelt. Und so kommt es denn, daß ich Sätze schreibe, die vierzehn Zeilen lang sind und dann wieder andre, die noch lange nicht vierzehn Silben, oft nur vierzehn Buchstaben aufweisen. Und so ist es auch mit den „Unds". Wollt' ich alles auf den Undstil stellen, so müßt' ich als gemeingefährlich eingesperrt werden. Ich schreibe aber Mit-Und-Novellen und Ohne-Und-Novellen, immer in Anbequemung und Rücksicht auf den Stoff. Je moderner, desto Und-loser. Je schlichter, je mehr sancta simplicitas, destomehr „und". „Und" ist biblisch-patriarchalisch und überall da, wo nach dieser Seite hin liegende Wirkungen erzielt werden sollen, gar nicht zu entbehren. Im Einzelfall — dies gesteh ich gern zu — kann es an der unrechten Stelle stehn, aber dann muß der ganze Satz anders gebildet werden. Durch bloßes Weglassen ist nicht zu helfen. Im Gegenteil. Ich habe die Hoffnung, daß Sie diesem allen ein freundliches Gehör schenken.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 12. März 1881.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Ihre freundlichen Zeilen vom 6. d., die mich aus den verschiedensten Gründen in meinem Gemüte beschäftigt haben, hätte ich rascher beantwortet, wenn ich nicht krank wäre, so nervenangegriffen, daß mir auch Briefschreiben einen leisen typhösen Kopfschmerz zuzieht. Es ist aber nichts Schlimmes, nur immer lang andauernd, was für jemand, der von seiner Feder leben soll, nicht erfreulich ist. Es hat aber auch sein Gutes: ich liege viel auf dem Sofa und lasse mir Dinge vorlesen, zu deren Kenntnisnahme ich in gesunden Tagen nie kommen würde.

Wie beklage ich es, daß Ihnen die ersten Wochen und Monate so freudelos verlaufen sind! Mit dem Wegfall der Angst und Not um das erkrankte Töchterchen wird es ja besser werden, aber das Unbehagen über wenig erquickliche Menschen und Zustände wird bleiben. Ich möchte dabei den ganz allgemeinen Satz aufstellen, daß uns unsre wachsende politische Bedeutung, unsre ascendance auf den verschiedensten Gebieten, allmählich um alle Freudigkeit an Paris und London und überhaupt um die krankhafte Lust am Fremdländischen bringen wird. Unzweifelhaft ist dies ein Fortschritt und, mit Hamlet zu sprechen, devoutly to be wished, aber nach dem alten Satze, daß nichts in der Welt umsonst ist, und daß jeder Vorteil seinen Nachteil bringt, werden wir den altehrwürdigen deutschen Reiseenthusiasmus auf dem Altar unsres immer mehr erstarkenden Nationalbewußtseins opfern müssen. Paris ist für uns nicht *das* mehr, was es, von Louis XIV. an, durch zwei Jahrhunderte für uns war. Wir empfinden jetzt, wenn

wir dort sind, nur alles das, was uns fehlt, und finden nichts mehr, was wir, als siegreiches Gegengewicht gegen unser Unbehagen, in die Schale werfen könnten. Ich entsinne mich noch deutlich meiner Londoner Tage vor fünfundzwanzig Jahren. Es war oft unerträglich trist und langweilig, profoundly dull, aber die Sehnsucht nach der Heimat oder, wie ich damals, mich selbst persiflierend, zu sagen pflegte „nach der Semmel“ (denn London hat keine Semmeln), diese Sehnsucht wurde durch ein starkes Gefühl immer wieder balanziert: London war groß, Berlin war klein, leider auch kleinlich. Ich hatte dies Gefühl so stark, daß ich mich von allen Verstimmungen und Heimwehanwandlungen immer rasch wieder erholte. Aber das sind jetzt tempi passati. Durchaus ebenbürtig sind wir mittlerweile mit in die Front gerückt, und von ewiger Bewunderung oder gar ödem Anstaunen kann gar keine Rede mehr sein. In erster Reihe verdanken wir das freilich unseren Siegen, aber kaum minder einem plötzlich erwachten kritischen Mut, der ernsthaft an die sogenannten Vorzüge herantritt und sich die Frage vorlegt: „Ja, wo stecken denn hier nun eigentlich die Vorzüge? Ist Sardous Daniel Rochat zu bewundern? Ist Zola allen dagewesenen Romanciers überlegen? Ist Meissonier oder Neuville bedeutender als Menzel? Ist Victor Hugo ein Redner? Ist es geschmackvoll, wenn ein Senatspräsident die Tatsache, daß Victor Hugo eben Platz genommen hat, der Versammlung mit den Worten anzeigt: „das Genie hat sich gesetzt?“ Ja freilich: das Genie hat sich gesetzt, und wir können es sitzen lassen. Alle diese Dinge sind für uns entzaubert, und wenn wir Sehnsucht nach Liebenberg oder der „großen Lanke“ empfinden, ist nichts da, was uns (wie früher) die Sehnsucht wegdisputieren könnte. So müssen wir für unsre Größe bezahlen und für die Größe des Kanzlers, der uns

zu unsrer eignen Größe recht eigentlich erst verholfen hat. Den Eulenburgs ist dabei noch ein Opferplus angesonnen oder, da sich jetzt alles um Steuern dreht, eine Übersteuerung oder doch ein Steuerzuschlag auferlegt worden. Graf Botho mußte fallen. Es ist mir so gewiß, wie zwei mal zwei vier, daß es eine reine Rivalitätsfrage gewesen ist. Und weil ich es so ansehe, deshalb stehe ich gegen Ihren Herrn Vetter. Man muß nicht mehr wollen, als man kann. Wer mit einem Riesen anbinden will, muß selber einer sein. Ohne Kampf, unter Anwendung kleiner Mittel, sind freilich zu allen Zeiten Riesen gestürzt worden; aber was ein Intrigant kann, kann ein Ehrenmann nicht, eben weil er der ist, der er ist. Ihr Herr Vetter glaubte sich im Bewußtsein seines Rechts und seiner Loyalität berechtigt und vielleicht sogar verpflichtet, in einen Zweikampf mit dem allmächtigen Minister einzutreten, und übersah dabei die tatsächlichen Machtverhältnisse. Daraus mache ich ihm, bis zu einem gewissen Punkt, einen Vorwurf. Ein Engländer, der in Bezug auf die Erdentstehungstheorie gefragt wurde „ob er es mit Sir Roderick Murchison *) oder mit Moses halte", antwortete: „Wenn ich die Wahl habe zwischen Sir Roderick Murchison und Moses, bin ich immer für Moses". In entsprechender Alternative wird der Kaiser immer für Bismarck sein. Dies muß jeder wissen. Der Kaiser wäre nicht Kaiser Wilhelm, wenn er anders wäre. Dies ist der Kardinalunterschied zwischen ihm und seinem Bruder Friedrich Wilhelm IV., der keine großen Leute neben sich ertragen und deshalb auch keine Dankbarkeit für die Großtaten andrer in seinem Herzen großziehen konnte. Der Kanzler ist ein Despot; aber er darf es sein, er muß

*) R. J. Murchison (1805—1871), Geognost, der die Geologie Englands und Rußlands bestimmte.

es sein. Wär' er es nicht, wär' er ein parlamentarisches Ideal, das sich durch das Dümmste, was es gibt, durch Majoritäten, bestimmen ließe, so hätten wir überhaupt noch keinen Kanzler und am wenigsten ein Deutsches Reich. Das ist andrerseits freilich richtig, daß neben einem solchen Despoten nur unselbständige Naturen oder Kräfte zweiten und dritten Ranges dienen können, und daß jeder freie Mann wohltut, bei Zeiten seinen Rückzug anzutreten. Der freie Mann tut dabei, was ihm ziemt; aber der Kanzler tut auch, was ihm ziemt, wenn er sich dadurch in seinem Tun und Lassen nicht beirren läßt. Ihr Herr Vetter hat vielleicht den Fehler gemacht, daß er die Gegnerschaft erst laut und offenkundig werden ließ, statt schon zu gehen, als sie noch still, aber ihm sicherlich schon erkennbar war.

Dem Eintreffen Ihrer kleinen Erzählungen seh' ich mit Spannung entgegen.

Mit besten Wünschen für Ihr und der Frau Gräfin Wohl, der ich mich zu empfehlen bitte,

in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 13. März 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

In Potsdam existiert ein etwa vierzig Jahre altes Fräulein P., Tochter, wenn ich nicht irre, eines polnischen Adligen und einer Spanierin, die seit einer Reihe von Jahren von Stundengeben gelebt und namentlich Offiziere vom 1. Garderegiment, auch deren Familien, in verschiedenen Sprachen unterrichtet hat. Sie ist ein großes Sprachtalent, spricht spanisch vorzüglich, und französisch,

italienisch, englisch und, ich glaube, auch polnisch recht gut. Nun hat die arme Person einen Fall getan, sich an Rippen und Lunge schwer verletzt und kann das mühevolle Stundengeben nicht mehr aushalten. Es entsteht die Frage, ob ihr nicht durch literarische Verwertung ihrer ungewöhnlichen Sprachkenntnisse zu helfen wäre, und meine Bitte richtet sich an Sie, ob Sie nicht einen Rat in dieser Richtung erteilen könnten? Ich wollte erst an Dr. E. schreiben, aber er hat selbst eine Spanierin zur Frau — Spanierinnen billig wie Brombeeren — und mit „spanischen Korrespondenzen" für die „Voss. Ztg." ist auch nicht viel zu machen. Der Normalberliner kümmert sich doch eigentlich nur um Berlin und um das, was gerade obenauf schwimmt. So bliebe das Übersetzen, ein so kümmerliches Brot es sein mag, doch schließlich immer noch das Beste, wenn ein Übersetzungsverleger gefunden werden könnte, der Dinge nicht bloß ausnahmsweise mal nimmt, sondern sie bestellt. Noch einmal: wissen Sie Rat? Eine kleine Chance erwächst der Dame vielleicht daraus, daß ihr beinah jede moderne Sprache gleich bequem liegt. Ich glaube, daß es sächsisch-thüringische Verleger gibt, für die Frl. P. ein wahrer Schatz sein würde. Aber wo den rechten finden?!

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 20. März 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Können Sie sich vielleicht persönlich noch erinnern oder doch durch Freunde aus den vierziger Jahren her erfahren, ob der alte Schadow Platt gesprochen hat oder nicht?*)

*) Vgl. oben Bd. 1, S. 212.

Die Familie zeigt in diesem Punkt eine geradezu lächerliche Empfindlichkeit. Ich würde stolz sein, wenn mein Vater ein Schadowplatt gesprochen hätte. Um das zu können, dazu mußte man eben ein alter Schadow sein. Ich gebe in dieser Angelegenheit nur dann nach, wenn ich von allen Seiten her erfahre: „nein, er hat nicht Platt gesprochen“. Bis dato hab ich von Nichtverwandten immer nur versichern hören: „er hat gerade so gesprochen, wie Sie (ich) ihn haben sprechen lassen“.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Gustav Lüderitz.

Berlin, d. 23. März 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Es schwebt ein Streit, ob der alte Schadow, gelegentlich und wenn er sich gehen ließ, berlinisch gesprochen habe? Professor Henning*) schreibt mir: niemand könne die Frage besser beantworten als Sie, hochgeehrter Herr, und so bitte ich denn freundlichst um Ihr ja oder nein in der Sache. Was Henning hinzufügt: Schadow habe vor allem „schadowsch“ gesprochen, halb berlinisch halb märkisch Platt, scheint mir sehr richtig.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Adolf Henning, (1809—1900), Historien- und Porträtmaler, ordentliches Mitglied der Akademie der Künste.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 27. März 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz!

In der Schadow-Angelegenheit hab ich alles in allem zwölf Briefe empfangen, die, mit Ausnahme eines, alle darin übereinstimmen: er sprach, wenn ihm wohl wurde, berlinisch Platt.

Die Familie hat unter der Hand — aber in längst zurückliegender Zeit — eine kleine Leibtruppe geworben, die nun den Kampf zu gunsten eines hochdeutschen alten Schadow durchfechten soll. Sie werden aber unterliegen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 9. April 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Darf ich Sie freundlichst bitten, ein recht hübsches gebundenes Exemplar meines Romans einpacken und womöglich heute noch unter umstehender Adresse zur Post geben zu lassen. Den ungefähren Betrag erlaub ich mir beizuschließen. Ich bin seit einer Stunde von Fürstenwalde zurück, von dem aus ich gestern eine große Partie um den Schermützel herum, an den Markgrafensteinen vorbei, bis nach Groß-Rietz (Minister Woellner unter Friedrich Wilhelm II.) machte*), und möchte mich gegen meine liebenswürdigen Begleiter: Roggatz und Frau, natürlich

*) Vgl. „Wanderungen", Bd. 4, Spreeland. Vierte Auflage, S. 33 ff. Dieser Band erschien zuerst im Herbst 1881. (Berlin, Wilhelm Hertz.)

Apotheker, gerne nach meiner schwachen Kraft erkenntlich zeigen. Literarisches wird zwar nicht geschätzt, aber ich kann doch nicht silberne Leuchter oder eine Pfefferkuchenkiste schenken. So denn faute de mieux „Vor dem Sturm".

Mit besten Wünschen für Ihr Wohl, in aufrichtiger Ergebenheit

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Potsdam, d. 23. April 1881.
Pfarrhaus der Friedenskirche.

Hochgeehrter Herr Graf.

Seit acht Tagen bin ich hier im Pfarrhaus der Friedenskirche und verlebe glückliche Tage. Ihren lieben Brief vom 7. nahm ich mit herüber, um ihn gleich zu beantworten. Das Friedenskirchenleben war aber, aller Friedlichkeit unerachtet, wenig still, und so wollte sich die rechte Stunde nicht finden lassen. Aber jetzt soll sie da sein.

Ich beklage von Herzen, daß Ihnen die Pariser Tage bisher so wenig Glück bedeutet haben. Aber jeder Köcher schießt sich schließlich leer, und es werden Ihnen wieder friedliche und helle Tage kommen. Auch in Paris noch. Als wir in unsre jetzige Wohnung einzogen, ging uns alles verquer. Einer der Handwerker, der meine Frau darüber in Sorge und fast in Tränen sah, sagte zu unsrem Mädchen: „Jott, die Madam kann lachen. Wenn't so anfängt, wird et immer jut". Und er hat wenigstens nicht ganz unrecht gehabt.

Ich habe die letzten Wochen sehr unruhig verbracht, fast immer auf Reisen, weil zu Weihnachten ein vierter Band meiner „Wanderungen" erscheinen soll, zu welchem Zweck ich noch allerhand sehen mußte. Ich war in dem fabelhaften Lande „Beeskow-Storkow" und später in Gröben

und Siethen, zwei in der Nähe von Trebbin gelegenen Gütern, die — von ihrer entzückenden Lage ganz abgesehn — dadurch ein Interesse haben, daß die ostpreußischen Groebens dort herstammen, denen durch drei Jahrhunderte hin die Schlabrendorffs und zuletzt zwei Scharnhorstsche Damen, Mutter und Tochter, im Besitze folgten.

Gegen Bismarck braut sich allmählich im Volk ein Wetter zusammen. In der Oberschicht der Gesellschaft ist es bekanntlich lange da. Nicht seine Maßregeln sind es, die ihn geradezu ruinieren, sondern seine Verdächtigungen. Er täuscht sich über das Maß seiner Popularität. Sie war einmal kolossal, aber sie ist es nicht mehr. Es fallen täglich hunderte, mitunter tausende ab. Vor seinem Genie hat jeder nach wie vor einen ungeheuren Respekt, auch seine Feinde, ja diese mitunter am meisten. Aber die Hochachtung vor seinem Charakter ist in einem starken Niedergehn. Was ihn einst so populär machte, war das in jedem lebende Gefühl: „Ah, ein großer Mann." Aber von diesem Gefühl ist nicht mehr viel übrig, und die Menschen sagen: „Er ist ein großes Genie, aber ein kleiner Mann." Dadurch, daß er seine mehr und mehr zutage tretenden kleinlichen Eigenschaften mit einer gewissen Großartigkeit in Szene setzt, werden die kleinlichen Eigenschaften noch lange nicht groß. Wenn ich einen um einen Sechser verklage und nicht eher ruhe, als bis ich ihn im Zuchthause habe, so ist der Apparat zwar sehr groß, aber der Sechser bleibt ein Sechser. In alten englischen Balladen kommt mit Vorliebe die Wendung vor „O, Percy, mir sang ein Vogel ins Ohr usw." Wenn ich doch der Vogel wäre, der der Lady Percy etwas Warnendes zusingen könnte, damit sie's an die rechte Adresse brächte, was der Vogel gesungen *).

*) Th. F. urteilte in anderen Stunden sehr viel anders auch

Mit der Bitte, mich der Frau Gräfin empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit, hochgeehrter Herr Graf

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 11. Mai 1881.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Auf meinen letzten Wanderungen — wiederholentlichen Fahrten nach den Schwesterdörfern Gröben und Siethen — habe ich Ihrer jedesmal gedacht, weil ich das Gefühl hatte, daß eine Teilnahme daran Sie vor tausend anderen interessiert und vielleicht selbst, wie mich, gerührt oder doch bewegt haben würde. Siethen ist nämlich das Dorf, in dem Frau v. Scharnhorst, Witwe des jüngsten Sohnes des berühmten Scharnhorst, über vierzig Jahre lang lebte und in Gemeinschaft mit ihrer Tochter Johanna Scharnhorst nicht nur Stiftung über Stiftung — aber immer ihren doch nur bescheidenen Mitteln angemessen — ins Leben rief, sondern auch, unter dem stillen Einfluß wahrhaft

---

über Bismarcks Charakter. Dreimal besang er den Kanzler. Zweimal zum siebzigsten Geburtstag in dem frischen Gedicht „Jung Bismarck" und in den humoristisch-pathetischen schlagfertigen Jamben „Zeus in Mission". Zuletzt dichtete er, nicht lange nachdem er die Nachricht seines Todes empfangen hatte, kurz vor dem Ausgang des eigenen Lebens, die Nänie „Wo Bismarck liegen soll", wohl das Schönste, was poetisch bisher über den Großen ausgesprochen worden ist. Wir wollten diesen schroffen Angriff so wenig wie die nachfolgenden Äußerungen über den Textdichter Richard Wagner unterdrücken, weil jedes Urteil eines selbständigen bedeutenden Menschen über große Genien von psychologisch-dokumentarischem Wert ist. Wer möchte Voltaires Urteil über Shakespeare, Friedrichs des Großen und Lessings Äußerungen über Goethes „Götz", Goethes Urteile über Heinrich v. Kleist missen?

christlichen Tuns, beide Dörfer auf eine seltene Stufe des Anstandes, guter Gesinnung und guter Sitte hob. Ich denke mir, daß Sie in zurückliegenden Stahl-Gerlachschen Tagen oft von diesen beiden Damen und auch von Johannas schöner Cousine Agnes v. Scharnhorst, jetzt Frau v. Münchhausen in Erdmannsdorf, gehört haben müssen.

Kommen Sie nach München, so herzlichsten Gruß an Paul und Frau. Mit besten Reisewünschen Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Berlin, d. 16. Juni 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Besten Dank für Ihre freundlichen Worte, die man immer brauchen kann, und doppelt, wenn sie von einer Redaktion oder doch wenigstens von einem Redakteur kommen. Denn „Redaktion" ist allerdings noch die Steigerung und der reine unsichtbare Gott in Wolken, das Fatum, das den Untergott in seiner Liebe desavouieren kann. „Ellernklipp" wird zu Weihnachten bei Hertz erscheinen. Er war zu meiner Freude gleich bereit. Ich möchte nun wohl die Kapitelüberschriften wiederherstellen, und wenn auf der Braunschweiger Druckerei der betreffende Bogen noch existieren sollte, so wär' ich sehr dankbar, wenn ich ihn durch Ihre freundliche Vermittlung zurückerhalten könnte.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Thale am Harz, d. 24. Juni 1881.
Hotel Zehnpfund.

Hochgeehrter Herr und Freund!

Allerschönsten Dank für die Kapitelüberschriften, nicht mindren für die freundliche Schlußwendung Ihres Briefchens. Ich empfing es im Moment meiner Abreise, wie ich vor gerad' einem Jahr Ihren freundlichen Besuch im Moment meiner Abreise empfangen durfte, und wünsche lebhaft, daß sich alles Weitere gleich glatt wie damals abwickeln möge. Das vivat sequens hat einen wirklichen Wert für mich, woraus ich Ihnen gar kein Hehl mache. Wenn Westermann manierliche Schriftsteller braucht, so brauchen die manierlichen Schriftsteller noch viel mehr Westermaun. Denn während dieser unter einem Dutzend — mehr freilich sind im ganzen Deutschland nicht heraus zu bringen — das Aussuchen hat, hat das Dutzend Schriftsteller nur unter einem Vierteldutzend von Journalen die Wahl: Westermann, Rundschau, Nord und Süd. Alles andre steht auf erheblich niedrigerer Stufe und fällt mehr oder weniger ins Vulgäre. Und wie verhält sich's nun mit der großen Dreiheit? Für „Nord und Süd" hat Bürger eigens die Zeilen gedichtet: „Lenore, ach mit Beben, Ringt zwischen Tod und Leben",*) und mit meinem Freunde Rodenberg, trotzdem ich ihm — sehr gegen meine Natur und Neigung — die Cour gemacht habe, weil ich sein Journal für sehr gut und ihn selbst für einen sehr guten Redakteur halte, hab ich nie auf einen grünen Zweig kommen können. Sie ersehen daraus, wie viel Westermanns für mich bedeuten. Ich halte dabei mit nichts zurück, indem ich der

*) Die Verse lauten wörtlich: „Lenorens Herz, mit Beben, Rang zwischen Tod und Leben."

Hoffnung lebe, daß Sie, um solcher confessions willen, mir keine Daumschrauben ansetzen werden.

Und nun zu dem „sequens“, womit es übrigens noch gute Wege hat. Ich möcht' es nur, in diesem Sommer noch, im Brouillon niederschreiben können. Fertig ist es nicht vor Jahresfrist, weil ich zwei andre Arbeiten, eine für Hallberger *), eine andre für meine gute Vossin **), die auch den Novellendurst gekriegt hat, vorher beenden muß. Es handelt sich um eine politische Novelle, etwas ganz Neues und Eigenartiges, das einigermaßen an den Adelheid v. Mühler-Stoff erinnert, den wir mal durchgesprochen haben; weicht aber auch wieder ab, ist viel reicher in den Figuren und vermeidet die Briefform. Der Titel soll sein: Storch von Adebar ***), und die Tendenz geht dahin, den pietistischen Konservatismus, den Friedrich Wilhelm IV. aufbrachte, und der sich bis 1866 hielt, in Einzelexemplaren (Potsdam) auch noch vorhanden ist, in seiner Unechtheit, Unbrauchbarkeit und Schädlichkeit zu zeichnen. Die Hauptträgerin dieses Konservatismus ist die „Störchin“ und ihr eigentliches Opfer ihr Gatte, der alte Storch, ein guter, kreuzbraver Kerl, der, in andern Zeiten und unter anderm Einfluß, sich und andern zur Freude gelebt hätte und nun an dem Widerstreit seiner Natur und des ihm Eingeimpften tragikomisch zu Grunde geht. Ich habe alle diese Dinge erlebt, diese Figuren gesehn und freue mich darauf, sie künstlerisch gestalten zu können. Die Gegenfigur zu Storch ist Graf Attinghaus, sein Guts-

*) Graf Petöfy, 1883 in der Romanbibliothek von „Über Land und Meer“ erschienen.

**) Schach v. Wuthenow. Vgl. Bd. 1, S. 414, wo jedoch in der Fußnote 1883 verdruckt ist für 1882.

***) In Th. Fs. Nachlaß finden sich Niederschriften über diesen Roman, der unvollendet blieb.

nachbar und vieljähriger Freund, ein idealisierter Bennigsen. Wie denken Sie darüber? Ich lege Ihnen einen „Theaterzettel" bei, aus dem Sie den Rest erraten mögen. Honorarbedingungen wie bei „Ellernklipp".

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Thale im Harz, d. 24. Juni 1881.
Hotel Zehnpfund.

Sehr geehrter Herr Hertz!

Jeden Tag in Berlin erwartete ich den nun beigeschlossenen Zettel und schob deshalb meinen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 19. hinaus. Erst im Moment der Abreise, gestern früh, erhielt ich ein Briefchen von Dr. Karpeles, Redakteur der Westermannschen Monatshefte, und in dem Briefchen die Kapitelüberschriften, die wiederherzustellen mir doch sehr geraten erscheint. Ich bin immer, auch im Leben, für Ruhepunkte. Parks ohne Bänke können mir gestohlen werden. — Hier ist es schön und erquicklich wie immer. Um die Harzreise im Januar könnt' ich Sie noch nachträglich beneiden.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Wernigerode, d. 13. Juli 1881.
Lindenberg-Straße.

Mein lieber Chevalier!

Das ganze Haus ist ausgeflogen, um in Knaufs Hotel — es klingt schon so wernigerodisch-ritterlich — ein Konzert zu hören. Nur Mathilde*) Einzahn und ich sind zurückge-

*) Das alte Dienstmädchen im Th. F.schen Hause. Vgl. Bd. I, S. 341.

blieben und beschäftigen uns standesgemäß: sie palt Schoten, und ich schreibe Briefe.

Haus Fontane ist sehr in Eurer Schuld. Denn ohne richtigen Abschied haben sich er und sie aus dem Staube gemacht. Aber jeder wird mit seinem Maße gemessen, und was bei Heydens ein Verbrechen wäre, ist bei Fontanes eine „lässige Sünde". Die katholische Wendung verdank ich dem Studium des Pater Guryschen Erziehungsbuches für junge Jesuiten, das unsern Lazarus vor dreizehn oder fünfzehn Jahren mit solchem Entsetzen erfüllte*). Ich las es mit Vergnügen und habe viel daraus gelernt.

Die vier Richard Wagnerschen Textbücher habe ich im Waldkater am Fuße des Hexentanzplatzes durchgelesen. Diese Lokalitäten paßten trefflich zu der Lektüre, denn es ist sehr viel vom Kater und sehr viel von der Hexe drin. Es ist eine wirkliche Arbeit, ernst gemeint, kein Schwindel und im einzelnen poetisch und fast erhaben. Dennoch bin ich der Sache nicht froh geworden, im ganzen gewiß nicht, aber auch im einzelnen kaum, weil die schöne Wirkung der einen Seite durch die häßliche Wirkung der nächsten immer wieder aufgehoben wurde.

Was er gewollt hat, ist über die Banalität eines gewöhnlichen Operntextes hoch erhaben. Überall erkennt man den Mann von Geist und poetischer Mit- und Anempfindung. Überall möcht' er philosophisch das Welträtsel lösen oder doch das Wort sprechen, das uns dieser Lösung näher führt, und überall zeigt sich ein ordnender Geist, dem die Kunst der Komposition kein leerer Wahn ist. Er behält

*) Johann Peter Gury (1801—1866), französischer Moraltheolog, dessen Hauptwerke „Compendium theologiae moralis" (1850) und „Casus conscientiae" (1864) auf starke Opposition stießen und eine lebhafte Polemik hervorriefen. Die Moraltheologie wurde von J. G. Wesselack ins Deutsche übertragen.

immer sein Ziel im Auge und stellt es durch überaus geschickte Rekapitulationen, in denen er geradezu exzelliert, auch seinem Leser und Hörer immer wieder vor die Seele. Dazu behandelt er Vers und Sprache, wenigstens gelegentlich, mit wirklicher Meisterschaft und erzielt mitunter große Detailwirkungen durch Impromptus und eine glänzende Behandlung der Antithese.

Und doch!

Über die furchtbare Menge der Quasseleien, Albernheiten, Unverständlichkeiten und Geschmacksverirrungen geh ich hin, ebenso über den totalen Mangel an Witz und Humor, trotzdem sich dieser letztre Mangel dadurch so fühlbar macht, daß Wagner beständig Anläufe nimmt, witzig und humoristisch sein zu wollen. Ich geh über all dies hin, einerseits weil es durch gelungene Details einigermaßen balanciert wird, andrerseits weil ich deutlich fühle, daß es mir hinschwinden oder als ganz bedeutungslos erscheinen würde, wenn ihm zweierlei geglückt wäre, einmal während des Lesens mich in die Äthersphäre der Kunst zu erheben und zweitens nach dem Lesen mir das Gefühl zu hinterlassen: die gestellte große Aufgabe wurde gelöst; das vorgesteckte und, wie ich zugestehe, auch im Auge behaltene Ziel wurde erreicht.

Aber beides ist ihm in einem eminenten Grade nicht geglückt.

Von „Äther“ ist keine Rede. Überall zappeln die niedrigsten Triebe, die kommissesten Gemeinheiten, wie sie nur „Götter“ leisten können, um mich herum, allerniedrigste Triebe, die dadurch so widerwärtig wirken, daß man Richard Wagner immer persönlich mitzappeln sieht. Der Sanspareil in dieser Genossenschaft ist immer er, und so wird das objektiv schon Häßliche durch das subjektive Mitengagiertsein des Dichters noch viel, viel häßlicher.

Und nun das große Ziel, das Weltenrätsel und das erlösende Wort, worauf läuft es hinaus? Auf Richard Lucaes so gern zitiertes Wort: „Vater, koof mir 'nen Appel". Ja, leider noch nicht mal auf diesen Satz, der wenigstens an schöner Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt*). Bei Wagner liegt es aber so, daß man nicht recht weiß, ob er nicht statt des „Appels" eigentlich einen sauren Hering meint. Er ist, aller glänzenden Rekapitulationen unerachtet, doch in einer totalen Konfusion stecken geblieben; deshalb stecken geblieben, weil er sich eine Aufgabe stellte, die entweder überhaupt nicht zu lösen war, oder für die wenigstens seine Kräfte, so respektabel sie an und für sich waren, nicht ausreichten.

Und welches war nun diese Aufgabe? Die Verschmelzung zweier Sagen oder Fundamentalsätze, von denen jeder einzelne gerade Schwierigkeiten genug bot. Erster Fundamentalsatz: An der Gier, an dem rücksichtslosen Verlangen hängt die Sünde, das Leid, der Tod. Wer den Goldring der Nibelungen hat, hat ihn immer nur zum Unheil und Verderben. Zweiter Fundamentalsatz: Die Götter sind gebunden und regieren nur durch Vertrag. Auch dem Himmel kann gekündigt werden. Wächst der Mensch, so sinken die Götter; der eigentliche Weltenherrscher ist der freie Geist und die Liebe.

Ich habe gegen beide Sätze nichts einzuwenden, aber wenn man sie des Schwulstes und der Dunkelheit entkleidet, worin sie sich bei Wagner geben, so bleiben zwei ganz gewöhnliche Sätze übrig. Satz 1 ist die alte Eva-

*) Man müßte die von Lucae gern erzählte komische Szene oder Anekdote, auf die Th. F. hier anspielt — vgl. dazu „Von Zwanzig bis Dreißig", Ges. Werke II, 3, S. 47 f. — kennen, um diese Stelle seiner Ausführungen ganz zu verstehn. Aber sie war nicht mehr zu ermitteln. Vielleicht gelingt das einem Leser.

geschichte, sündiges Verlangen und die bekannten Konsequenzen. Satz 2 hat durch Feuerbach einen viel prägnanteren und viel geistreicheren Ausdruck empfangen: „Ob Gott die Menschen schuf, ist fraglich; daß sich die Menschen ihren Gott geschaffen, ist gewiß."

So denn noch einmal: die beiden Sätze, mit denen Wagner operiert, sind zwar keineswegs neu, aber doch durchaus akzeptabel. Unakzeptabel wurden sie erst durch ihre Verschmelzung. Hätt' es Wagnern beliebt, seine vier Operntexte auf den einen oder andern dieser beiden Sätze zu stellen, besonders auf den ersteren, der mir der geeignetere scheint, so, glaub' ich, wär' er bei seinem großen Talent der Mann gewesen, die Sache siegreich durchzuführen. An der gleichzeitig und nebeneinander zu lösenden Doppelaufgabe aber ist er gescheitert und hat seinem Leser als letztes Angebinde nichts weiter hinterlassen, als Kopfweh und Verwirrung und Unbefriedigtsein.

Ich bin der Mann der langen Briefe, dieser ist aber doch einer der längsten geworden. Heine sagte zu dem älteren Dumas: „Lieber Dumas, Sie haben gut schreiben, aber wer soll es lesen?" Auch das also ist schon dagewesen.

Empfiehl mich meiner lieben und hochverehrten Freundin und schreibe mir wohl zehn Zeilen in dem berühmten Lapidarstil, zu dessen ausgesprochensten Bewunderern immer gehört hat und noch immer gehört, Dein alter

Noel und Markgraf.

An Gustav Karpeles.

Wernigerode, d. 30. Juli 1881.
Lindenberg-Straße.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Der Storch ist weg. Seine Geschichte lautet kurz wie folgt. Ich traf Anfang Juni Grosser*) in der Tiergartenstraße, promenierte mit ihm und kam auch auf meinen Storch, den ich ihm anbot. Er war sehr mit einverstanden und „wollte mir schreiben". Er schrieb aber nicht, so daß ich annahm, er habe sich's überlegt. Aus dieser Annahme heraus schrieb ich an Sie. Hätt' ich in den nächsten Tagen nun eine zusagende Zeile von Ihnen empfangen, so hätte der gute Storch nächstes Frühjahr auf Ihrem Dach genistet. Aber da Karpeles im Antworten gerade so säumig war wie Grosser, so stellte sich der Urzustand der Dinge wieder her. Vierzehn Tage nämlich nach Abgang meines Briefes an Sie tauchte Grosser aus der Versenkung wieder auf, schrieb mir allerlei Freundliches, und die Sache war abgemacht. Eine Woche später traf auch Ihre freundliche Zusage bei mir ein, die mich sehr erfreut hat und Ihnen nicht geschenkt werden soll, wenn auch der Storch für diesmal außerstande ist, Nutzen davon zu ziehen. Ich würde bei der größeren Verbreitung und Lebenskraft, die Westermann hat, diesen Ausgang leise beklagen müssen, wenn ich nicht andrerseits ein ziemlich starkes Gefühl davon hätte, daß „Nord und Süd" ein geeignetes Publikum für solche Novellen aufweist. Überhaupt ist „Nord und Süd" — an dem nur seine Schwindsüchtigkeit ängstlich ist; aber Schwindsüchtige sind ja so oft nett und liebenswürdig — in seinem Ton und seinem Publikum am günstigsten für mich gelegen. Sein Ton hat etwas in gutem Sinne Lin-

*) Julius Grosser, Redakteur von „Nord und Süd".

dausches, trotzdem sich Lindau nicht allzu viel drum kümmert, und sein Publikum ist berlinisch, residenzlich, großstädtisch, eine Sorte Menschen, die mir wichtiger und sympathischer ist als die marlittgesäugte Strickstrumpfmadame in Sachsen und Thüringen. Es ist sonderbar, wie sehr verschieden doch immer noch die Blätter sind, die man als gleichartig anzusehen gewohnt ist. Die „Rundschau" hat einen stark doktrinären Anflug, und „Westermann" neigt ein bißchen mehr als nötig nach „Über Land und Meer" hin. Das heißt: Geschmack und Stimme des Publikums werden ängstlicher behorcht als nötig. Als nötig vom Schriftstellerstandpunkt aus. Ich laß aber auch den andern gelten.

Rebekka Gerson v. Eichroeder ist ein reizendes Geschöpf und viel, viel mehr eine Verherrlichung des kleinen Judenfräuleins als eine Ridikülisierung. Dies tritt sogar so stark hervor, daß es mich etwas geniert. Ich kann es aber nicht ändern. Die ganze Geschichte würde von Grund aus ihren Charakter verlieren, wenn ich statt Rebekkchens eine Geheimratsjöhre einschieben wollte. Noch weniger geht ein reiches Bourgeoisbalg. Reiche Jüdinnen sind oft vornehm (worauf es hier ankommt), Bourgeoisbälger nie.

Übrigens hab ich in diesen Tagen, mitten unter andern Arbeiten, eine kleine Novelle entworfen, die vielleicht als Remplaçant dienen kann. Ich schreib Ihnen bei Gelegenheit darüber.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Wernigerode, d. 25. August 1881.
Lindenberg-Straße.

Mein gnädigstes Fräulein.

Heute bitt ich, zuerst meinen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 9. August, für den beigeschlossenen Brief Ihres Herrn Neffen und für den „Lupold v. Wedel" aussprechen zu dürfen. Meine Frau hat mir den größeren Teil dieses Romans und jedenfalls alles auf Sidonie v. Borcke Bezügliche vorgelesen.*) In Kollision mit Brachvogel werd ich nicht kommen. Er nämlich schildert ihr ganzes Leben, ich hingegen fange mit dem an, womit er aufhört: mit ihren letzten in Marienfließ zugebrachten Jahren, denen dann ihr Feuertod (nicht ihre Enthauptung) folgte.

Noch kannte ich nichts von Brachvogels Romanen, und so mögen Sie sich leicht vorstellen, wie mich die Sache interessierte. Sein Talent zeigt sich auch hier. Stofflich ist es gut gewählt. Nichts ist langweilig, und er versteht es durchaus, den echten alten Romanfaden zu spinnen. Alle Sorten Liebe, höhere und niedere, Mätressenwirtschaft, Intrigen, Edelmut, Frauenwürde, Reiseabenteuer, Jüdin, Türkin, Geistererscheinungen, Haß, Rache, Versöhnung — alles ist da, und so läßt sich denn in gewissem Sinne von einem interessanten Roman sprechen. Aber es gehört ein naiver Standpunkt und ein naiver Geschmack dazu. Ich habe beides, und so kann ich dergleichen lesen oder mir wenigstens vorlesen lassen. Meine Frau aber fand es greulich, und von ihrem Standpunkt aus hat sie recht.

*) Vgl. Bd. 1, S. 416 und A. E. Brachvogel, Ritter Lupold v. Wedels Abenteuer. Historischer Roman in drei Bänden mit freier Benutzung von Lupolds Selbstbiographie. (Berlin, Janke 1874).

Sie verlangt in solchem Buche Bildung, Klarheit, Konsequenz und künstlerische Form; vor allem originelle, selbständige Menschen und Gedanken. Von all dem ist wenig oder gar nichts darin: es ist Küchenlektüre. Das handwerksmäßige Können, das technische Geschick, die Arrangier- und Schreibroutine, mit der dies alles in Szene gesetzt ist und vor der ich einen gewissen (freilich keinen großen) Respekt habe, macht auf Personen, die von der Kunst auch wirkliche Kunst verlangen, gar keinen Eindruck. Ich meinerseits weiß auch noch das rohe Talent als Talent zu würdigen. Aber ich muß einen Standpunkt gelten lassen, ja ihn schließlich als den einzig richtigen erklären, der von rohen Talenten nichts wissen will. Es gibt freilich eine „rohe Kunst“ in dem Sinne von Anfängerkunst, in dem Sinne von Kunst unzivilisierter oder halbzivilisierter Nationen. Unter Kulturvölkern aber darf eine Kunst nicht mehr roh sein. So wie sie sich als solche gibt, ist es mit ihr als Kunst vorbei. Bitte, sehen Sie hierin nicht bloß eine private Meinung über Brachvogel. Ich glaube, daß er ohne Ausnahme von allen, die ihr Metier ernsthaft betreiben, in derselben Weise beurteilt wird. Es gibt heutzutage keine bloßen „Talente“ mehr. Zum wenigsten bedeuten sie nichts, gar nichts. Wer heutzutage eine Kunst wirklich betreibt und in ihr was leisten will, muß natürlich vor allem auch Talent, gleich hinterher aber Bildung, Einsicht, Geschmack und eisernen Fleiß haben. Zum künstlerischen Fleiß aber gehört etwas andres als Massenproduktion. Storm, der zu einem kleinen lyrischen Gedicht mehr Zeit brauchte, als Brachvogel zu einem dreibändigen Roman, ist zwar mehr spazieren gegangen als der letztre, hat aber als Künstler doch einen hundertfach überlegenen Fleiß gezeigt. Der gewöhnliche Mensch schreibt massenhaft hin, was ihm gerad in den Sinn kommt. Der Künstler, der echte

Dichter, sucht oft vierzehn Tage lang nach einem Wort.

In Verehrung und Dankbarkeit Ihr

Th. Fontane.

An Salo Schottländer.

Berlin, d. 11. September 1881.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr.

Anbei der unterzeichnete Kontrakt.

Was den Titel angeht, so proponier' ich Wiederherstellung der alten und ursprünglichen Überschrift:

Melanie Van der Straaten.

Zu „L'Adultera" ließ ich mich bestimmen, weil das Spiel mit dem L'Adultera-Bild und der L'Adultera-Figur eine kleine Geistreichigkeit, ja, was mehr ist: eine rundere Rundung in sich schließt. In dieser Gegenüberstellung und Parallele lag etwas Verlockendes, das mich anderweite Bedenken zurückdrängen ließ. Aber freilich, diese Bedenken sind mir immer wiedergekommen und haben ihren Grund darin, daß es mir aufs äußerste widerstand und noch widersteht, einer noch lebenden und trotz all ihrer Fehler sehr liebenswürdigen und ausgezeichneten Dame das grobe Wort „L'Adultera" ins Gesicht zu werfen. Es ist zwar alles verschleiert, aber doch nicht so, daß nicht jeder die Gestalt erraten könnte. Vielleicht lassen wir auch dem Buche den neuen Titel. Ich geb aber hierin gerne nach; denn man kann nicht immer seinen Sentiments gehorchen, auch seinen besten nicht.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An den jungen X.

24. Oktober 1881.

Sehr geehrter Herr.

Ihr Stück hab' ich nun gelesen, und ich säume nicht länger, Ihnen darüber zu schreiben. Ich bedaure, daß es Ihnen wenig zu Dank und Freude sein wird. Lassen Sie mich noch erst ein Wort vorausschicken. Sie wissen, daß ich an Ihr Talent und den Ernst und die Energie Ihrer Arbeit glaube; wissen auch, daß mir nichts verhaßter ist, als der Altmannsstandpunkt, der alles am besten zu wissen glaubt. Die Jahre bedeuten gar nichts. Wer dumm ist und nichts gelernt hat, faselt mit siebzig noch gerade so wie mit siebzehn. Ich berühme mich also nicht der Weisheit, die mancher aus nichts andrem als aus seinen Jahren herleitet, und habe Ihnen von diesem meinem freien Standpunkt, dem es nicht einfällt, vorweg recht haben oder die Dinge besser wissen zu wollen, so hoffe ich, hinlängliche Beweise gegeben. So hab' ich mich Ihrem Byronurteil beispielsweise stets untergeordnet, einfach davon ausgehend, daß ich von meiner Achtel- oder Zwölftelkenntnis aus kein Recht besäße, Sie, der Sie, wenn auch nicht ein superiores Urteil, so doch jedenfalls eine superiore Kenntnis mitbrächten, rektifizieren zu wollen. Wenn man über Dinge sprechen will, muß man sie zunächst kennen, und Methusalem kann unter Umständen hinter einem Einsegnungsmädchen rangieren. Handelt es sich aber um Welt und Menschen und Leben ganz im allgemeinen, so ist der Moment da, wo Methusalem sprechen darf.

Und dieser Moment ist durch Ihr Stück gegeben. Ich muß hinzusetzen, auch durch Ihren Aufsatz, der mir stofflich, historisch-inhaltlich durchaus gefallen hat.

Ich finde, rund herausgesagt, die Art und Weise, wie Sie Welt und Menschen ansehen, ganz verkehrt. Es ist

alles total schief gewickelt. Solche Menschen gibt es nicht. Ihr Graf N. ist undenkbar, Ihre Gräfin G. ist eine prätentiöse Phrasenliese, und Ihr Lord B. ist der unerträglichste Blagueur, der mir vorgekommen ist. Man fühlt sich abgestoßen durch diese ganze Menschheitssorte, und nur der Polizist in dem Stück ist als einigermaßen sach- und standesgemäß hinzunehmen. Alles, was aber „Held" sein soll, berührt am wenigsten sympathisch. Ich glaube, es traf sich nicht glücklich für Sie, daß sich Ihnen gerade dieser Welt- und Gesellschaftsabschnitt so besonders erschloß. Die Folge davon war, daß Sie mit Anschauungen ins Leben treten, mit denen man vielleicht nicht einmal aus dem Leben austreten darf. In einem wissenschaftlichen Buche, das einen an und für sich richtigen Satz konsequent weiter entwickelt, laß ich mir als letzte Konsequenz alles gefallen, auch den ganzen sozialdemokratischen Katechismus und die Streichung der zehn Gebote. Sie aber, pardon, daß ich damit unumwunden herausrücke, kommen mit allerhand Ungeheuerlichkeiten wie der Blitz aus heitrem Himmel. Am charakteristischesten in dieser Beziehung ist der ganze Schlußsatz Ihres Aufsatzes. All und jedes, was Sie da sagen, halt' ich für grund-grundfalsch. Welche Auffassung von Tripelallianz, von William Pitts Torypolitik, von Navarino und von Zeitenunterschied! Ich wiederhole, von bestimmten und durchaus stichhaltigen Sätzen aus kann der, der durchaus will, bei solchen Resultaten schließlich anlangen. Aber, unvermittelt durch solche Sätze überfallen, erschrickt man vor ihnen wie vor Abnormitäten. Und derselbe Geist spukt in Ihrem Stück. Weg damit. Einfachheit, Schlichtheit, Wahrheit, Anspruchslosigkeit — da liegen Glück und Schönheit. Sie müssen durchaus aus einem Genialitätsirrgarten heraus.

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 1. November 1881.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ihre heutige freundliche Zuschickung läßt mich aufs neue bitten, es entschuldigen zu wollen, daß ich noch immer nicht in der Behrenstraße war. Ich sitz aber noch in einem „Schlußwort" *) drin, das zu schreiben nicht leicht ist, weil ich sozusagen die ganze Provinz darin Revue passieren lasse, zum wenigsten ihren Adel und ihre Pastoren. Einen gewissen Mittelkurs zwischen Freisinnigkeit und Verbindlichkeit, zwischen Anerkennung des persönlichen und gesellschaftlichen und Anzweiflung des politischen Menschen in unserm Landadel inne zu halten, war ein Eiertanz, den ich nicht alle Tage tanzen möchte. Täusch' ich mich nicht, so ist es mir aber endlich geglückt und zwar einfach deshalb, weil diese Mischempfindung wirklich in mir lebendig ist. Die Kerle sind unausstehlich und reizend zugleich.

Ich habe neulich versäumt, Frau Gemahlin zu dem neuen Enkel zu gratulieren, bin aber doch unschuldig — erst am Abend las ich die scheinbar verspätete Anzeige in der Kreuzzeitung. Immer neue Blüten im Großvaterkranz!

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hermann Scherenberg.

Berlin, d. 19. November 1881.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ihre Zustimmung und zugleich auch die des gesamten Familienbestandes vorausgesetzt, schreib' ich also den Aufsatz

*) Wanderungen, Band 4. Vierte Auflage, S. 449 ff.

über Christian Friedrich Scherenberg*). Ich rechne dabei ferner noch auf eine mir in jedem Anbetracht zugestandene Freiheit, Freiheit ebenso sehr im Hinblick auf die Zeit (heut oder in einem halben Jahr) wie im Hinblick auf mein abzugebendes Urteil. Denn so sehr ich nach allen Seiten hin von ihm eingenommen war, so hab ich doch seine Schwächen und Fehler auch jederzeit herausgefühlt. Sie waren indessen alle so, daß das Bild eher dadurch gewinnt als verliert. Das Langweiligste von der Welt ist bekanntlich die reine, weiße, durch nichts gefärbte Vorzüglichkeit.

Sind Sie mit diesem allem einverstanden, so möcht ich freundlichst bitten, mir alles zuzustellen, was an Material da ist, auch das Geringste, da gerade das Geringste mitunter das Beste ist. So weit ich's mir berechnen kann, werd' ich, nach vorgängiger Sammlung und Gruppierung des Stoffs, etwa im Mai mit der eigentlichen Bearbeitung beginnen können.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Moritz Lazarus.

Berlin, d. 19. Dezember 1881.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Leibniz.

Heyden hat durchgesetzt (Chevalier würde sagen: er gibt vor, durchgesetzt zu haben), daß in diesem Dezember an die Stelle der langweilig gewordenen Transparentbilder eine kunstgewerbliche Weihnachtsmesse getreten ist, ein Kleinkram von Fächern, Holzkästchen und Briefmappen, die durch

*) Aus dem Aufsatz wurde das Buch Chr. Fr. Scherenberg, Berlin, Hertz, 1885. Der erste Abdruck erschien in der „Vossischen Zeitung" (vom 26. Juni bis 19. Juli 1884).

irgendeinen Pinsel vorher geweiht oder doch ihrer Alltäglichkeit entrückt wurden. Die Sache hat so glänzend reüssiert, daß, statt der üblichen 1500 Mark, über 6000 Mark eingekommen sind *). Sehr erfreulich für Witwen und Waisen. Auch 'glaub' ich wirklich, daß in diesem Falle das volle Verdienst der Anregung bei Heyden zu suchen ist. Er versteht sich auf solche Sachen. Daß dabei mal wieder eine „Aera", wenn auch bloß die der Transparentbilder, begraben worden ist, erfreut mich noch nebenher. Ich hab immer eine ganz besondere Freude, wenn Institute, Schöpfungen, überhaupt Dinge, die nicht leben, nicht sterben können und schon bei Lebzeiten als ihr eigen Gespenst umgehn, endlich die längstverdiente Ruhe finden. Ein Satz, bei dem mir natürlich der Tunnel einfallen muß. Er lebt noch; unglaublich aber wahr. Leo Goldammer, der Bäcker, präsidiert, und der alte Kupferstecher Lüderitz **) ist Vize. Daneben existieren noch zwei Mitglieder. Eins davon Graf Wartensleben, der natürlich das restierende vierte Mitglied, ich weiß nicht, paralysiert oder auffrißt, und wenn es ein Gott wäre.

20. Dezember.

Von Heyden bis zu Menzel ist nur ein Schritt. Ob ein kleiner oder großer, stehe dahin. In Menzels Augen ist die Frage wohl gelöst und in Heydens neuerdings auch. Dessen war der vorletzte Rütli Zeuge, wo Heyden, in Percys Abwesenheit, behauptete: 1. was ich will, steht ebenso hoch, wie das was Menzel will, und 2. was ich leiste, vielleicht auch. Er vermied die Worte: „was ich kann." Denn zwischen Leisten und Können ist doch noch ein wesentlicher Unterschied. Diese kühn auf

*) Für die Schillerstiftung.

**) Vgl. oben S. 39.

den Teppich geworfenen Sätze kamen nun zur Diskussion, und der Rütli, dies muß ich sagen, bedeckte sich mit Ruhm. Am meisten Heyden selbst, indem er ohne Empfindlichkeit hinnahm, was ihm entgegnet wurde. Wir einigten uns alle dahin: dergleichen zu denken, ist erlaubt. Wer sich selbst in die zweite Reihe stellt, kommt nie in die erste. Selbsterhaltung fordert Selbstgefühl. Also man denk' es. Aber soll man es aussprechen? Dies wurde natürlich verneint; unter gutmütigem Lachen auch von Heyden, bis er mit einem Male wieder andern Sinnes wurde: „Nein, nein. Es bloß denken, macht klein und eitel. Spricht man es aber aus, so werden einen viele für einen Narren halten. Aber man wird nur um so bestrebter sein, sein Wort einzulösen und bis an die Marke zu kommen, die man sich selber vorgezeichnet hat."

Aber ich wollte ja von Menzel erzählen. Augenscheinlich fühlt er sich jetzt wohler unter den Rütlionen und erscheint deshalb regelmäßiger. Und weshalb? Alles ihm Unbequeme hat er ausscheiden oder wegsterben sehn. Erst Lübke, dann Kugler, dann Eggers, dann Blomberg. Ein von Kunsthistorie purifiziertes Rütli blieb übrig. Ich verdenk' es keinem Maler, also auch Menzel nicht, wenn er der Wissenschaft das Recht des entscheidenden Mitsprechens abspricht. Aber die Kunsthistoriker können einem andrerseits nachgerade leid tun. Wenn ich an meine jungen Jahre zurückdenke! Damals lebte der alte Geheimrat Professor Dr. Tölken, Ritter pp., ständiger Sekretär der Königlichen Akademie der Künste. Mitunter kam er in die Rosesche Apotheke, wo ich damals Lehrling war, und bat um einen Magenbittern. Ich mischte ihm dann das Feinste zusammen, was es in beiden Hemisphären gab, und sah ihn mit einer Ehrfurcht an, als ob er wenigstens ein Isispriester wäre. Käm' er heut in die Rosesche Apotheke,

so würd ich ihm einfach einen Gilka einschenken. „So kommt man 'runter."

Unter Gruß und Empfehlung an Sie alle, besonders aber an die hochverehrte Frau, Ihr herzlich ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 14. Januar 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Darf ich freundlichst bitten, mir womöglich heute noch ein recht hübsches Exemplar meiner Gedichte schicken zu wollen. Es kam gestern abend bei Prinz Friedrich Karl, der seit einem Vierteljahr mein besonderer Gönner ist, das Gespräch drauf, und es ergab sich, daß der Prinz, der meine sämtlichen Feldherrngedichte vom alten Derfflinger an bis zum Prinzen Louis Ferdinand auswendig wußte, von der Existenz andrer Gedichte von mir keine Ahnung hatte. Selbst die Einzugsgedichte schien er nicht zu kennen. Ich hab' also vor, ihm unter die Arme zu greifen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 16. Januar 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Zu dem Dank für den Band „Gedichte", der mir am Sonnabend noch sehr à propos kam, hab' ich heute den für gefällige Übersendung der „Magdeburger Zeitung" hinzuzufügen. Der Kritiker meint es sehr gut mit mir, und was er an „L'Adultera" tadelt, mag meinetwegen als

Tadel fortbestehn. Ich gebe zu, daß man diesen öden Sittlichkeitsstandpunkt haben darf, unter Umständen (wenn man mehr Zelot als Mensch ist) ihn haben muß. Aber über „Ellernklipp" hätt' er sich etwas wärmer aussprechen können. Freilich, um das zu können, muß man selber nach Wernigerode gehen, auf einem Waldhügel oder einer Graswalze sitzen und die Geschichte von dem rotblonden, nicht zum Glücke geborenen Kinde lesen. In der Hetzjagd der Weihnachtswochen kommt dergleichen zu kurz. Aber man muß schon zufrieden sein, einer wohlwollenden Gesinnung zu begegnen.

Eben erhalt' ich noch einige Zeilen von Herrn Heinrich Seidel hierselbst (Karlsbad 11), der den Wunsch gegen mich ausspricht, ihn bei Ihnen zu introduzieren, ein Wunsch, dem nachzukommen mir ein Vergnügen ist. Heinrich Seidel ist einer unserer besten Erzähler, dem neben vollkommener Beherrschung der Form ein feiner und glücklicher Humor zu Diensten steht. Aber ich sage Ihnen nur, was Sie wahrscheinlich längst wissen. Weiß ich doch, mit welcher Aufmerksamkeit Sie den Stand unserer Novellistik von Jahr zu Jahr verfolgen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Bruckmann.

Berlin, d. 21. Januar 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für Ihre geehrte Zuschrift vom 19., wenn ich mich auch außerstande sehe, dem gefälligen Antrage, den mir dieselbe bringt, zu entsprechen. Wer hätte nicht Liebe und Verehrung für unsren fast fünfundachtzigjährigen Kaiser? Aber sein Leben

zu beschreiben, ist schriftstellerisch keine sehr lohnende Aufgabe. Was irgendwie gesagt werden kann, ist hundertmal gesagt, und es zum hundertundeinten Male zu sagen, hat, um mich milde auszudrücken, nichts Verlockendes. Es tritt dies so stark hervor, daß Sie der daraus entstehenden Schwierigkeit auch nicht leicht Herr werden. Die Könner werden es nicht wollen, und die Woller werden es nicht recht können. In vorzüglicher Ergebenheit, hochgeehrter Herr,



Th. Fontane.

An Friedrich Bruckmann.

Berlin, d. 1. Februar 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ihre Güte beschämt mich, schafft mir aber auch eine kleine Verlegenheit. Wenn ich nicht die Disposition über meinen Lebensrest ändern will, kann ich nicht „ja" sagen. Was ich noch tun möchte, muß ich jetzt tun oder nie. Dennoch läßt sich vielleicht irgend was für die Zukunft vereinbaren. Man kann nicht Novellen schreiben bis in alle Ewigkeit hinein. Man soll es auch nicht. Über kurz oder lang wird mir das Gefühl kommen: „Nun ist es genug. Was du auf diesem Gebiete zu sagen hast, hast du gesagt!" Und von diesem Augenblick an werd' ich gern der Ihrige sein. Glauben Sie wirklich, daß ich der rechte Mann für die Sache*) bin, so wird Ihnen das Hinausschieben des Unternehmens auch nicht schwer ankommen, um so weniger, als es sich nur um drei, vier Jahre dabei handeln kann. Ich stehe dann gern zu Diensten und würde mich aufrichtig freuen, mein literarisches Leben mit einem solchen Werke

*) Der Verleger hatte eine illustrierte Geschichte Brandenburg-Preußens im Sinn.

abschließen zu können. Allerdings wäre Grundbedingung dabei, daß Sie auf einen bloßen bestellten Text, der sich um zufällig Vorhandenes herumzuschlängeln hat, verzichteten. Ich würde vielmehr irgendeine bestimmte Schreib- und Auffassungsweise mit Ihnen vereinbaren und danach entweder ein historisches oder ein ausschließlich kultur- und kunsthistorisches oder aber ein novellistisch-anekdotisches Buch schreiben. Alles durcheinander „manschen" geht nicht.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Emil Dominik.

Berlin, den 13. Februar 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ich freue mich sehr, daß Ihnen die Wereschtschagin-ausstellung auch ein solches Entzücken bereitet. Einfach stupend. Unsern Malern gereicht es zur Ehre, daß sie sich, soviel ich gehört habe, neidlos unterwerfen. Der eine oder andre vielleicht mit einem stillen „Aber" im Herzen, mit einem „Aber", das nicht notwendig in kleiner Gesinnung oder Laune wurzelt, sondern möglicherweise seine Legitimation beibringen kann. Über das kolossale Können herrscht kein Zweifel. Aber wie steht es mit dem innersten Leben, mit der Seele dieser Schöpfungen? Es ist jetzt Mode, derartige Fragen als albern abzulehnen, und doch sollt es mich nicht wundern, wenn eben diese Fragen, unter der Pression des Augenblicks, gerade von denen wieder aufgenommen würden, die sich, solange sie die Siegreichen und auf ihrem eignen Gebiete nicht Überholten waren, in der Verspottung solcher Themata gefielen. Sie werden sich jetzt wohl oder übel hinter die Frage flüchten: ist das vollendete Können alles, und ist es gleichgültig, ob ein Engel oder ein Teufel,

ein Kluger oder ein Dummer, ein Feiner oder ein Grober den Pinsel führt? Ist aber diese Frage mal gestellt und in ihrer Berechtigung zuzugeben, so wird auch die seither gewaltsam zurückgedrängte Frage nach dem poetischen Wert der Kunstwerke wieder lebendig werden. Es gibt kein Kunstwerk ohne Poesie, wobei nur zu bemerken bleibt, daß die vollendete Wiedergabe der Natur auch allemal einen höchsten Grad poetischer Darstellung ausdrückt. Nichts ist seltener als dieser höchste Grad, der absolute Gegenständlichkeit bedeutet. Die Regel ist, daß der Künstler in seinem Nachschaffen eben kein Gott, sondern ein Mensch, ein Ich ist und von diesem „Ich“ in seine Schöpfung hineinträgt. Und von dem Augenblick an, wo das geschieht, dreht sich alles um die Frage: „Wie ist dies Ich?“ Nach meinem unmaßgeblichen Dafürhalten ist das „Ich“ Wereschtschagins kein höchstes Ich. Etwas in ihm ist sonderbar. Es ruht etwas in seiner Seele, das nicht gesund ist. Daher sind alle seine Bilder mehr sensationell als poetisch. Auch die, die poetisch sind, sind wenigstens angekränkelt. Sein ganzes Auftreten erinnert mich — nur zehnfach potenziert — an das Auftreten Freiligraths. Das große Palmenbild wirkt direkt freiligrathisch. Die wenigsten wissen noch von der Freiligrathzeit. Aber die, die jene Zeit mit erlebt haben, wissen, daß nicht bloß alles den „Wüstenkönig“ und das „Gesicht des Reisenden“ deklamierte, sondern daß die Jugend wie von einem Fieber geschüttelt war und alles nach der Kapstadt wollte. Wer damals von der „ewigen Schönheit Goethischer Lyrik“ gesprochen hätte, hätte sich in dem Kreise der Freiligrathenthusiasten, zu denen auch Männer wie Chamisso gehörten, einfach lächerlich gemacht. Und doch! Wohl lernen unsre Jungen auch jetzt noch den „Wüstenkönig“ und freuen sich daran, aber im ganzen genommen

5*

ist die farbenprächtige, sensationelle Dichtungsweise Freiligraths ein überwundener Standpunkt, und der alte Weimaraner Geheimrat lebt weiter. Das einfach Schöne hält aus. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 27. März 1882.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Wir sprechen noch mit Vergnügen von dem neulichen Abend und ziehen Parallelen zwischen Sanskrit und Jugend. Ach, wie bevorzugt sind doch Leutnants, sechs Fuß hohe Rittergutsbesitzer und alle die andern aus der Familie Don Juan, und wie nehm' ich alles zurück, was ich, als ich selber noch tanzte, zu Gunsten lyrischer Dichtung und zu Ungunsten hübscher, lachender und gewaschener Herzenssieger gesagt habe. Der Bücher- und Literaturwurm, und wenn er noch so gut und noch so gescheit ist, ist doch immer nur eine Freude für sich selbst, für sich und eine Handvoll Menschen. Die Welt geht drüber weg und lacht dem Leben und der Schönheit zu. Die Ausnahmen sind selten und oft bloß scheinbar. Heyses Triumphe sind immer noch mehr seiner Persönlichkeit als seinem Dichtertum zuzuschreiben.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 28. März 1882.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Sie werden zu meinem guten Herzen und zu meiner guten Lebensart das Vertrauen haben, daß es so nicht

liegen kann. Alles ist Mißverständnis, freilich durch eine seltsam unklare Schreibweise meinerseits verschuldet. Ich hatte gleich ein Gefühl davon, als ich den Brief in den Kasten steckte. Professor X. hat mir sowohl bei Tisch als nachher auf dem Heimweg einen durchaus angenehmen Eindruck gemacht, und wenn ich überhaupt über ihn zu urteilen hätte, so hätt ich ihm nur kluges, anspruchsloses und natürliches Wesen nachzurühmen. Nur häßlich fand ich ihn, und aus diesem Eindruck entsprang das, was ich geschrieben habe. Der einfache Gegensatz zwischen ihm und dem schönen, schlanken Fräulein Heyse gab mir den Anstoß zu ganz allgemeinen Betrachtungen, von denen ich jetzt wünschte, sie nicht gemacht zu haben. Es ist eine Lieblingsbeschäftigung von mir, im Gespräch mit den Meinen auf die relative Gleichgültigkeit von Kunst, Wissen, Gelehrsamkeit, insonderheit von Lyrik und Epik (also mich selbst persiflierend) hinzuweisen und die Vorzüge zu feiern, vielleicht zu übertreiben, deren sich die schönen, lachenden Menschen erfreuen, denen die Herzen ihrer Mitmenschen immer wieder und wieder zufallen. Als junger Mensch dacht ich gerade entgegengesetzt. Hübschheit war nichts. Talent, Genie war alles. Bruno Bauer erschien mir beneidenswerter als Fürst Lichnowsky. Von dieser Anschauung bin ich später zurückgekommen, und Professor X. wurde (leider) Veranlassung, dies mein Steckenpferd mal wieder zu reiten. Bitte, betrachten Sie die Sache *so*, wie sie sich hier in dieser Erläuterung gibt.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 22. Mai 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank für Band 1 und 2 der „Wanderungen" und die längere Europakritik (vielleicht noch Gustav Kühne?), die mir Ihre Güte hat zugehen lassen.

Eigentliche Veranlassung meines Schreibens ist aber folgende. Drei- oder viermal bin ich jetzt dem jungen Baron Putlitz *) begegnet. Ebenso oft hat er mich in der freundlichsten Weise gegrüßt, und ebenso oft hab' ich diesen Gruß erst erwidern können, wenn Herr v. Putlitz schon drei Schritt vorbei war. Ich fühle, daß, Pardon für das Wort, dieser nachzoddelnde Gruß etwas Sonderbares haben muß, namentlich in seiner dreifachen Wiederholung, weshalb ich Sie freundlichst bitten möchte, Herrn v. Putlitz bei Gelegenheit meine Betrübnis darüber auszudrücken. Ich nehme an, daß Sie ihn von Zeit zu Zeit sehen. Manches büßt man ein oder vielleicht auch vieles, aber den guten Ruf der Artigkeit möcht ich mir wenigstens bis zuletzt erhalten sehn. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Becker.

Berlin, 19. September 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Hauptmann.

Mit herzlichem Danke send' ich beifolgend das mir gütigst anvertraute Manuskript zurück. Ich hatte, da der

*) Gemeint ist der früh verstorbene Nationalökonom Stephan Gans Edler Herr zu Putlitz, dessen Monographie über Proudhon im Hertzschen Verlag erschienen war.

Satz beziehungsweise Druck fortschreiten mußte, mit dem Buchdrucker eine Lücke von sechs und einer halben Seite vereinbart, und auf Ausfüllung dieser Lücke mußt' ich mich nun beschränken. Ich habe die Feldpredigergeschichte genommen, den Brief an Grumbkow über die Frage „solide oder nicht" und schließlich einiges über Rekrutierungs- und Geldnotangelegenheiten *). Ich hoffe dadurch meinem Buche etwas Lesenswertes und selbst Pikantes hinzugefügt zu haben und schulde Ihnen den Dank dafür.

Daß man durch die Lektüre dieser Briefe in seiner Bewunderung des großen Königs bestärkt würde, läßt sich freilich nicht behaupten. Gewiß war er das Opfer der Verhältnisse, und die Geschichte muß bei dem Urteil, das sie fällt, über Häßlichkeiten hinwegzusehn wissen, aber das ästhetische und selbst das natürliche Gefühl kann es nicht. Erst dreitausend Dukaten nehmen und dann „aus Dankbarkeit" Schlesien dazu, macht keinen schönen Eindruck. Groß mag es sein, hübsch ist es nicht. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 8. Oktober 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Seit gestern von meinem Ausfluge wieder zurück, hab ich mich heut dabei gemacht, das Gequatsche durchzusehn, das sich schwarz auf weiß in einem Haufen Zeitungsblätter vorfand. Es macht einen trübseligen Eindruck.

Das nennt man in Deutschland Kritik! Was Roden-

*) Vgl.: „Die Grafschaft Ruppin", Wanderungen Bd. 1, 7. Auflage, S. 83 ff. Es wurde damals an der vierten Auflage gedruckt.

berg geschrieben (ich hab es nicht zur Hand), ist unter dem neuerdings Erschienenen das weitaus Beste, zum Teil sehr gut, vielleicht aber nicht brauchbar für den in Rede stehenden Zweck. Ganz dunkel entsinn ich mich, ein oder zweimal einer Kritik begegnet zu sein, die darauf aus war, die Bedeutung und Eigenart der ganzen Geschichte festzustellen — ich hab aber keinen Schimmer mehr, wo das war. Und doch kommt es darauf an, Derartiges zu finden, und wenn es nicht gefunden wird (was mir sehr wahrscheinlich), es neu zu schaffen. Am besten könnt' ich es selbst schreiben, aber ich mag nicht; es widersteht mir geradezu. Zwei Dinge müßten nach meiner Meinung vor allem hervorgehoben werden: 1. daß es, durch Verquickung von Geographischem und Historischem, eine ganz neue Art ist, Geographie und Geschichte zu lehren, eine neue Art, die, allem Systematischen ein Schnippchen schlagend, darauf aus ist, spielend und in novellistischer Form, die Geschichte dieses Landes von Czernebog bis Bismarck oder von Juthriegotz bis Gütergotz (Bleichroeder) *) zu erzählen. 2. müßte hervorgehoben werden, wie man nicht bloß Mark und Märker daraus kennen, sondern auch, aller Ruppigkeit und Unausstehlichkeit unbeschadet, unter der Vorführung dieser Pflichttrampel und Dienstknüppel einsehen lernt, daß diese letzte Nummer Deutschlands berufen war, seine erste zu werden. — Ich lege zwei Blätter bei, aber auch sie, in den blau angestrichenen Stellen, bedeuten nicht viel. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Bankier Gerson v. Bleichroeder war Besitzer des Gutes Gütergotz bei Berlin.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 29. Oktober 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Haben Sie besten Dank für den Heyseaufsatz *), den Ihre Güte mir hat zugehen lassen. Schon zu Beginn der Woche — die Westermannummer kam diesmal sehr früh — hatte ihn mir meine Frau aus dem Hefte selbst vorgelesen.

Ich bitte, Ihnen ein paar Worte darüber sagen zu dürfen. Selbst wenn Ihnen diese Worte (was ich kaum fürchte) direkt mißfallen sollten, werden sie Ihnen immer noch lieber sein als anderer Redensarten, an denen nichts echt ist, als die Verlogenheit.

Das Maß von Fleiß und Sorgfalt, das Sie diesem und dem Gottfried Keller-Aufsatz gewidmet haben, kennen Sie selbst am besten und wissen auch wohl (dergleichen spricht sich rasch 'rum), daß ich, von Ihrem ersten Auftreten in der Vossischen an, immer zu Ihren Verehrern gehört habe. Sie sind wie zum Kritiker geboren: scharf, klar, fein und, was bei dieser glücklichen Dreiheit kaum ausbleiben kann, ein brillanter Stilist. Alles was Sie schreiben, les' ich mit Vergnügen, wie man einen klugen Menschen gern sprechen hört. Auch Ihrem Heyseaufsatz, vielleicht mit Ausnahme der letzten Spalten (wo ich die Knappheit vermisse, die sonst Ihre Schreibweise auszeichnet) bin ich mit aufrichtigem Vergnügen gefolgt und habe mich an der Kunst und dem Geschmack gefreut, womit Sie den

*) Westermanns Monatshefte (Braunschweig 1883), Bd. 53, S. 246 ff. — Brahms Essay über Gottfried Keller ist in der Deutschen Rundschau (Berlin 1882), Bd. 31, S. 403 ff. abgedruckt. Vgl. dazu: „Aus dem Nachlaß" (Ges. Werke II, 9, S. 255 ff.)

schon in seiner Massenhaftigkeit und Mannigfaltigkeit überaus schwierigen Stoff angefaßt und bewältigt haben. Ja, ich bin mit meinem Lobe noch nicht fertig, finde die Grundauffassung Heyses durchaus richtig und stimme, wenigstens vielfach, auch dem Detail zu, das der Aufsatz bringt. Dies Wort „Detail" wähl' ich absichtlich, weil ich das Wort „Urteil" oder auch nur „Einzelurteil" vermeiden möchte. Sie sehen nun schon, worauf ich hinaus will. Sie haben Heyse sorgfältig untersucht und der im Nebenzimmer ängstlich wartenden Familie das mitgeteilt, was diese, Pardon, schon wußte. „Ja, er fiebert. Die Zunge ist belegt. Der eine Leberlappen ist etwas angeschwollen. Das Herz hat keinen ganz regelmäßigen Schlag usw." Aber die Schlüsse daraus haben Sie nicht gezogen und haben der Familie nicht mitgeteilt, ob er leben oder sterben muß. Und darauf kommt es doch an. Sie verweilen mit Vorliebe bei der Novelle: „Die Reise nach dem Glück." Mir persönlich konnte nichts Lieberes passieren. Denn die Heysesche Doktrin oder Lebensauffassung läßt sich an keiner seiner Arbeiten so rein demonstrieren wie an dieser. Zu dieser Demonstrierung schreiten Sie dann auch, präparieren das Objekt, spießen es auf und zeigen es uns. Aber dabei bleibt es. Sie nehmen persönlich keine Stellung zu der Geschichte. Sie finden sie weder wundervoll noch wundersam, weder zu glorifizieren noch zu stigmatisieren. Sie sagen nur einfach. „Seht her: so *ist* sie." Das ist aber zu wenig. Wir dürfen von jedem, der sich an Heyse heranmacht, ein persönliches Farbebekennen in diesen wichtigen Fragen erwarten und verlangen. Erwarten im Interesse des Essayverfassers, verlangen in unserem. Geht der Verfasser einer Beantwortung der hier in Rede stehenden Fragen, einem Stellungnehmen zu denselben aus sachlichen oder persönlichen Gründen aus dem Wege, so war er nicht glück-

lich, als er sich überhaupt für diesen Stoff entschied. Es ist schon sehr viel über Heyse geschrieben worden, und Aufschlüsse über sein Wollen hat er genugsam selbst gegeben. Wer sich noch an Heyse 'ranmacht, kann es nur tun in Liebe oder Haß. In Ihrem Aufsatze ist nicht Liebe, nicht Haß. Sie sagen im einzelnen eine Menge hübscher, geistvoller, witziger, auch sehr zutreffender Sachen (z. B. daß die Überschätzung der „L'Arrabiata" eine Ungerechtigkeit gegen offenbar höher stehende Arbeiten involviere), aber das eigentliche Wort, das Wort, auf das es ankommt, wird nicht gesprochen. Ich stehe persönlich so zu Heyse, daß ich ihn für das größte, noch mehr für das reichste Talent halte, das wir zur Zeit in Deutschland besitzen, dessen Bedeutung aber durch einen falschen Tropfen in seinem Blut immer wieder in Frage gestellt, in vielen seiner Produktionen einfach vernichtet wird. Wär' ich der jüngere, könnt' ich, ihn überlebend, in die Lage kommen, über ihn zu schreiben, ich würd' ihn in meinem Essay sehr hoch und sehr tief stellen und das Verkehrte und schließlich doch auch sehr Unkonsequente seiner Lebensanschauungen und seines Liebeskatechismus zu beweisen suchen. Heyse, den ich sehr liebe, weiß auch, daß ich so über ihn denke. Sehr ferne liegt mir aber dabei die Anmaßung, daß meine Stellung zu diesen Fragen „der Weisheit letzten Schluß" repräsentiere. Beständig wechseln die Anschauungen, auch die sittlichen, und so mag denn Heyse sein Evangelium predigen, wie er will. Die aber, die seine Predigt mit angehört haben und dem Volke, das mit zugegen war, auf dem Heimwege noch einmal davon erzählen wollen, müssen mit ihrer Meinung, ob er gut oder schlecht, rein oder unrein, christlich oder unchristlich gepredigt habe, nicht hinter dem Berge halten.

In aufrichtiger Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Eduard Engel.

Berlin, d. 2. November 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Empfangen Sie meinen schönsten Dank für Ihre freundlichen, an Wilhelm Friedrich gerichteten Zeilen, die mir denn auch ein sehr angenehmes Anerbieten des genannten Herrn eingetragen haben. Angenehm in bezug auf die Summe (tausend Mark), die er mir bewilligt, und angenehm in bezug auf die Raschheit, mit der er vorgehen will. Er schreibt aber nichts über die Zahl der zu druckenden Exemplare, nichts über eine eventuelle zweite Auflage, und so wenig kleinlich ich in derlei Dingen bin (schon deshalb nicht, weil man sich durch Annahme oder Betonung zweiter Auflagen eigentlich immer lächerlich macht), so müssen solche Dinge doch vorher geregelt werden. Sonst sind Streitigkeiten oder wenigstens stille Vorwürfe beinah unausbleiblich.

Zum dritten und letzten hab ich auch noch gefordert, daß nach fünf Jahren das Verfügungsrecht über die Novelle wieder an mich zurückfalle. Schottländer hat mir dies bewilligt. Ob es auch Wilhelm Friedrich tun wird, muß ich abwarten. Ich kann jedenfalls von dieser Forderung nicht abgehen, da mir daran liegen muß, das, was ich geleistet, mal zusammenzufassen. Ich glaubte, diesen Platz bei Hertz gefunden zu haben, und mit Kummer hab ich mich von ihm losgerissen. Ich weiß, welche Vorzüge sein Verlag hat, und vieles darin berührte mich sympathisch. Es ging aber nicht mehr. Ich bin aufs äußerste verbittert, wozu er mir zwar jedes Recht absprechen will, ich erkenn es mir aber zu. Und zu meinen kleinen Eigentümlichkeiten gehört auch die, in allen Konfliktsfällen das

Recht des mir Gegenüberstehenden zu doublieren, das meine zu halbieren! Aber selbst nach diesem Doppelverfahren hüben und drüben find' ich immer noch, daß sein flaues Benehmen gegen mich ein Unrecht involviert. Auf den Quatsch, daß ein Buchhändler nicht zaubern könne, geh ich nicht ein. Zaubern kann er freilich nicht, aber was eine anständige Firma zahlen kann, kann auch die andere zahlen. Und so liegt es mit vielen andern Punkten noch. Aber ich habe mich wieder verplaudert, und so kommt denn die Hauptsache wieder richtig an den Rand. Was ich Ihnen schreiben wollte, ist das: ich ziehe mich von Hertz zurück und würde mich freuen, wenn ich, nach Abbruch der Zelte hier, mein Lager überhaupt wo anders aufschlagen könnte. Komm ich in die rechten Hände, so ist mit mir, trotz meiner hohen Semester, immer noch was zu machen; das weiß ich. Aber diese „rechten Hände" müssen die Hände eines Gentleman sein; müssen Hände sein, die nicht jedes Fünfmarkstück wie ein Staatsvermögen ansehn, und müssen vor allem Hände sein, die mich kajolieren. Das hat Hertz früher getan; jetzt nicht mehr. Laß er's bleiben. Mit andern Worten: ich stehe nicht bloß als Novellist und Romancier, ich steh auch als „Märker" (auf welchem Gebiet ich auch mein letztes Wort noch nicht gesprochen habe) zur Verfügung, und wenn Wilhelm Friedrich ein Vertrauen zu mir fassen, einen Glauben an mich gewinnen könnte, so wäre mir geholfen, und ihm vielleicht nicht zum Schaden.

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Friedrich.

Berlin, d. 5. November 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr.

Die Titelfrage*) hat mich seit gestern beschäftigt. Der beste ist und bleibt der, den ich der Novelle von Anfang an gegeben habe. Die jetzt vorherrschende Mode, statt Namen oder Ort eine Sachbezeichnung eintreten und dadurch den Inhalt erraten zu lassen, find' ich nicht glücklich. Aber ich unterwerfe mich und stelle folgende zur Auswahl:

1806. Vor Jena. Et dissipati sunt. Gezählt, gewogen und hinweggetan. Vor dem Niedergang (Fall, Sturz). Als zweiter Titel würde immer folgen: Erzählung aus den Tagen des Regiments Gendarm.

1806 ist gut. Daß es an Rellstabs 1812 erinnert, ist kein Unglück. „Vor Jena" wäre noch besser. Ich glaube jedoch, daß ein Hesekielscher Roman diesen Titel bereits führt. „Gezählt, gewogen und hinweggetan" ist auch gut, aber etwas zu lang, etwas zu feierlich und etwas zu anmaßlich. Namentlich dies Element der Anmaßlichkeit, nicht der persönlichen, sondern der Zeitanmaßlichkeit möcht ich vor allem vermeiden. Denn schließlich war die Zeit lange nicht so schlecht wie sie gemacht wird, und die ganze Geschichte läuft au fond darauf hinaus, daß die Landwehrrüpel und die dummen Jungen, die lieber Held spielen als Regeln lernen wollten, mehr Glück gehabt und hinterher auch noch die Geschichtschreibung besorgt haben, wobei sie dann natürlich nicht zu kurz gekommen sind. Stünd

*) Es handelt sich um die Buchausgabe der Novelle „Schach von Wuthenow" (Leipzig 1883). Vgl. oben S. 46.

ich anders zu dieser Frage, so könnt' ich leicht etwas von „falscher Ehre" usw. in dem Titel zum besten geben; aber zu solcher Bravade kann ich mich nicht verstehen.

Ich freue mich, daß das Buch doch noch zum Weihnachtsfest da sein soll. Mir mit „Erfolgen" zu schmeicheln, hab ich längst verlernt; aber andererseits weiß ich doch auch, daß ich ein kleines Publikum habe, das fest zu mir hält und nun seit Jahren daran gewöhnt ist, in der Woche vor Weihnachten drei oder vier Mark an seinen „vaterländischen Schriftsteller" zu setzen. Haben mir die betreffenden Geschäftsleute nichts vorgelogen, so zählt das Publikum doch immer nach hunderten. Mögen mich die Tatsachen schließlich nicht Lügen strafen.

„Gezählt, gewogen und hinweggetan" ist doch wohl am besten. Im Falle Sie derselben Meinung sind, würd' ich in das vorletzte Kapitel (Brief Bülows an Sander) diese Worte aufnehmen und dadurch den Titel eigens noch rechtfertigen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Friedrich.

Berlin, d. 8. November 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Besten Dank für das Zirkular, das Ihre Güte mir hat zugehen lassen. Es ist mir sehr angenehm, daß Sie's bei dem alten Titel haben bewenden lassen; von allem andern abgesehn, wird auch Verwirrung dadurch vermieden. Übrigens war mir nachträglich, gleich nach Absendung meines letzten Briefes, noch etwas relativ Gutes eingefallen: „Vanitas Vanitatum".

Hochachtungsvoll

Th. Fontane.

An Wilhelm Friedrich.

Berlin, d. 28. November 1882.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom gestrigen Tage. Hoffentlich glückt es mit Gsellius. So weit meine Kenntnis in diesen Dingen reicht, macht er alljährlich das Weihnachtshauptgeschäft, neben dem — soweit der direkte Berliner Verkauf in Betracht kommt — alle andern Sortimenter verschwinden. Alle Berliner, auch die Reichen und Vornehmen, sind aus der alten, armen Zeit her „kleine Leute", die mit lächerlicher Geflissentlichkeit einem kleinen Vorteil von zweieinhalb oder fünf Silbergroschen nachgehen. Es kann auch noch weniger sein. Und so drängt denn wie „in Hungersnot um Brot an Bäckertüren" in der Weihnachtszeit alles zu Gsellius, von dem es heißt, daß er alles um eine Mark oder halbe Mark billiger verkaufe als andre Leute. Von Mittag an ist sein Verkaufslokal gestopft voll, und man muß eine Viertelstunde warten. D. h. ich nicht; ich zahle lieber fünf Silbergroschen mehr und habe es gleich.

Die Neigung, solche „Bilder aus Berlin" oder einen „illustrierten Führer durch Berlin" usw. zu publizieren, liegt seit einigen Jahren in der Luft. Vor etwa fünf Jahren machte mir Herr Schloemp, ich glaube in Leipzig, ein derartiges Anerbieten und seitdem drei, vier andre. Darunter auch eine große süddeutsche Firma, ich glaube Bruckmann. Doch bin ich meiner Sache nicht ganz sicher, weil ich mit Bruckmann über mehrere Gegenstände von sehr verwandter Art: Mark, Hohenzollern usw. korrespondiert habe. Nur so viel ist gewiß, es ist Modethema, das jeden,

der derartiges vorhat, bei mir anfragen läßt. „That's the man", denkt jeder. Aber ich werde dergleichen nie schreiben, oder sag ich lieber mit mehr Vorsicht und Bescheidenheit: höchst unwahrscheinlicher Weise! Es ist mir einfach zu langweilig, und da ich mich bei meiner Produktion immer nur durch meinen Geschmack und meine Lust habe bestimmen lassen, so werd ich mich nicht leicht in Schloß, Tiergarten oder Museum literarisch verirren. Eine alte, von niemandem gekannte Dorfkirche zu beschreiben, macht mir noch jetzt einen kleinen Spaß. Tausendmal Beschriebenes aber zum tausendsten Male dem Publikum vorführen, widersteht mir.

Gestatten Sie mir noch etwas hinzuzusetzen. Ich weiß ganz bestimmt, daß dergleichen viele Male versucht worden ist, und nie ist es zu stande gekommen. Das muß einen Grund haben, da es gewiß an glänzenden Anerbietungen nicht gefehlt hat. Wenigstens wurde mir eine gemacht, die (Namen und Details hab ich vergessen) sehr glänzend war. Ja, es hat einen Grund, und dieser Grund ist der, daß die wenigen, die's können, nicht Lust haben, an eine mühsame und literarisch wenig erbauliche Sache ihre Zeit und Kraft zu setzen, und daß andrerseits die vielen, die's für viel Geld wohl machen möchten, weder den dazu nötigen Namen noch am allerwenigsten das dazu nötige Talent besitzen. Ich bin hiervon so stark durchdrungen, daß ich mir das zudringliche Wort erlauben möchte: „Geben Sie's auf!" Lindau würd' es können, ebenso Rodenberg und Wilhelm Lübke in Stuttgart — aber ich glaube nicht, daß sich wer von diesen dreien dazu versteht. Lindau würd' ein Vermögen fordern, ebenso Hopfen, und beide würden sehr lange mit dem Manuskript warten lassen. Rodenberg und Lübke wären beide zuverlässig, würden aber dergleichen,

wenn sie's schrieben, immer zu Nutz und Frommen der mit ihnen liierten Firmen schreiben.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 30. November 1882.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Meinen Dank für Band 2. Gildemeister*) hab ich zwei Tage verschoben, weil ich glaubte, daß ein Paket „Wanderungen" — Ruppin — inzwischen eintreffen würde. Nun will ich aber doch nicht länger warten. Es ist ein schönes Werk, und wenn ich auf Gildemeisters literarische Lebenstätigkeit — er hat ja nebenher noch oder in erster Linie viel andres getan — zurückblicke, so werd' ich an die Züricher Novellen von Gottfried Keller erinnert, wo „Monsieur Jacques" auszieht, um durch Großmannssucht ein großer Mann zu werden, und wahrscheinlich nicht wird, während Hadlaub sich darauf beschränkt, berühmte Gedichte mit Lust und Liebe abzuschreiben und dadurch der Schöpfer dessen wird, was als „Manessische Sammlung" eine Welt von Nachgeborenen beglückt.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hermann Scherenberg.

(Undatiert, c. Ende 1882.)

Hochgeehrter Herr und Freund.

Eben hab ich acht Bände Tunnelprotokolle wieder an den „Verein" zurückgeschickt und, bei dieser Gelegenheit

*) Ariosts Rasender Roland, übersetzt von Otto Gildemeister (Berlin, Hertz, 1882).

wieder ganz in die Scherenbergiana hineingeraten, halt' ich es für angezeigt, über den ganzen Stand der Sache mit wenig Worten zu berichten.

Den Stoff hab' ich nun voll beisammen, und die Lust, das Leben des alten Freundes nach dem Maße meiner Kraft darzustellen, ist unabgeschwächt. Wenn trotzdem bis zu Beginn der eigentlichen Arbeit noch ein gutes halbes Jahr (bis September) und bis zum Schluß der Arbeit ein ganzes vergehen wird, so bitt' ich, mir darüber nicht zu zürnen. Als ich's übernahm, hatt' ich vier lange Novellen (im Brouillon) im Kasten, und jeder einzelnen entsprach ein Engagement. Zwei davon sehr pressanter Natur. Es war unerläßlich, das alles erst abzuarbeiten. Die letzte Nummer ist nun an der Reihe. Bin ich damit zu Ende, so beginn ich das Lebensbild, auf dessen Darstellung ich mich aufrichtig freue.

Darf ich freundlichst bitten, auch Fräulein Nichte gelegentlich hiervon in Kenntnis setzen zu wollen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Friedrich.

Berlin, d. 19. Januar 1883.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Als ich vor drei, vier Tagen schrieb, verfolgte ich nur den Zweck, erstens überhaupt ein Lebenszeichen und zweitens Ausweis über den Verbleib beziehungsweise die Wirkung der Rezensionsexemplare zu geben. Ich danke bestens für Ihre freundlichen Zeilen, bitte jedoch — wenn Sie nicht etwas besonders Schönes von Kritiken haben, was ich übrigens stark bezweifle — von jedem Austausch dieser Nichtigkeiten Abstand nehmen zu wollen. Entweder sind es nur Notizen

oder längere Redensarten, die in ihrem Lob wie Tadel gleichmäßig blechern auftreten. Das Lob in der Regel noch dümmer als der Tadel. Die gesamte deutsche Presse verfolgt, mir wie andern gegenüber, beständig den Zweck, einen bestimmten Schriftsteller an eine bestimmte Stelle festnageln zu wollen. Es ist das das Bequemste. Mein Metier besteht darin, bis in alle Ewigkeit hinein „märkische Wanderungen" zu schreiben. Alles andre wird nur gnädig mit in den Kauf genommen. Auch bei Schach tritt das wieder hervor, und so lobt man die Kapitel: Sala Tarone, Tempelhof und Wuthenow. In Wahrheit liegt es so: von Sala Tarone hab ich als Tertianer nie mehr als das Schild überm Laden gesehn. In der Tempelhofer Kirche bin ich nie gewesen, und Schloß Wuthenow existiert überhaupt nicht, hat auch nie existiert. Das hindert aber die Leute nicht, zu versichern, „ich hätte ein besondres Talent für das Gegenständliche", während doch alles, bis auf den letzten Strohhalm, von mir erfunden ist, nur gerade das nicht, was die Welt als Erfindung nimmt: die Geschichte selbst.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Friedrich.

Berlin, d. 13. Juli 1883.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für Ihre geehrte Zuschrift vom gestrigen Tage.

Schon seit dem 30. v. M. bin ich wieder aus dem Harz, in dem ich nach des Winters qualvoller Länge regelmäßig eine Sommervorkur durchzumachen pflege, nach hier zurückgekehrt und stehe jetzt auf dem Sprunge

nach Norderney. Daß man sich in seinem vermögenslosen Zustand und bei dem Jammerertrage seiner Feder einen solchen Luxus immer noch gönnen kann, ist eigentlich ein Mirakel. Und das führt mich zu dem Ausdruck meines lebhaftesten Bedauerns über den abermaligen Mißerfolg meiner Anstrengungen, den ich nun durch Ihre Zahlenangaben schwarz auf weiß habe. Wer von uns beiden der Beklagenswertere dabei ist, ist schwer zu sagen. Ich möchte aber leider beinah sagen dürfen: ich. Sie sind jung, und was Ihnen A. heute nicht leistet, leistet Ihnen B. morgen. Aber am Ende eines Lebens auf eine vierzigjährige vergebliche Zappelei zurückzublicken, ist ein schlechtes Vergnügen. Tausendmal hab' ich mir gelobt, gleichgültig dagegen zu sein (au fond ist es gleichgültig); aber wenn einen dann die Zahl fünfhundertzehn anstarrt, fünfhundertzehn auf sechzig Millionen Deutsche, die über die Welt hin wohnen, so kriegt man ein Zittern, und das Herz sinkt einem, um nicht einen drastischeren Ausdruck zu wählen.

Wenn Ihr Weg, hochgeehrter Herr, Sie nach Thale führt, empfehl' ich Ihnen Hotel Hubertusbad. Es ist schattiger und ruhiger als das im übrigen auch sehr gute Hotel Zehnpfund. Ich beklage, um solche Reisebegegnung mit Ihnen gekommen zu sein, von der man in der Regel mehr hat (oft auch selbst geschäftlich im unbefangenen Durchsprechen und Anbahnen von allerhand Fragen und Unternehmungen) als von offiziell geschäftlichen Begegnungen, wo jeder auf dem Qui vive ist.

Ihnen frohe Reisetage wünschend, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Berlin, d. 6. Dezember 1883.

Was haben Sie denn zu der Fehde Karl Frenzel und Anton v. Werner gesagt? Es ist freilich nur ein Sturm im Glase Wasser*), und die Tonkin- oder die Sudanfrage ist wichtiger. Aber so wichtig eine Kleinkramfrage sein kann, so wichtig ist sie. Die Frage wird auch nicht wieder einschlafen, denn sie birgt etwas von Revolutionskraft in sich und wird nicht eher ruhen, als bis die seit zwanzig Jahren immer maßloser gewordenen Prätensionen der Farbenklexerwelt auf ein richtiges und verständiges Maß zurückgeführt sein werden. Siehe den Wernerbrief als Belag. Ist das eine Sprache! Man mag über Frenzel denken, wie man will: unter allen Umständen ist er ein sehr kluger, sehr gescheiter, sehr unterrichteter kleiner Mann, der sich die ganze Wernerweisheit längst an den Schuhsohlen abgelaufen hat. Und diesen Mann nimmt sich der von der Tarantel gestochene Pittore vor und hält ihm einen

*) In einem Feuilleton in Nr. 551 der „Nationalzeitung" vom 23. November 1883 hatte sich Karl Frenzel gegen eine Broschüre „Berliner Kunstkritik mit Randglossen" von Quidam (Berlin, Freund & Jeckel) gewendet. In ihr hatte der Verfasser, Julius Stinde, die Widersprüche der Kritiker in den Urteilen über dieselben Kunstwerke zusammengestellt und aus ihnen die Unberechtigung der Zeitungskritik überhaupt hergeleitet. In Nr. 561 derselben Zeitung vom 6. Dezember d. J. ergriff Anton v. Werner in einem Brief die Partei des anonymen Verfassers, wozu K. Fr. einige scharfe Bemerkungen machte. Th. Fs. Worte waren prophetisch. Denn diese Polemik war ein Vorspiel des heftigen Streites, der nicht ganz zwei Jahre später zwischen Werner und Frenzel im Gefolge des Meineidsprozesses gegen Graef ausbrach, als Frenzel den Künstlern eine gewisse Freiheit in moralischen Dingen zubilligen wollte, die sich Werner an der Spitze zahlreicher anderer Berliner Maler und Bildhauer entschieden verbat.

Vortrag über Kunstästhetik. Macht ihm sozusagen seinen Standpunkt klar. Doll. Die Kunstkritiker haben viel auf dem Gewissen, aber verglichen mit dem Gequatsch, das die Maler selbst loslassen, sind es Halbgötter. Solch Affront, der in der Person Frenzels der ganzen Presse geschieht, ist auch nur in Deutschland möglich. In Paris würde einem Maler, der sich so zu schreiben unterfinge, gut heimgeleuchtet werden.

Ihr Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 2. Januar 1884.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Lassen Sie mich Ihnen aussprechen, wie sehr wir uns über Ihren Sieg *) gefreut haben. Viertausend Mark sind kein Pappenstiel, und wenn schon das Geld was bedeutet, so die Ehre noch mehr. Es zählt dies zu den im Leben nicht allzu oft vorkommenden Ereignissen, gegen deren Wucht sich auch der Übelwollendste nicht verschließen kann. Als Kollege habe ich — und mit mir gewiß viele — noch die Spezialfreude gehabt, daß ein Schriftsteller den ersten und ein Professor erst den zweiten Preis errungen hat. Es ist recht gut, daß wir Professoren und Geheimräte haben, aber ihre Alleinherrschaft dann und wann gebrochen zu sehn, ist doch eine Wonne, weil ein gelegentlicher Triumph von Gerechtigkeit und bon sens.

Wie immer Ihr Th. Fontane.

*) Otto Brahm erhielt für seine Biographie Heinrich v. Kleists in einer Konkurrenz den ersten Preis des Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. Die Preisrichter waren die Universitätsprofessoren

An Otto Roquette.

Berlin, d. 18. April 1884.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein lieber Ottowald.

Zum Sechzigsten also! Tritt frisch und froh in das neue Jahrzehnt, und wenn es um ist, so laß uns sehn, was sich weiter wünschen läßt. Ich meinerseits nehme dabei die glückliche Ankunft beim vierundsiebzigsten ohne weiteres an. Etwas gewagt. Aber wer nicht wagt, gewinnt nicht. Hoffentlich werden sich Cottas legitimieren und ihrem Waldmeisterdichter etwas Maienhaftes überreichen oder etwas Goldenes zu der „Brautfahrt", die längst über die fünfzigmalige Wiederkehr hinaus ist. Aber freilich Verleger! Selbst Julius Wolff, der letzte Weihnachten fünfundvierzigtausend Mark als Jahresertrag ausgezahlt erhielt, hat gelegentlich Klage zu führen.

Apropos Julius Wolff. Hast Du die Verse Paul Heyses gelesen, die sich mit der Scheffelschule beschäftigen, mit dem „Hi und Ha" und der Butzenscheibenlyrik *)? Alles vorzüglich, zutreffend in jedem Wort, und doch kann ich leise Bedenken gegen ein solches Auftreten nicht unterdrücken. Paul ist mir zu schade dazu. Von vielen wird es ihm doch wie Neid ausgelegt werden oder wenigstens wie Verstimmung darüber, sich äußerlich überholt zu sehn. Je älter ich werde, je mehr sehe ich ein: laufen lassen, wo nicht Amtspflicht das Gegenteil fordert, ist das allein Richtige.

Von hier ist wenig zu melden. Der Rütli lebt noch,

Rudolf Gneist, Wilhelm Scherer und Julius Weizsäcker. Den zweiten Preis erhielt Gottlob Egelhaaf für die Schrift „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation".

*) Gemeint sind die Verse „An Emanuel Geibel", Paul Heyse, Gedichte, 3. Auflage (1885), S. 185), die zuerst als Vorwort zur hundertsten Auflage von Geibels Gedichten erschienen.

aber wird immer kleiner. Die beiden Maler Heyden und Menzel erscheinen nur selten auf der Bildfläche, vielleicht weil ihr Interesse an diesem Kaffeegeplauder hin ist, vielleicht auch, weil sie sich untereinander vermeiden wollen. Denn Menzel lebt in einer konstanten, wenn auch stillen Künstlergegnerschaft zu Heyden, und dieser wiederum ist aus dem Menzelbewunderungsfieber heraus. So tagen denn nur Zöllner, Karl Eggers, Lazarus und ich meist in alter Gemütlichkeit und wenigstens dann und wann mit einem neuen Thema. Zöllner hat in letzter Zeit viel Begräbnisarbeit gehabt. Die Senatsmitglieder sterben wie die Fliegen und immer gerade, wenn's kalt und windig ist. In der eignen (Noelschen) Familie wird es immer stiller. Alles ist außer dem Hause, Martha sogar in Rom, und so sind die beiden Alten denn aufeinander angewiesen und lesen sich Novellen vor, gute und schlechte, und trinken Schlummerpunsch. Schon um zehn geht alles zu Bett, wo sonst der Tag erst anfing. Im Theater hatten wir, als Interessantestes, Paul Heyses „Recht des Stärkeren" und Richard Voß' „Der Mohr des Zaren". Beider Leben aber war kurz. Bei Richard Voß bedeutet es nicht viel, denn er schreibt alle vier Wochen ein neues Werk. Empfiehl mich Fräulein Toni. Die Elloramutter grüßt herzlich.

Wie immer Dein alter

Noel.

An Wilhelm Friedrich.

Berlin, d. 26. April 1884.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank für Ihre gefällige Zuschrift vom 15. d. M. und die beiden Heibergschen Bücher. Wenigstens eins davon wollte ich gelesen haben,

bevor ich Ihnen antwortete. Das ist nun geschehn: eben habe ich die Lektüre der „Goldenen Schlange" beendigt.

Ich finde das Buch sehr talentvoll (das Schwächste sind die beständig falschen poetischen Bilder), im ganzen gut, voll und wahr gegriffen, scharf in der Beobachtung von Menschen und Dingen, gedanken= und erfahrungsreich, flott erzählt in einem natürlichen und doch alle Plattheiten vermeidenden Stil, unterhaltlich und in seiner Tendenz richtig. Dabei (was mir bis über die Hälfte hinaus nicht der Fall zu sein schien) sehr fein komponiert. Also ein ganzer Hümpel von Lob. Und ich könnte damit noch fortfahren. Dennoch bin ich der Sache nicht froh geworden, was nicht in der pessimistischen Anschauung des Verfassers, sondern in ästhetischen Unkorrektheiten liegt, in Unkorrektheiten, die etwas andres sind als Fehler. In dieser Beziehung hat mich seine Schreibweise ganz außerordentlich an die Zolasche erinnert, die mich (darin Heiberg weit überlegen) durch die Farbensattheit und Fülle der Bilder hinreißt, die aber auch kein genaues Eingehen erträgt. Erfolgt das, so sieht man lauter Schiefheiten und Verrenkungen und ernüchtert sich. Es ist alles nur wirksam auf große Distanzen hin, mit deren Hilfe die Unzulänglichkeiten ihren Schleier finden. Ähnlich bei Heiberg.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Thale, d. 18. Juni 1884.
Hubertusbad.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ganz im Gegensatz zu meiner sonstigen, auch von Ihnen lächelnd bewunderten Briefbeantwortungspromptheit schulde

ich Ihnen noch meinen Dank für freundliche Zeilen, die mir durch meine Frau hierher nachgeschickt wurden. Darin hieß es am Schluß: „vielleicht nach Kissingen.“ Nun, Ihre Kissinger Tage haben begonnen, und da bin ich! Meine Wünsche für Sie kann ich kurz dahin zusammenfassen, daß es Ihnen an der fränkischen Saale so gut gehn möge wie mir hier an der Bode. Trotz der barbarischen Kälte lebe ich glückliche Tage, doppelt glücklich dadurch, daß ich mir seit vielen Jahren zum ersten Male wieder eine wirkliche Ruhe gönne. Noch habe ich keinen Strich geschrieben, und so soll's bis Ende Juni bleiben. Zu dem Behagen trägt auch die Gesellschaft bei. Die Durchschnitts-Table d'hôte ist von altersher mein Schrecken. Trifft man's aber gut, so kann es reizend sein. Sechs Mann hoch bilden wir hier eine scharfe Ecke: ein General, ein Amtsrat, ein Bankier, dazu der Wirt, ein ostpreußischer Industrieller und ich. Der Ostpreuße heißt Blechschmidt, ein guter Kerl, aber von Mutter Natur seinem Namen in einer merkwürdigen Weise angepaßt. Desto origineller ist der General, der sich wie alle „a. D.-Leute“ dreimal den Tag den Strick um den Hals spricht. Wär' er ein bißchen feiner und ein bißchen weniger eitel, so wär' er ganz Nummer I. So aber kann ich ihm nur IIa geben. Zu diesen sechs Herren kommen drei Damen, eine Gräfin R., deren Dame d'honneur, ein Fräulein v. H., und eine Oberstabsarztfrau aus Potsdam, Jugendfreundin der Gräfin. Diese letztere, zweiunddreißig Jahre alt, ist eine Schwiegertochter des alten Fürsten von H., der mehrere Kebsinnen hatte, mit deren Hilfe er, wenn nicht den Ruhm, so doch das Blut des Hauses fortsetzte. Durch diesen physiologischen Vorgang entstanden auch die R., und der älteste dieses Namens heiratete ein strammes (das ist immer die Hauptsache) bürgerliches Madel, das nun als „Gräfin R.“ an unsrem Tisch sitzt. Sie quietscht

vor Leben und Vergnügen, und wenn der alte General auf der Höhe seiner Zweideutigkeiten steht, verklärt sich ihr fideles Gesicht. Wenn Sie noch hierher kommen sollten, so bin ich ganz sicher, daß es Ihnen gefallen wird, gleichviel ob Sie hier in Hubertusbad oder in Hotel Zehnpfund Ihr Quartier nehmen. Man ist gut aufgehoben, gut bedient und gut verpflegt, ohne durch einen anspruchsvollen Baden-Baden-Ton ennuyiert zu werden.

In der Kneipe am Markt ißt auch Menzel am liebsten, der, glaub ich, in vierzehn Tagen nach Kissingen geht. Wenn Sie den treffen, und anknüpfend an Pietsch (den er sehr liebt) und mich, ein Gespräch führen könnten, so würden Sie sehr auf Ihre Kosten kommen. Denn er spricht nie Blech. Es ist immer — auch noch da, wo's nicht so aussieht — was Apartes dahinter. Selbst seine Trivialitäten sind keine.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 11. Juli 1884.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

Lassen Sie mich Ihnen mein aufrichtiges Bedauern aussprechen, daß ich um den mir gütigst zugedachten Besuch gekommen bin. Ich war in Thale und las an demselben Tage vielleicht, was Julius Lessing über Ihr von Gustav Richter begonnenes Porträt sagte, Worte, denen ich, offen gestanden, nicht zustimmen konnte. Ihr eigentlichstes Leben ist in dem Kopfe nicht. Ich vermisse das feine melancholisch angeflogene Lächeln. Hab ich recht oder nicht? Aber darin hab ich recht (ich verstehe mich auch einigermaßen auf biographische Behandlung), daß man Richter durch

Überlob und Übereifer geschadet hat. Dergleichen — gerade wie bei Menzel — ruft nur den Widerspruch wach. Und nun gar die Kratzfüße gegen Hof und Adel: ich habe mich darüber geärgert.

Zwei-, dreimal stand ich seit etwa Jahresfrist vor einer Reise nach München und würde nicht versäumt haben, mich Ihnen und der Frau Gräfin — der ich mich zu empfehlen bitte — vorzustellen, aber es zerschlug sich immer wieder. Die weiten Reisen fangen an, mir langweilig zu werden, und ich beginne Königswusterhausen und ähnliche Nester dem Comer See vorzuziehn. Starke Zeichen des Alters und der Décadence.

Mit der Bitte, mich dem gräflichen Hause in allen seinen Mitgliedern — die Frau Mama an der Spitze — angelegentlichst empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 13. Juli 1884.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Pardon, daß ich in drei Tagen nichts habe von mir hören lassen. Ich bin aber so grenzenlos matt und müde, daß ich vor allem ernsten Anfassen einer Sache erschrecke. Glücklicherweise pressiert es nicht, und so bitt' ich denn nochmals „um drei Tage Zeit". Eh ich abreise (wahrscheinlich nach Rügen), schreibe ich die nötigen Zeilen.

Wie steht es zu Haus*)? Es hat mich doch sehr beschäftigt und meine Frau auch! Gott, was ist Glück! Eine Griessuppe, eine Schlafstelle und keine körperlichen Schmerzen — das ist schon viel.

*) Ein Sohn von Wilhelm Hertz war schwerkrank.

Mit aufrichtigen Wünschen für wenigstens Passables,
wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Richard Béringuier.

Krummhübel, d. 3. August 1884.

Sehr geehrter Herr Doktor.

Empfangen Sie meinen besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen und den angefügten Stammbaum, der mich aufs höchste interessiert hat. Eine dunkle Sage ging von „Schneiderfamilie aus Montpellier", so daß „Zinngießer aus Nîmes" ein Fortschritt, eine Art Nobilitierung ist.

Mein Papa wußte von diesen Dingen nichts. Er hatte, als Kind seiner Zeit, keinen Sinn für Zurückliegendes. Meine Mutter aber, wenn das Gespräch auf die „Familie" kam, mokierte sich über die Schneiderabstammung — sie selber stammte von Seidenhändlern, war also Aristokratin — und nannte mir die drei Frauen meines Großvaters so, wie ich es angegeben habe:

1. verwitwete Tod oder Todt,
2. Fr. Reimann,
3. Fr. Werner.

Mein Papa stammt von der ersten Frau, also von der verwitweten Tod (nach Angabe meiner Mutter). Ich bezweifle aber keinen Augenblick, daß die Ihnen vorliegenden Papiere zehnmal zuverlässiger sind als dieser vage Familienschnack. Es ist mir sehr wahrscheinlich, daß seitens meiner Mutter eine Namensverwechslung vorliegt: „Tod und Deubel". Deubel war richtig, aber sie nahm Tod. — Den Todestag meines Großvaters kann ich in Berlin feststellen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 4. November 1884.

Herzlichen Dank für das schöne Buch*), dem ich endlich den lang verdienten Erfolg wünsche. Denn wer kann unter den Neueren, das heißt unter denen, die seit 1848 aufgetreten sind, mit unserm Freunde wetteifern? Doch nur noch Storm, um dessen herrliche Lyrik die Welt sich auch nicht recht kümmert. Scheffel? Es ist zu viel Kneipenatmosphäre darüber.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 3. Dezember 1884.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Alle vier Bücher haben mir viel Freude gemacht, trotzdem keines eigentlich interessant ist. An die Spitze stelle ich die beiden kleinen Bücher von Bernays**). Sie zeigen die Macht des Stils, und daß das, was gesagt wird, eigentlich gleichgültig ist, wenn es nur gut und klar gesagt wird. In dem Buche von der Assing sind die Hinzufügungen aus den Varnhagenschen Tagebüchern das Interessanteste. Doves Essays über die Forsters und Humboldts sind lehrreich, lassen mich aber insoweit unbefriedigt, als

*) Gedichte von Paul Heyse. Dritte Auflage (Berlin, Hertz, 1885).

**) Michael Bernays, Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes (Berlin 1866), und J. W. v. Goethe und J. C. Gottsched. Zwei Biographien. Leipzig 1880. — Ludmilla Assing, Briefe von Alexander v. Humboldt an Varnhagen v. Ense aus den Jahren 1827—1858 (Leipzig 1860). — Alfred Dove, Die Forsters und die Humboldts. Leipzig 1881.

sie nach dem in Deutschland üblichen Biographierezept gearbeitet sind und sich das mir unerträgliche „beautifying for ever“ zur Aufgabe stellen. Wenn man sich entschließen könnte, die Geschichte der Humboldts echt und wahr zu erzählen und beispielsweise bei den sexuellen Unkorrektheiten, ich glaube beider (des einen gewiß) zu verweilen, so würde ihr Lebensbild zehnmal interessanter werden, und zwar nicht vom gemeinen Klatschbasen-, sondern vom physiologisch-psychologischen Standpunkt aus. So wie es da ist, ist alles öde Redensart, und selbst das Beste, das Zutreffende schwebt in der Luft, statt auf zwei menschlichen Beinen zu stehn. Außerdem, welche Überschätzung! Was Wilhelm v. Humboldt über Schiller gequackelt hat, ist sehr fragwürdig.

Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin angelegentlichst empfehlen zu wollen, Ihr ganz ergebenster

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 21. Dezember 1884.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Empfangen Sie unsern herzlichsten Dank für Ihren liebenswürdigen Brief, der uns in seinem Inhalt und seinen Beilagen eine rechte Weihnachtsfreude war. Das Bild des verehrten Ehepaares ist vorzüglich und das der beiden Kinder einfach entzückend. Hirschberg in seiner photographischen Kunst rivalisiert siegreich mit Berlin, zum mindesten ist es ebenbürtig. Ich hebe dies absichtlich hervor und füge aus voller Überzeugung die Worte hinzu: „Wohl jedem, der in glücklicher unmittelbarer Umgebung in Schmiedeberg sitzt und statt auf den Berliner Kreuzberg

auf das Riesengebirge blickt." Bismarck, der so oft recht hat, hat auch recht in seiner Abneigung gegen die Millionenstädte. Sie schreiben selbst: „Bei weniger ‚Karriere' hätten wir mehr Wahrheit in der Welt." Gewiß. Und nicht bloß mehr Wahrheit, auch mehr Einfachheit und Natürlichkeit, mehr Ehre, mehr Menschenliebe; ja, auch mehr Wissen, Gründlichkeit, Tüchtigkeit überhaupt. Und was heißt Karriere machen anders, als in Berlin leben, und was heißt in Berlin leben anders, als Karriere machen? Einige wenige Personen brauchen ihrem Berufe nach die große Stadt. Das ist zuzugeben; aber sie sind doch verloren, speziell für ihren Beruf verloren, wenn sie nicht die schwere Kunst verstehn, in der großen Stadt zu leben und wiederum auch nicht zu leben. Adolf Menzel ist beispielsweis ein Meister in dieser wie in seiner eigentlichen Kunst. Gewiß war ihm Berlin eine Notwendigkeit (Menzel fünfzig Jahre in Filehne wäre nicht Menzel mehr), aber wie hat er auch in Berlin gelebt! Von neun bis neun ein Einsiedler in seinem Atelier, und dann erst, wenn andre zu Bette gehn, geht er mit seinem Ordensband zu Hof oder mit seinem Klapphut zu Huth*). Er war zeitlebens ein Meister in der Kunst der Konzentration und hat deshalb eine Kunstkarriere gemacht, ohne je ein Karrieremacher gewesen zu sein. Aber das alles ist Ausnahmefall. Als Regel steht es mir fest: die große Stadt macht quick, flink, gewandt, aber sie verflacht und nimmt jedem, der nicht in Zurückgezogenheit in ihr lebt, jede höhere Produktionsfähigkeit. Schon vor vierzig Jahren schrieb Macaulay: „Fruchtbare Gedanken sind einem Londoner Parlamentsmitglied eine Unmöglichkeit. Er geht unter im Lärm, im oberflächlichen Getreibe. Der

* Weinstube Potsdamer Straße 139.

kleinste Krämer der kleinsten schottischen Stadt kann die Welt der Ideen eher bereichern als ein Londoner, der ein ‚Londoner' ist". Wie wahr! Die große Stadt hat nicht Zeit zum Denken und, was noch schlimmer ist, sie hat auch nicht Zeit zum Glück. Was sie hundertfältig schafft, ist nur die „Jagd nach dem Glück", die gleichbedeutend ist mit Unglück. Unter meinen nächsten Bekannten sind ein paar solche Jäger, alte Herren, ihre Ehegesponse natürlich an der Spitze. Es ist ein Jammeranblick. Natürlich sind es Geheimräte, die nun also längst das sind, was sie werden konnten. Aber die Jagd geht gewohnheitsmäßig weiter. Titel und Orden können es nicht mehr sein, und so ist denn aus der Jagd eine ganz triviale Rennerei geworden, eine Rennerei nach Quartettkonzert, nach Premièren, nach Bazaren, wo die Kronprinzeß vielleicht erscheint, nach Prinzessinnentrousseaus, nach Cumberland *), nach Stanley, nach einer Koegelschen Trauung. Alles zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Wenn ich dann zugleich an Ihr Haus denke, an Ihre Frau und Kinder, an gesunde Luft und Natur, so finde ich: Sie leben im Paradiese. Dies ist meine aufrichtigste Meinung. Und was ist denn der Einzelne hier, wenn er nicht zufällig Bismarck oder Bleichröder heißt?

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 16. Februar 1885.
Potsdamer Straße 134 c.

Erschien, sehr geehrter Herr Hertz, Heyses „Alkibiades" **) schon bei Ihnen? Und darf ich, wenn ja, Sie freundlichst

*) Cumberland gab spiritistische Vorstellungen in Berlin.

**) Vgl. Bd. 1, S. 18, wo in der Note statt 1880 zu lesen ist 1883. Das Drama wurde 1881 vollendet.

um Zusendung eines Exemplars ersuchen? Am Freitag wird es aufgeführt, in gewissem Sinne zu meinem Leidwesen. Immer, wenn Heysesche Stücke zur Aufführung kommen, bin ich krank, nervös herunter und kopfverdämelt, und in diesem Zustande peinlicher Schwäche liegt es mir dann ob, über ihn zu schreiben, was ohnehin schon kein Vergnügen. Denn ich glaube, er hält alles für bare Quasselei. Vielleicht hat er recht, aber die vielen Schwierigkeiten, die für den armen und zum Überfluß auch noch kranken Kritiker ohnehin schon vorliegen, werden dadurch gesteigert.

Was macht „Scherenberg"? Kommt er bald?

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Emilie Zöllner.

Krummhübel, d. 18. August 1885.

Hochverehrte Freundin.

Die Liebe dringt bis an die Ultima Thule (siehe den König von Thule) und so auch bis Zoppot, wo unsre Gedanken und Geburtstagswünsche Sie suchen, auch wenn die Briefadresse nach wie vor auf Berlin lautet. Ein glücklicher Tag sei der Anfang eines glücklichen Jahres. Sehen Sie das Marienburger Schloß und den Remter mit dem berühmten Pfeiler, „der alles trägt", so gedenken Sie meiner. Seit lange steht meine Sehnsucht dahin. Wär' es nicht ein bißchen weit, so beschlösse ich dies Jahr noch mit einem Ausflug an Weichsel und Nogat und sähe mir in Danzig den Memling an*). Die Bilder der Epoche sind mir unter allem, was ich in der bildenden Kunst kenne, das Liebste

*) Von Hans Memling (c. 1430—1494) befindet sich in der Marienkirche in Danzig das Altargemälde „Das jüngste Gericht".

und gelten mir mehr als all die großen Italiener. Dies ist nicht ödes Nachsprechen, sondern etwas immer wieder Empfundenes und muß mit dem Urgrund aller Kunst, vor dem das bloß technische Können hinschrumpft, zusammenhängen.

Es war hier sehr schön. Glückliche, beinah ungetrübte elf Wochen. Und elf Wochen sind eine lange Zeit. Ich wünsche Ihnen von Herzen, daß Sie auf gleich glückliche Sommertage zurückblicken mögen. Daß ich fleißig war, versteht sich von selbst. In den ersten sechs Wochen hab' ich nur Verse geschrieben, Lieder und Balladen, so daß ich mit fünfundsechzig wieder bei fünfundzwanzig und beinah bei fünfzehn angelangt bin. Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt; der Ring, der sich schließt. Man sagt, das bedeutet das Ende. Aber wenn auch, ich habe meine Freude daran gehabt.

Herzliche Grüße dem teuren Chevalier, Ihnen und Annachen (Karl ist wohl in Berlin).

In alter Liebe und Verehrung Ihr

Noel.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 26. September 1885.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank für das reizende Werderbuch und die freilich weniger reizende Scherenbergbuchkritik*). So stellt sich die konservative Presse zu Scherenberg und mir, die

*) Karl Werder, Vorlesungen über Shakespeares Macbeth (Berlin, Hertz, 1885). — Die Kritik über „Scherenberg" stand in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 5. Juli 1885. Sie tadelt den häufigen Gebrauch fremdländischer Ausdrücke und Wendungen.

wir doch als zwei „Säulen" der ganzen alten Pastete angesehn werden. Mit „Post" und „Kreuzzeitung" bin ich fertig, wie sie mit mir, und nun kommt auch noch mein Freund Pindter und läßt mir meinen Stil und meine Schreibweise durch einen seiner Myrmidonen korrigieren. Nun meinetwegen. „Legt's zu dem Übrigen." Aber die Sehnsucht, irgendwo Kohl zu bauen und ein paar Pflaumen am Spalier zu ziehn, wird immer größer. Und hätte ich ein klein wenig mehr Glück gehabt, so wäre ich schon dabei.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Richard Béringuier.

Berlin, d. 6. Oktober 1885.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr!

Heute vormittag habe ich nun wieder an dem Prolog*) gearbeitet, und wenn ich nun nicht infolge von Schnupfen, dem man bei diesem Erkältungswetter beständig ausgesetzt ist, einen ganz verdösten Kopf kriege, so bin ich bis zum 10. oder 11. mit Prolog und Bildertext fertig. Ich bitte Sie dann, Ihnen den Prolog vorlesen zu dürfen, und Sie sagen mir gleich, was Ihnen nicht recht scheint, sei's daß vielfach etwas fehlt, oder daß etwas da ist, was besser fehlte.

Mich in die Mitgliederliste des Vereins für die Geschichte Berlins aufgenommen zu sehen, ist mir durchaus schmeichelhaft. Ich fürchte aber, daß ich diesem und andern verwandten Vereinen gegenüber durch mein Verhalten Anstoß gegeben habe. Will mein Verhalten auch nicht loben.

*) Prolog zur Feier des zweihundertjährigen Bestehens der französischen Kolonie (1. November 1885) vgl. Ges. Werke II, 1 S. 320.

Aber man ist zuletzt, wie man ist, und ich war immer ein Singleton; ein Einsiedler von Jugend auf. Ich bin gelegentlich Gesellschaftsmensch, aber doch meistens absolut das Gegenteil davon. In einem kleinen befreundeten Kreise schwatzt niemand mehr als ich. So wie der Kreis aber Gesellschaftszirkel oder gar ein „Verein" wird, in dem nicht mehr geplaudert, sondern öffentlich geredet werden soll, ist es mit meiner Veredsamkeit vorbei. Ich bin dann stumm und kann nicht mehr mitspielen. Aus diesem Charakterzuge sind mir viele Fatalitäten erwachsen, aber ich konnte es nicht ändern. Bitte, machen Sie, wo's not tut, meinen Verteidiger.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 7. Oktober 1885.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Heut sind wir in großer Aufregung durch den Ausgang des Graefschen Prozesses, obschon kaum was zu verwundern ist. Das Gericht mit seiner Anklage vertritt den alten Zustand der Gesellschaft, das Verdikt der Geschworenen den neuen. Ich bin von Graefs doppelter Schuld überzeugt und hätte ihn trotzdem wahrscheinlich auch nicht verurteilt. Die gebildete Welt geniert sich nach dieser Seite hin, Rigorismus zu zeigen; läßt aus Angst, der Tugendboldschaft, richtiger noch der Tugendlüge bezichtigt zu werden, fünf grade sein und rafft sich erst dann zu einer Verurteilung auf, wenn die Schuld klipp und klar ist und ein Ertappen in flagranti vorliegt. Der Ausgang des Prozesses beweist, daß das sexuelle Gebiet ein Gebiet ist, auf dem der Indizienbeweis zur Verurteilung

nicht mehr ausreicht, weil die moderne Welt dies nicht wünscht. Für die ganze juristische Welt ist es ein furchtbar harter Schlag, und der Staatsanwalt*), ein, glaub' ich, forscher und gescheiter Kerl, steht da wie ein Fatzke. Es ist eine sehr ernste Sache.

Unter Gruß und Empfehlung an die Hermsdorfer Herrschaften Ihr herzlich ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 11. Dezember 1885.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Über kurz oder lang soll nun also — wie mir Ihr Herr Sohn zu meiner Freude mitteilte — der Druck der zweiten Auflage von „Spreeland" beginnen. Was ich damals zu sagen vergaß, möcht' ich, ehe mich der erste Korrektur- oder selbst Revisionsbogen überrumpelt, heute schon aussprechen dürfen, nämlich die herzliche Bitte, daß ich mit Korrektur respektive Revision gar nichts mehr zu tun habe, so daß die Sache den Charakter gewinnt, als wäre ich schon tot. Ihre Güte wird gewiß für eine gute und gewissenhafte Durchsicht, sei's bei Freund Buchbinder in Ruppin, sei's bei einem andern, sorgen. Ich kann nicht mehr. Es ist zu langweilig für mich und bei meiner vielleicht kindischen Penibilität in Drucksachen so zeitraubend, daß das Honorar beinah wieder draufgeht. Drei Viertel meiner ganzen literarischen Tätigkeit ist überhaupt Korrigieren und Feilen gewesen. Und vielleicht ist drei Viertel noch zu wenig gesagt. Hätte ich die Kunst des „Festhinsetzens" zu

*) Max Heinemann.

üben verstanden, so hätte ich vielleicht auch eine Stube mit Atlastapeten, die ich übrigens nicht sehr entbehre.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 23. Dezember 1885.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Pietsch.

Sie haben mir durch Ihre beschämend freundliche Besprechung meiner Novellen schon am Weihnachtsvorabend eine Weihnachtsfreude gemacht. Daß sich etwas von Wehmut mit in diese Freude hineinmischt, steigert sie nur. Sie sind ja jünger als ich und stehen auch noch forsch und fest im Leben; aber auch Sie werden vielleicht empfinden, daß neue Menschen um uns her geboren wurden, die zu neuen Göttern und Götzen beten. Ich komme aus diesem Gefühl nicht mehr heraus und bin vereinsamt. Und es ist gerade an den glücklichen Tagen wie heute, daß einem dies am lebhaftesten vor die Seele tritt. Mit einer Art Schauder denkt man an die Möglichkeit, daß man Rankehaft alt werden und dem Mitleidsobol einer von Pietät und ähnlichen Schnurrpfeifereien emanzipierten Jugend verfallen könnte. Die paar Alten sollten deshalb, soweit es Charakter und Verhältnisse zulassen, zusammenhalten. Über diesen Allgemeinbetrachtungen vergeß ich aber die Hauptsache: die Besprechung. Alles Lob schmeckt und geht einem glatt runter, aber neben diesem süßen Alltagslob gibt es doch noch ein Festtagslob, das einen erquickt, stärkt, erhebt. Kein Zucker, sondern Wein. Sie haben Menzel und Turgenjew genannt, und zu beiden blicke ich als zu meinen Meistern und Vorbildern auf. Es ist die Schule, zu der, soweit meine Kenntnis reicht, nur noch Rudolf Lindau

gehört. Heyse (so groß sein Talent) nicht, weil er nicht richtig empfindet. Keller und Storm, beide von mir verehrt, sind Erscheinungen für sich. Hopfen wäre famos, wenn er nicht nebenher auch noch Hopfen wäre. Er hat zu viel von sich selbst. Hasige Hasen schmecken nicht. In „Nord und Süd" stehen sehr interessante Turgenjewsche Briefe. Nochmals besten Dank. Empfehlung Ihren Damen.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 24. Dezember 1885.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Pietsch.

Der durch beiliegende Karte mitbeglaubigte jugendliche Hauptmann George Fontane hatte vor, morgen die Gratulationen der Familie persönlich zu überbringen. Seit heute, mit dem Glockenschlag zwölf, glücklich verlobt, sind diese guten Vorsätze hinweggeschwunden, und Sie werden der erste sein, der seine verzeihende Zustimmung dazu gibt. Den Namen der Braut darf ich noch nicht nennen — er spielt ins Normannisch-Meyerbeersche hinüber*) — da die Verlobung erst von übermorgen an offiziell ist. Viel Glück zu Fest, Geburtstag und neuem Lebensjahr.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) Die Braut war eine Tochter des Justizrats Robert.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 11. Januar 1886.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein!

Heyse schreibt eine Novelle*), die in Ruppin spielt und den Gegensatz behandelt, daß eine feine, adlige Stiftsdame, von der Theatersucht befallen (wohl auch etwas Liebe dabei), schließlich im Georgsspittel in Ruppin ein Armenunterkommen und endlich den Tod findet. Es reizt ihn der Gegensatz von Stiftsdame und Spittelfrau; dazu als verführerisches Element die Theaterpassion.

Er möchte nun gern etwas von Stift, Stiftswesen und Stiftsstatuten wissen, auf welchen Wunsch hin ich ihm schrieb: „Da wird unsre Freundin und Gönnerin, Frl. v. Rohr, helfen können." Und an diese zu schreiben und zu bitten, bittet er mich jetzt. Ich denke mir, daß sich solche für die Mehrzahl der Stifte geltende Stiftsstatuten in Ihren oder auch des Stiftshauptmanns Händen befinden werden, und daß es Ihnen nicht schwer fallen wird, mir irgend etwas Gedrucktes der Art für unsern Freund und Dichter in München zu schicken.

Zugleich fragt er an, wann (vor dreißig Jahren) ein Freifräulein mündig wurde? Auch das wird Ihnen leicht sein, in Erfahrung zu bringen; noch wahrscheinlicher, daß Sie's aus einem Erlebnis wissen.

Pardon für die vielen Fragen; aber ich kenne ja Ihre Hilfsbereitschaft und Ihr Interesse für diese Dinge.

Tausend Grüße und Empfehlungen von Ihrem ganz ergebensten

Th. Fontane.

---

*) Roman der Stiftsdame. Eine Lebensgeschichte (Berlin, W. Hertz, 1887).

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 11. Januar 1886.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Seit einigen Wochen wechseln Heyse und ich Karten und Briefe betreffs einer Ruppiner Novelle, mit der er sich trägt — alter Stoff aus „Tante Lisens" Zeiten her *). — Die heut erhaltene Karte spricht an einer Stelle eine mir schmeichelhafte Sehnsucht nach einem Bande „Wanderungen" aus, welchem Verlangen unter sotanen Umständen wohl am besten durch einen Band „Ruppin" abzuhelfen oder zu genügen wäre. Läßt Ihre Güte ihm solchen Band wohl zukommen? Ich hoffe.

Und nun noch eins. Band 4 „Spreeland" beginnt mit einem Spreewaldkapitel und hat gleich auf der zweiten oder vierten Seite eine Anmerkung der Gurkenzucht usw. Die betreffenden Zahlen sind aber ganz veraltet, weshalb ich neulich an den Kaufmann und Saurengurkenhändler Grohmann in Lübbenau geschrieben und auf das Fäßchen hin, das wir alljährlich von ihm beziehn, angefragt habe, wie das eigentlich jetzt mit den Gurken- und Meerrettigzahlen stände. Er hat mir auch geantwortet, er wollte fragen. Aber dabei ist es geblieben. So bitte ich Sie denn freundlich, mir die Lübbenauer Buchhändlerfirma, die's doch wohl geben wird, nennen zu wollen, damit ich an diese schreiben und wegen der Gurkenproduktion anfragen kann.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

*) Vgl. Familienbriefe Bd. 1, Ges. Werke II, 8, S. 137 f.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 10. Februar 1886.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Doktor.

Eben hat mir meine Frau die zweite W.-Kritik vorgelesen*). Ich finde sie vortrefflich sans phrase: klar, anschaulich, liebenswürdig und geistreich und an der entscheidenden Stelle, wo Sie das Wesen dieser Volkstragödie schildern und damit zugleich aussprechen, wie solche Stücke überhaupt sein sollen, von einer mir unendlich wohltuenden Kraft und Fähigkeit, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Und auf diesen sicheren Hammerschlag, der weiter nichts ist als die natürliche Konsequenz eines frischen, gesunden und starken Empfindens, kommt es einzig und allein an. Das macht den Kritiker, nur das. Alles andre, vor allem das Ausmessen mit irgendeiner Elle, die Elle hieße nun Tieck oder Lessing oder gar Aristoteles, ist Mumpitz. Hinter solcher Defensive, von der aus Vorstöße „mit Binden und Bandagen" gewagt werden, lauert immer Ohnmacht. Ich freue mich herzlich, daß Sie sich selbst geben und ein Programm in der Brust und nicht bloß in der Brusttasche haben.

Gestern vernahm ich auf weiten, verwunderlichen Umwegen, daß Ihre erste W.-Kritik Anstoß oder doch mindestens zu kleinen Bedenken Veranlassung gegeben habe. Sollte dies der Fall sein, so kann ich mich in solcher

*) Schlenther, durch Frau Fontane an C. R. Lessing empfohlen, zeichnete seine Theaterberichte für die „Voss. Ztg.", da er erst versuchsweise angenommen war, zunächst mit W. Es handelt sich hier um eine Aufführung von Anzengrubers „Herz und Hand" im Ostendtheater. (Vgl. „Voss. Ztg." vom 10. Februar 1886.) Die erste Kritik hatte der Uraufführung des L'Arrongeschen Dramas „Loreley" am 6. Februar 1886 gegolten.

Stellungnahme nicht zurechtfinden. Ich fand jene Debütkritik, nachdem mich der erste längere Absatz entzückt hatte, nicht ganz einheitlich und Ihre Position der Dichterpersönlichkeit L'Arronge gegenüber einigermaßen schwankend, dabei zugleich ein wenig strenger und herber als nötig. Aber das alles, selbst wenn ich recht haben sollte (was doch schließlich auch noch zweifelhaft bleibt), bedeutet weiter nichts als ein einzelnes Fehlgreifen in Wort und Ausdruck oder schlimmstenfalls die nicht völlige Besiegung einer sich in der Charakterschilderung darbietenden Schwierigkeit. Solch kleines, mit drunterlaufendes Manco darf nie beanstandet werden, wenn's in der Hauptsache stimmt. Die Kunst, schlechte Stücke schlecht zu finden und es doch so zu sagen, daß der Getroffene sich geschmeichelt fühlt, die Kunst wird nie gelernt werden. Das soll uns erst einer vormachen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Moritz Lazarus.

Berlin, den 29. März 1886.
Potsdamer Straße 134c.

Teuerster Leibniz.

Zum ersten Male in zwanzig Jahren oder länger habe ich in Schillerstiftungssachen einen kleinen Sieg errungen, und meine Bitte geht dahin, ihn nicht wieder umstoßen zu wollen. „Die Schlacht ist verloren," sagte Napoleon bei Marengo, „aber es ist gerade noch Zeit genug, sie wiederzugewinnen." Richten Sie's so ein, daß ich nicht das Umgekehrte sagen muß.

Ich las die beiliegende — an der angestrichenen Stelle unübertrefflich schöne — Eingabe der Agnes Mylius mit so herzbeweglicher Stimme vor, schilderte den Ruhm der Ver-

fasserschaft von „Mutter, der Mann mit 'm Koks ist da", im Gegensatz zu dem Zehnpfennigelend des humoristischen und täglich tausendfältig zitierten Dichters so lebhaft, daß man das Votum zwar nicht umzustoßen, aber wenn irgend möglich zu amendieren beschloß. Zöllner, Eggers und ich sind in der Hilfsbereitschaft einig. Kommen Sie noch dazu, so sind wir Majorität und können machen, was wir wollen, d. h. was uns unser gutes Herz eingibt. Beauftragt bin ich nur, Ihnen von einer Unterstützung von zwanzig oder dreißig Mark aus der Ihnen unterstehenden Extrakasse zu sprechen. Ich sehe aber nachträglich nicht ein, warum wir nicht noch einen Schritt weiter gehn und ihm wenigstens fünfzig Mark aus der eigentlichen Kasse bewilligen sollten.

Es liegt hier doch wirklich ein ganz besonderer Fall vor. Faucher*) sagte mir mal an einem unvergeßlichen Tage, wo ich in einem halben Dutzend Londoner Tavernen und Kaffeehäusern mit ihm umherkneipte: „Ja, es ist etwas Sonderbares mit dem Dichterruhm. Sehen Sie, da gibt es den Gassenhauer aus dem vorigen Jahrhundert: ‚Und wenn der Große Friedrich kommt Und klopft bloß auf die Hosen, Reißt aus die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen' — nun, was meinen Sie wohl, was der alte Gleim für'n Gesicht gemacht haben würde, wenn man ihm damals gesagt hätte: ‚Ja, lieber Kanonikus, wenn Ihre berühmten Grenadierlieder vergessen sein werden, wird der Gassenhauer noch leben.'" Das machte damals einen großen Eindruck auf mich und fiel mir bei diesem modernsten Gassenhauer wieder ein. Er wird zwar nicht hundert Jahre leben, auch nicht hundert Tage; aber es ist doch immer was, einer Millionenstadt auf vier Wochen hin

*) Vgl. Von Zwanzig bis Dreißig. Ges. Werke II, 2, S. 275.

ein bestimmtes Wort oder Lied in den Mund gelegt zu haben. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 16. April 1886.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Mit der einzigen absoluten Promptheit meines Lebens, der briefschreiberischen, antworte ich Ihnen umgehend, zunächst, um Ihnen zu danken, dann, um, soweit es in meiner Kraft steht, Öl auf die erregten Wogen zu gießen. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß ich an dem Überheblichkeitstone des jüngsten Deutschlands, an dem Allesbesserwissen der Schererschen Schule (deren die Sache aufs Philologische hin ansehende Berechtigung mir außerdem noch zweifelhaft ist), daß ich, um meinen höchsten Trumpf auszuspielen, an der Karl-Bleibtreuerei der modernen Kritik Anstoß nehme. Zu gleicher Zeit aber leb' ich und sterb' ich der Überzeugung, daß wir in Brahm-Schlenther die besten Nummern der jungen Schule gehabt haben respektive noch haben. Von Natur gescheit, gut geschult und gebildet, fleißig, klar und gute Stilisten und in ihren besten Momenten auch mit Witz ausgestattet, sind sie all den andern, die ich kenne, literarisch, ganz gewiß aber in den landesüblichen Umgangsformen überlegen. Sie sind frei von dem Rüpeltum, dem Knotismus, die sich jetzt überall so breit machen. Auf Details gehe ich nicht ein, ist auch sehr mißlich. Tieck, Platen, Schlegels, Fichte, Schopenhauer waren alle blutjung, als sie kritisch vom Leder zogen. Nun werden Sie zwar sagen: „Ja, die“, aber das Kleistbuch vom kleinen Brahm kann sich neben allem sehn lassen, was die vorgenannten großen Leute geschrieben haben, und

Schlenther bleibt wenigstens nicht weit dahinter zurück. Also: Gnade, Gnade! Ihr

Th. Fontane.

An Adolf Kröner.

Berlin, d. 12. Mai 1886.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt für diesen neuen Beweis Ihrer Güte gegen mich. Fast tat es mir schon leid, meinen Brief geschrieben zu haben. Denn ich bin alt genug, um zu wissen, daß man den Bogen nie überspannen darf. Er bricht dann nicht bloß, der Schütze kriegt auch noch persönlich einen Knax weg. Und das ist immer sehr fatal. Ihr freundliches Entgegenkommen hat mich davor bewahrt. Eins möcht ich bei der Gelegenheit noch sagen dürfen: so redlich ich mich quäle, es will mir nicht gelingen, mehr als eine solche Arbeit im Jahr zu vollenden, und das ist dann — neben meinem kleinen Gehalt bei der Vossin — meine Jahreseinnahme. Seide läßt sich nicht dabei spinnen, und ich bleibe Dachstubenpoet, trotzdem die Honorare fast so hoch liegen wie meine Wohnung.

Und nun die Novelle*) selbst. Ganz liebelos wird sie nicht verlaufen. Der Held in seinem Dakota- oder Minnesotadorf (wenigstens Minne im Lokalnamen) verliebt sich in ein schönes Mennonitenkind, und wie das Leben selbst, so verliert er auch das Letzte seines Lebens: sie. Trotzdem kann ich nicht wohl von einer „Liebesgeschichte" sprechen; denn das ganze Liebes- und Brautverhältnis bleibt im Idyll, im Gefühlvollen stecken. Von glühenden

*) „Quitt." Der Roman erschien 1890 zuerst in der „Gartenlaube", S. 8 ff. Als Buch bei Wilhelm Hertz (Berlin 1891).

Küssen, so daß gleich die ganze Stube warm wird, keine Spur. Erscheint Ihnen das zu wenig, so kann ich Ihnen einen neuen brillanten Stoff, den Sie, glaub ich, noch nicht kennen, vorschlagen. Er hat aber, so schön er ist, gar keine äußerliche Aktion und bewegt sich in dem Herzensverhältnis dreier Menschen zu einander. Auch ist das vielleicht mißlich, daß der Held und Liebhaber ein Mann von dreiundvierzig mit fast schon erwachsenen Kindern ist.

Erfreut, Sie gegen Schluß des Monats zu sehen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Moritz Lazarus.

Berlin, d. 6. Juni 1886.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Leibniz.

Irre ich, wenn ich annehme, daß Sie die Wereschtschaginausstellung — die nun durch die Drehersche *), so kann man sie füglich nennen, tot gemacht wird — noch nicht gesehn haben?

Treff' ich's mit dieser Annahme, so bringe ich mit diesen Zeilen in Sie, den Besuch doch ja nicht zu versäumen. Es sind nicht die Himalayalandschaften, nicht die tendenziösen Riesenpendantbilder: Verschwörertod in Rußland und Verschwörertod in (Britisch-) Indien usw. usw., sondern die judengeschichtlichen Bilder (Palästinabilder würde zu wenig sagen), um derentwillen ich Ihnen den Besuch so dringend empfehle. Alle sind anschaulich, lehrreich, ein paar ergreifend, namentlich zwei, die die „Salomonsmauer“,

*) Gemeint ist die akademische Kunstausstellung. Die dazu gehörige Gartenwirtschaft war an die Wiener Brauerei von Anton Dreher verpachtet.

einmal mit, einmal ohne Staffage darstellen. Ich habe ziemlich viel Bilder der Art gesehn (vor dreißig Jahren in England; einige der englischen Präraphaeliten neigten dem zu), Wereschtschagin ist aber all diesen Vorgängern weit überlegen. Ich wundere mich, daß man nicht mehr davon macht. Die Berliner Kritik (auf jedem Gebiet) ist erbärmlich, weil sie keine Augen und keine Unbefangenheit mehr hat, vielleicht auch keine Ehrlichkeit mehr. „Na, mir kann's gleich sein" sagt Bismarck.

Ihr Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Krummhübel, d. 19. Juni 1886.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Aus diesem Schillerhause, das durch einen Reichsgerichtsrat seine Weihe empfing, sende ich Ihnen und Ihren Damen Gruß und Dank. Wir befinden uns den Umständen nach wohl. Machten Besuche, suchten Schs. auf, die freundlich, gütig, aufmerksam wie immer waren. Trotzdem fragte mich mein enfant terrible auf dem Heimwege: „Müssen wir da täglich hin?" und der Ton, in dem die Frage geschah, machte es mir unmöglich, mit einem prompten „Ja" zu antworten. Ich sagte also nur: „Ich vielleicht." Der kleine, gute, freundliche Mann ist ihr schrecklich, besonders seine Bildung und seine Latinität. Ich werde mich aber nicht umstimmen lassen, trotzdem sie den schwachen Punkt richtig erkannt hat. Aber wer hat nicht schwache Punkte? Sowie das Wetter besser ist, kommen wir zu Ihnen. In aufrichtiger Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Krummhübel, d. 24. Juni 1886.

Hochgeehrter Herr.

Diese Zeilen sollen Ihnen danken und der Frau Mama meinen gehorsamsten Empfehl bringen. Es noch persönlich zu tun, daran hindert mich, um mit unserm Freunde Sch. zu sprechen, Jupiter Pluvius. Freilich bin ich ihm und seiner Bildung die Erklärung schuldig, daß er's so billig nicht tut und als Regel einen Gott oder einen Namen aus der Tasche zieht, den ich noch nicht gehört habe. — Von Ihren tragikomischen Schicksalen haben wir mit Heiterkeit und Teilnahme gelesen. Richtwege sind fast immer Irrwege. Daß ich mich mit Therapeutik nicht blamiert habe, hat mich als ausgesprochenen Nicht-Sch. mit Befriedigung erfüllt.

Mit der „Arbeit am Fenster“ geht es leidlich. Ich habe heut das vierte Kapitel*) geschrieben, alles noch roh, aber es ist doch da. „Der Stil wird angeputzt“, sagte mal ein Berliner Baumeister. — Es bleibt kalt und windig, so daß Frau Schiller heute schon zum zweiten Male geheizt hat. Alles erfüllt sich. Friedrich II. auf Sanssouci bei Kaminfeuer und offnen Flügeltüren war immer mein Ideal. Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Krummhübel, d. 5. Juli 1886.

Hochgeehrter Herr.

Nicht um nochmals für den schönen Tag zu danken (wozu Grund genug vorläge), sondern um uns wegen

*) Von „Quitt“.

eines kleinen faux pas oder etwas Ähnlichen zu entschuldigen, gehen diese Zeilen in die Welt. Ich glaube, daß es besser gewesen wäre, meine Tochter und ich hätten in des liebenswürdigen Diskantamerikaners Gegenwart über Rs. geschwiegen, und ich bedaure lebhaft, Ihr leises Augenplinken (leise aus Rücksicht gegen mich) erst so spät verstanden zu haben. Ich verfalle immer wieder in meinen alten Fehler, der Situation und der jeweiligen Gesellschaft nicht genug Rechnung zu tragen. Was mich dabei vor Gott entschuldigt, entschuldigt mich nicht vor den Menschen. Immer meiner Natur nach geneigt, alles Schöne, Freundliche, Kluge, Talentvolle rückhaltlos anzuerkennen, betrachte ich es, nebenherlaufend, als mein gutes Recht, auch über Unauskömmlichkeiten offen mich auszusprechen, immer mit dem Bewußtsein, in ähnlichen Unauskömmlichkeiten tief drin zu stecken. So war es gestern mit Rs. sowohl bei dem Mittags- wie bei dem Abendgespräch. Ich betrachte das Leben, und ganz besonders das Gesellschaftliche darin, wie ein Theaterstück und folge jeder Szene mit einem künstlerischen Interesse wie von meinem Parkettplatz Nr. 23 aus. Alles spielt dabei mit. Alles hat sein Gewicht und seine Bedeutung, auch das Kleinste, das Äußerlichste. Von Spott und Überhebung ist keine Rede, nur Betrachtung, Prüfung, Abwägung. Und zu solcher Prüfung forderte die Pfirsichgeschichte geradezu heraus. Ein Pfirsich ist etwas Wundervolles, und wenn einem zu Ehren ein Pfirsich bei Borchardt*) telegraphisch bestellt wird, so muß man solchem liebenswürdigen Besteller einen Tempel oder doch mindestens einen Kiosk bauen.' Ich glaube, das letztere zieht er vor. Wenn eben dieser Wunderpfirsich aber abgezogen, bräunlich getönt und günstigstenfalls von dem Ansehn

*) Delikatessengeschäft in Berlin.

einer geschmorten Prünelle auf einer Untertasse herumgereicht wird, und wenn dann ein Diener mit gefrornem Champagner (es ist mir noch lieb, daß ich diesem Unsinn ganz naiv ein kleines Mißtrauensvotum gegeben habe) diesem Pfirsichumgang folgt und krampfhaft Eisklümpelchen von verdächtigstem Ansehn in die Gläser hineinschüttelt, so langsam, so andauernd, daß man Zeit gewinnt, die furchtbaren baumwollenen Handschuhe des Unglücklichen zu mustern, so wächst zwar, weil ich eine glücklich-humoristische Natur habe, mein Amüsement, und ich möcht' es nicht missen, weil es in seiner Art unübertrefflich ist; aber es ist und bleibt, gesellschaftlich und schönheitlich angesehn, eine lächerliche Leistung, lächerlich trotz der besten und liebenswürdigsten Intentionen. Wenn die reichen Rs. lernen wollten, wie feine Leute das machen, so hätten sie's bequem. Sie brauchten sich nur in Schmiedeberg umzutun, in einem Hause, das neben Frau John liegt, und mit dem sie noch dazu befreundet sind. Herzlichste Grüße von Ihrem

Th. Fontane.

An Emilie Zöllner.

Krummhübel, d. 19. August 1886.

Hochverehrte Freundin.

Ist es in Berlin so wie hier, so haben auch bei Ihnen die schönen Tage begonnen, und mein Geburtstagswunsch geht dahin, daß sie durch ein ganzes Jahr hin dauern mögen. Dann fangen wir neu zu wünschen an und so fort, bis der Wunsch schweigt.

Als ich Anfang dieses Monats nach Franzensbad schrieb, ließ Krummhübel viel zu wünschen übrig. Regen und Hitze wechselten, und alle Welt war krank und verstimmt. Seit beinah vierzehn Tagen geht es aber besser,

und nur meine arme Frau nimmt nicht teil an diesem aufgebesserten Zustande, wie ihre beiliegenden Zeilen bezeugen. Andauernde Magenkatarrhe verstimmen auch den Heitersten und Verstimmungsgeneigte erst recht. Zum Glück ist Mete *) mit hier, die sich sehr erholt hat und nach traurigen fünf Vierteljahren, eine kleine Ewigkeit, zum ersten Male wieder aufatmet. Sie macht das Mögliche möglich und trinkt Brunnen, badet, tanzt, klettert, kocht und ißt nicht nur Honig und Apfelmus, worauf ihre Zustände sie sonst vorzugsweise anweisen, sondern auch Steinpilze, Reitzker und Champignons mit Sahnensauce. Dazu spielt sie vier Stunden lang Lawn-Tennis und ist mal wieder glücklich; was sie schon aufgegeben hatte. Ehe meine Frau hier war, lasen wir viel: Zeller (über Strauß), Strauß' Alten und neuen Glauben und Ranke. Dazwischen, um auf der Höhe der Situation zu bleiben, Lindau. Das berühmte Buch von Strauß enttäuschte mich ein wenig, so glänzend es als rein literarische Leistung dasteht. Die Kritik der Christengemeinde (der erste Abschnitt des Buches) hat etwas machtvoll Überzeugendes. Was nachher kommt, schwebt gerade so in der Luft wie a l l e s, was durch Jahrtausende hin über Gott und Unsterblichkeit gesagt ist und in ferneren Jahrtausenden darüber gesagt werden wird. Der Mensch als solcher bringt in dieser Frage die „Forsche" nicht 'raus.

Seit ich mich erholt habe, lebe ich hier wieder glückliche Tage und freue mich an allem, worauf mein Auge fällt. Ein Mütterchen, das mit dem Reisigbündel auf dem Rücken über den schmalen Steg geht, die Mädchen mit den feinen Fußknöcheln, die Himbeeren oder Besinge zum Verkaufe bringen, die Gewitter, die mit Sturm und Gekrach

*) Martha Fontane.

am Gebirge hinziehn, die nach Mehl schmeckende Wassersemmel, das zähe Rindfleisch, das das Hinschwinden seiner Zähigkeit nicht auch mit dem Hinschwinden seines Geschmacks bezahlt hat, die blinde Harfenistin, die mit einer Stimme, daraus ein Elend und eine Seele spricht, kleine Lieder auf dem Hausflur singt, die Lomnitz, die rauscht, die Heide, die blüht, der Tourist mit aufgekrempelter Hose, die Touristin mit einer aus Schals und Plaids bestehenden Außen- und Langturnüre — alles unterhält mich, alles erfreut mich und macht es mir schwer, mich von dieser schönen Stelle zu trennen. Aber der Augenblick wird kommen, wie jeder, und unter meinen Tröstern wird der sein, mich Ihnen präsentieren und Ihnen die Hand küssen zu dürfen.

Unter Gruß und Empfehlung an Mann und Kinder, wie immer Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Freitag, d. 10. Dezember 1886.

Eben kommt das schöne Buch, das nun zu besitzen ich mich aufrichtig freue. Wie alles Kellersche — mit Ausnahme seiner furchtbaren Verse; keiner kann alles — hab ich auch Martin Salander von Heft zu Heft*) mit größtem künstlerischen Behagen gelesen. Er ist einer der Wenigen, die einen nie im Stiche lassen, gleichviel welche Wege sie gehn, an welchem Ziele sie landen. Das Martin Salander-Ziel war wohl ursprünglich ein andres, vielleicht mehr auf das „Wohlwendsche" berechnet, aber das ist ganz gleich. Wie Sterne kann er tun, was er will, weil seine

*) Martin Salander erschien zuerst in der „Deutschen Rundschau". Bd. 46—48 (1886).

dichterische Persönlichkeit (er soll auch eine undichterische haben) alles siegreich herausreißt.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 2. Januar 1887.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Empfangen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Glückwünsche, desgleichen für das, was gestern noch in sich immer gleich bleibender Güte für Küche und Sonntagstisch einpassierte. Der Geburtstag verlief gut. Wir hatten die Freunde gebeten, mit ihren Gratulationen erst am Abend kommen und dann bleiben zu wollen. Und so geschah es denn auch. Wir waren bei Pute und Punsch bis nach ein Uhr zusammen. Menzel, der immer erst spät kommt, war dafür auch der letzte, der ging. Es verlief alles sehr gut, was man nicht dankbar genug anerkennen kann. Denn eine so bunt zusammengewürfelte Gesellschaft zusammenzuhalten und die fremden, ja die beinah feindlichen Elemente bis zu gemütlicher Konversation zu bringen, ist wirklich eine Leistung. Zöllners sind in dieser Beziehung immer eine große Hilfe. Auch machte sich's gut, daß drei junge Damen, Anna Zöllner, Frl. Conrad (die sehr beliebte Schauspielerin) und Georges junge Frau mit unsrer Martha gemeinschaftlich die Bedienung der Gäste übernahmen. Unter diesen waren mein Schwager Sommerfeldt und Frau, Justizrat Robert und Frau, Herr und Frau v. Heyden und eine reiche und schöne Frau Richter (Krummhübler Bekanntschaft), welche Aufzählung ich nur mache, um Ihnen zu zeigen, wie schwer es war, die Leute aneinander zu bringen. Um acht erschienen die

Gäste, und zehn Minuten vor acht erschien, wie von ungefähr, auch Frau v. Bl. Meine Frau geriet in eine gewisse Verlegenheit. Ich gar nicht, weil mich's amüsierte. Als drei, vier Gäste da waren, brach sie auf, nachdem sie aufgefordert war zu bleiben. Immer wieder habe ich den Eindruck des Unheimlichen. Dieser schwarze, mächtige, wohlgenährte Kasten und ewig mit der Witwenträne im Auge. Wenn ich ihr unrecht tue, will ich ihr gern abbitten. Dabei hat ihr Schmerz so was Beleidigendes. Sie tut, als ob der liebe Gott das Herrlichste von Glück, Idyll und Liebe zerstört habe, was je gewesen sei, ein Glück, eine Herrlichkeit, eine Schönheitsschöpfung, die er eigentlich die Pflicht gehabt hätte, noch viele, viele Jahre zu konservieren. Das Schlimmste ist, daß sie auch den armen Mann dadurch schädigt, und daß die Freundschaft für ihn notwendig unter der Betrachtung leiden muß: und mit dieser Frau soll er ein Liebes- und Turteltaubenleben geführt haben! Es ist doch eine merkwürdige, nicht sehr erquickliche Familie. Das Christentum kann einem da ordentlich verleibet werden.

Nochmals Dank und tausend Glückwünsche zum neuen Jahr. In aufrichtigster Verehrung Ihr

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Sonntag abend (9. Januar 1887).

Hochgeehrter Herr.

Nochmals besten Dank für den großen Genuß*), um den ich ohne Ihre Güte gekommen wäre. Ich empfehle mich Ihnen gleich für die Zukunft und bitte Sie, wenn

*) Es handelt sich um die erste Berliner Aufführung von Ibsens „Gespenstern", in einer Matinee im Residenztheater.

mal wieder dergleichen vorkommt — freilich die Ibsens sind dünn gesät — meiner gleich freundlich zu gedenken. Liebevoller Zwang ist das Beste, was einem passieren kann.

Ich wollte diesen Zeilen fünf Mark für mein Billet beischließen. Glücklicherweise ist mir aber noch eingefallen, daß es vielleicht viel mehr kostet, und daß ich, mit erstrebter Schuldentilgungsexaktheit, dann eine Verlegenheit geschaffen haben würde. Ihre Güte läßt mich wohl wissen, was ich mit bestem Danke einzusenden habe.

Und nun die Hauptsache. Sie werden morgen vormittag über Ibsen schreiben, und ich freue mich schon auf die Abendstunde, wo ich's lesen werde. Mich selber drängt es ebenfalls, etwas über dies merkwürdige Stück zu sagen, weshalb ich bei Ihnen anfrage, ob es Sie nicht verdrießen würde, wenn ich mich sechsunddreißig oder achtundvierzig Stunden nach Ihnen auch noch in der „Vossin" vernehmen ließe. Von einem Widerstreit der Meinungen kann dabei gar keine Rede sein. Ich bin selbst so sehr die helle Bewunderung, daß ich mit meiner Altenherrnweisheit weder Ihnen noch Ibsen sonderlich ins Gehege kommen würde. Nur den in den „Gespenstern" umgehenden gesellschaftlich-reformatorischen Schemen der Sittlichkeitsprätension oder, wenn diese (was möglich ist) fehlen sollte, dem anspruchsvoll und unberechtigt zutage tretenden Pessimismus einer trotz scheinbarer Zutreffendheit d o c h verschrobenen Weltanschauung würde ich entgegentreten. Die Bewunderung für die dichterische Arbeit bleibt: Abweichung nur im Letzten und Innersten*).

Ich richte es so ein, daß Sie diese Zeilen erst um ein Uhr erhalten, wenn Sie mit Ihrer Kritik fertig sind. Ist Ihnen meine Bitte nicht angenehm, worin ich mich

*) Vgl. Kritische Causerien. Ges. Werke, II 8, S. 180 ff.

leicht zurecht finden würde, so bitte ich Sie, diese Zeilen einfach in den Papierkorb wandern zu lassen. Erscheint Ihnen diese Doppeläußerung in der „Vossin" aber als ein guter, glücklicher, ersprießlicher Gedanke, so bitte ich Sie auch noch, beim Herrn Chefredakteur, dem ich mich empfehle, die Sache durchfechten zu wollen.

In aufrichtiger Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Dienstag abend (11. Januar 1887).

Besten Dank! Ich habe gleich geschrieben, aber wie groß ist die Macht, die jeder neue Tag auf uns ausübt! Nun hat Bismarck gesprochen, und der ganze Sonntag, so bedeutend er war, kommt mir schon abgestanden vor. Wahrscheinlich bringt die Mittwoch-Abendnummer eine Festbesprechung aus Ihrer Feder. In diesem Falle ist es vielleicht besser, meine Bemerkungen über Ibsen bis Donnerstag früh liegen zu lassen*). Darin stimme ich Ihnen bei: Ibsen ist mehr ein Optimist. Aber es ist damit wie vor dreißig Jahren mit „subjektiv" und „objektiv". Je mehr man drüber redet, je mehr geht einem das Mühlrad im Kopf herum. Denn auf das gegenwärtig Zuständ-

*) Am 11. Januar hatte Bismarck bei der Beratung einer Heeresvorlage im Reichstag eine große Rede gehalten. Da die Forderung der Regierung trotz einer zweiten Rede des Reichskanzlers am folgenden Tage keine Majorität fand, wurde der Reichstag aufgelöst. (Vgl. Bismarcks Reden, hrsg. von Horst Kohl, Bd. 12, S. 169 ff.) — Mit der „Festbesprechung" ist der Bericht von P. S. über ein Festmahl gemeint, das zu Ehren Henrik Ibsens am 11. Januar im Kaiserhof stattgefunden hatte. Er erschien in der Morgennummer vom Donnerstag, den 13. Januar. In derselben Nummer wurde Th. Fs. Aufsatz veröffentlicht.

liche hin angesehn, kann man ihn auch einen Pessimisten nennen. Wie immer Ihr

Th. F.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 22. Februar 1887.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Chevalier.

Die Wahlen sind Gott sei Dank vorbei. Noch in zwölfter Stunde wollte man mich durch einen „Eilenden" an die Wahlurne zitieren. Ich lehnte aber standhaft ab. Die Verhältnisse liegen bei mir so kompliziert, daß ich ehren- und anstandshalber nicht stimmen kann.

Tausend Grüße meiner lieben Freundin.

Wie immer Dein alter

Noel.

An Alexander Gentz.

Berlin, d. 20. März 1887.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seit lange (wenn überhaupt je) habe ich keinen Brief empfangen, der einen so großen Eindruck auf mich gemacht hätte wie Ihr Brief vom 15. d. M. So muß man die Sachen ansehn, und wenn es für mich noch eines Beweises bedurft hätte, daß der Geist, der in Rheinsberg heimisch war, vor seinem Verlassen der Grafschaft noch einmal in Gentzrode und nur da Rast machte, so würde mir Ihr Brief diesen Beweis erbracht haben. Philosophie, durch einen trocknen märkischen Humor volkstümlich gefärbt — aus diesem Geist heraus ist jede Zeile geschrieben. Dazu so viel tatsächlich Interessantes: der in seiner Liebe ausharrende Schwiegersohn, der ruhige Blick in die still nieder-

gehende Sonne (still nach den Stürmen des Tages), die gestürzten Größen, von deren Schicksal ich kein Sterbenswörtchen wußte, endlich das Grabdenkmal an der Seite meiner Mutter und die geplante Inschrift dafür.

Alles hat mich wieder lebhaft in alte Tage zurückversetzt und aufs neue zu Dank für Ihre Gastlichkeit und Güte gestimmt. Wie wundervoll der Regentag in Luch (mit Ihrem Bruder und Lepel und dem endlichen Vorsprechen bei Pastor Quohl, der wie ein Ohrwurm wurde, als er Ihren Namen hörte), wie wundervoll die Fahrt nach Fr., wo die Ruppigkeit des autochthonen Altadels uns hungern ließ, endlich wie unvergeßlich schön die Fahrt nach Molchow und Zermützelsee hin bis in den Menzer Forst und an den großen Stechlin. An diese Tage knüpfen sich die besten Kapitel meiner „Wanderungen", und das Beste darin verdanke ich Ihnen. Erlebe ich noch eine neue (fünfte) Auflage von „Grafschaft Ruppin", so habe ich — Ihre und Ihres Bruders Zustimmung vorausgesetzt — vorher noch zwei wichtige Kapitel hinzuzufügen: eins soll „Wilhelm Gentz" heißen und diesen neben Schinkel, General Günther usw. unter die Ruppiner Berühmtheiten einreihen. Das andere soll Kapitel II in dem Schlußabschnitt „Gentzrode" werden*). Darin erzähle ich dann die Katastrophe und den Gott sei Dank alles wieder versöhnenden Schluß. Natürlich wird Ihnen das Kapitel vorgelegt und keine Zeile gedruckt werden, die Sie nicht gutgeheißen haben. Ich bin aber im voraus sicher, Sie werden alles gutheißen, denn alles wird Frieden und Liebe sein. — Für die reiche Sendung schönsten Dank; auch das wie in alten Tagen. Eine Flasche Ungar lebt noch und wird

---

*) Das hier gegebene Versprechen löste Th. F. in der fünften, 1892 erschienenen Auflage ein.

weiter aufgehoben. Empfehlen Sie mich und meine Frau den Ihrigen. Über die Grabinschrift schreibe ich Ihnen morgen. Dazu brauche ich Morgenfrische. Wie immer Ihr treu ergebener

Th. Fontane.

An Alexander Gentz.

Montag, d. 21. März 1887.

Hier schicke ich Ihnen nun, sehr geehrter Herr Gentz, zwei Versionen, die sich an das Distichon Ihres Freundes Jahn anschließen. Inhaltlich habe ich keine Spur geändert, weil mir sein Zeilenpaar in seinen einfachen Gedanken, in Wahrheit und Schlichtheit ganz unanfechtbar scheint. Nur die Form läßt zu wünschen übrig, und vielleicht ist es mir gelungen, diese korrekter und klangvoller zu machen. Die zwei Versionen, die ich schicke, unterscheiden sich nicht viel. In der zweiten Zeile der einen wie der andern ist eine Antithese (blau unterstrichen) angestrebt, doch glaub ich, daß die zweite die bessere ist. Ich möchte Ihnen auch kaum raten, noch viel neue Stimmen zu befragen. Es wird dadurch selten besser. Ich glaube, daß Version II mit Ehren bestehen kann. Und damit muß man sich schon zufrieden geben; nichts schwieriger als Grabinschriften, Inschriften überhaupt. Wie immer Ihr

Th. F.

Ungunst und Wechsel der Zeit zerstörte, was wir geschaffen.
Die wir vergeblich gekämpft, ruhen vom Kampfe hier aus.

Oder:

Ungunst und Wechsel der Zeit zerstörte, was wir geschaffen.
Die wir im Leben gekämpft, ruhen im Tode hier aus.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 15. April 1887.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Allmählich geht es wieder auf den Sommer los, den ich diesmal, wenn es sein kann, an die Vollendung vieler halb- und dreiviertelsfertiger Balladen und Gedichte setzen möchte. „Wenn es sein kann“, das heißt, wenn sich W. Hertz entschließen könnte, sei's zu Weihnachten 87 oder 88 (von 89 wag ich schon gar nicht mehr zu sprechen), eine dritte Auflage der Gedichte von Th. Fontane zu bringen. Ist dazu keine Aussicht, so werde ich mich hüten, sechs Wochen Arbeit an eine Balladenkunst zu setzen, die nicht nur selbstverständlich brotlos, sondern auch außerdem noch nutzlos ist. Denn ich bekenne ganz offen, daß mir dabei nur an meiner Dichterbeweisführung vor andern gelegen ist. Vor mir selber brauche ich es nicht mehr und komme mit dem geplanten und gedachten Gedicht gerade so weit wie mit dem ausgeführten. Ein zustimmendes Wort von Ihnen würde mich sehr erfreuen, aber auch ein „Nein“ ist in gewissem Sinne ein Segen für mich, weil es mich eine Laboratoriumsarbeit einstellen lassen würde, die, bei vorn geschlossener Apotheke, doch nur kostet und nichts einbringt, wobei ich nicht an Geld denke. Dichtergeld wird nur noch an Julius Wolff ausgezahlt, dem ich es gönne. Da doch lieber nich!

Ich will gleich noch hinzusetzen, daß an das Auskunftsmittel eines zweiten Bandes unter dem nicht ungewöhnlichen Titel „Neue Gedichte“ gar nicht zu denken ist. So viele sind es erstlich nicht, und zweitens muß man im Alter sein Geschreibsel zusammenfassen, aber es nicht in

neuen Strahlen auszuschicken suchen. Mit besten Wünschen für Ihr und der Ihren Wohl, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 2. Juni 1887.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Erst gestern abend, wo Dr. Brahm eine Stunde bei uns verplauderte, habe ich in Erfahrung gebracht, daß ich die freundliche Besprechung „Céciles" in der „Vossin" *) Ihrer Güte verdanke. Jede Zeile bekundet Wohlgeneigtheit gegen Buch und Verfasser, am meisten vielleicht da, wo der Schwächen und angreifbaren Punkte gedacht wird. So z. B. der Längen und Breiten in der Quedlinburger Lokalbeschreibung. Dabei hat Ihre Güte darauf verzichtet, den Leser wissen zu lassen, daß das Buch von solchen „Quedlinburgereien" (Julius Wolff, deutungsreich, ist aus Quedlinburg, nicht bloß Klopstock) wimmelt. In einem Punkte sind Sie mir, glaub ich, nicht ganz gerecht geworden. „Cécile" ist doch mehr als eine Alltagsgeschichte, die liebevoll und mit einem gewissen Aufwande von Kunst erzählt ist. Wenigstens will die Geschichte noch etwas mehr sein. Sie setzt sich erstens vor, einen Charakter zu zeichnen, der, soweit meine Novellenkenntnis reicht (freilich nicht sehr weit), noch nicht gezeichnet ist, und will zweitens den Satz illustrieren: „Wer mal drin sitzt, gleichviel mit oder ohne Schuld, kommt nicht wieder heraus." Also etwas wie Tendenz. Auch das, wenigstens in dieser Gestaltung, ist

*) Im Morgenblatt vom 27. Mai 1887.



Mathilde von Rohr.

neu. Mein Dank wird durch diese Bemerkungen nicht beeinträchtigt. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Seebad Rüdersdorf, d. 8. Juli 1887.

Mein gnädigstes Fräulein.

Mit Schrecken denke ich hier in meiner Einsamkeit an die Möglichkeit, daß meine Frau — sonst so sicher in ihrem Gedächtnis — den Geburtstag vergessen haben könnte, und damit wenigstens einer aus der Familie erscheint, so schreibe ich von dieser abgelegenen Stelle aus und wünsche Ihnen alles Liebe und Gute, vor allem Gesundheit, die, wenn die Jugend hinter einem liegt, so ziemlich das Beste bedeutet.

Ich habe vor, über Quitzöwel, Ruhstadt, Klötzke, mit andern Worten über die Quitzows*) zu schreiben, und möchte bei der Gelegenheit Ihre freundliche und mir immer Glück bringende Hand und Hülfe in Anspruch nehmen. Zu den alten Quitzowgütern gehört nämlich auch Stavenow. Darf ich Ihre Güte nun wohl dahin in Anspruch nehmen, daß Sie an die junge Gräfin — hoffentlich noch immer die schöne und freundlich gesinnte Amalie — beziehungsweise an deren Gemahl die Frage richten, ob sich in den Gutsakten oder im Kirchenbuch oder in der Kirche selbst oder endlich in der Dorftradition vielleicht noch etwas Quitzowsches vorfindet? Es ist nicht nötig, daß sich's auf die alten historisch berühmten Quitzows (1400—1414) bezieht. Auch Mitteilungen aus

*) Vgl. „Fünf Schlösser“ (Berlin, Hertz, 1889), S. 1 ff. Das weiterhin genannte Gut Stavenow war im Besitz des Grafen Voß-Buch.

späteren Jahrhunderten würden mir sehr willkommen sein, wobei mir Historisch-Anekdotliches oder Poetisch-Sagenhaftes immer das Liebste bleibt. Trockne Sachen, wie Verschreibungen, Besitzveränderungen oder Erweiterungen haben wenig Wert für mich. Aber es würde, um ein Beispiel zu geben, schon einen Wert für mich haben, wenn es hieße: der focht unter Gustav Adolf, und der fiel als Oberst bei Roßbach usw. usw.

Begehen Sie den 9. in Frohsinn, unterhaltlicher Gesellschaft und schöner Erinnerung.

Wie immer Ihr dankbar ergebenster

Th. Fontane.

An Emil Dominik.

Seebad Rüdersdorf, d. 14. Juli 1887.

Hochgeehrter Herr.

Ihren liebenswürdigen Brief vom 4., den ich noch in Berlin empfing — erst seit dem 7. bin ich hier — hätte ich viel früher beantwortet, wenn ich nicht gewünscht hätte, vorher über die Schicksale meiner für die „Vossin" bestimmten Novellen aufgeklärt zu sein. Stephany kam und kam nicht (er war diesmal acht Wochen fort, statt der herkömmlichen sechs), und da sich in seiner Abwesenheit weder Lessing noch der stellvertretende Redakteur Dr. Liepmann bei mir meldeten, so kam mir der Soupçon: „Gott, die fangen wohl an, mau zu werden." Hätte sich dieser Soupçon nun bestätigt, so hätte ich mir erlaubt, Ihnen die Novelle*)

* Emil Dominik gab die Zeitschrift „Zur guten Stunde" heraus. Hier erschien (vgl. den Schluß des Briefes) Bd. 1 (1888) Sp. 813 ff. Th. Fs. Novellette „Eine Frau in meinen Jahren". (Ges. Werke II, Bd. 9, S. 358.) Derselbe Band enthält Sp. 37 ff. den Vordruck des ersten Aufsatzes aus den „Fünf Schlössern": Quitzöwel oder die Quitzows in Geschichte, Lied und Sage.

anzubieten, wiewohl ich weiß, daß man Arbeiten (auch ungelesene), die von andern eben zurückgewiesen wurden, nicht gleich wieder ins Feuer schicken soll. Es ist wie mit einer geschlagenen Truppe. Der Führer hat die Courage verloren, und der Truppe selbst sitzt „der Dod um der Nase". Nun, um's kurz zu machen, meine Befürchtungen waren unbegründet. Stephany war bei seiner Rückkehr (meine Frau suchte ihn auf; ich war schon fort) sehr liebenswürdig, und so wird denn wohl der Abdruck am Sonntag oder Dienstag früh beginnen. In einem Betracht bin ich froh darüber, weil das bessere Publikum der „Vossin" so recht in der Lage ist, den berlinschen „flavour" der Sache — worauf ich mich schließlich doch wohl am besten verstehe — herauszuschmecken. Auch hat das rasche Aufeinanderfolgen der Kapitel große Vorteile. Anderseits sag' ich mir: „Gott, wer liest Novellen bei die Hitze? Wer hat jetzt Lust und Fähigkeit auf die hundert und, ich kann dreist sagen, auf die tausend Finessen zu achten, die ich dieser von mir besonders geliebten Arbeit mit auf den Lebensweg gegeben habe*)? Den Geldpunkt lasse ich dabei noch unerwähnt. Ich kriege nun, weil es schon ein über vier Jahre altes Abkommen ist, vierhundert Mark pro „Nord und Süd"-Bogen, während mir Kroener für meine neueste, im vorigen Jahr in Krummhübel geschriebene Arbeit sechshundert Mark zahlt. Es ist mir dies aber gleichgültig, was ich mit Nachdruck hervorhebe, damit Sie nicht unter ironischem Lächeln sagen: „Donnerwetter, der ist teuer geworden." Unter vierhundert möchte ich nicht mehr sinken. Aber was darüber ist, ist mir angenehm, ohne Gegenstand der Begehrlichkeit

*) „Irrungen, Wirrungen!" Der Roman erschien in der „Vossischen Zeitung" vom 24. Juli bis 23. August. Als Buch in demselben Jahr in Leipzig bei Steffens.

zu sein. Wenn Sie die Arbeit lesen — Sie machen ja dergleichen möglich, und wenn's auch Geschäfte hagelt — bin ich neugierig, Ihre Meinung darüber zu hören, und ob Sie's als Fluch oder Segen ansehn, an der Geschichte vorbeigeschrammt zu sein. Nie hätte ich geglaubt, daß Ihnen die Bilderfrage je Sorge machen könnte. Hoffentlich hat die Reise nach München alles erledigt. — Quitzöwel rückt trotz der kannibalischen Hitze tapfer vorwärts. — Von Novellistischem geb ich Ihnen ein paar Kleinigkeiten zur Auswahl, weil ich, solange die märkischen Kapitel laufen, nicht gern mit einer größeren Arbeit daneben auftauchen möchte. Es sieht so gnietschig aus.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Seebad Rüdersdorf, d. 16. Juli 1887.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren Brief und die erste Kritik über „Irrungen, Wirrungen". Ich kann nur sagen, ich wünsche von Herzen, daß die Kritiken, die folgen werden, nicht unfreundlicher ausfallen mögen. Ja, Sie haben es vorzüglich getroffen: „Die Sitte gilt und muß gelten." Aber daß sie's muß, ist mitunter hart. Und weil es so ist, wie es ist, ist es am besten: man bleibt davon und rührt nicht dran. Wer dies Stück Erb- und Lebensweisheit mißachtet — von Moral spreche ich nicht gern — der hat einen Knax für's Leben weg. Ja, das wär' es ungefähr.

Wenn ich Tugendphilister dergleichen schreiben konnte, so ist das die ewig alte Geschichte: Rotköppe mit Sommersprossen und einer riesigen Sirupsstulle im Maul ver-

schlingen Heldengeschichten *), und Leute, die keine Fliege an der Wand töten können, sind literarisch von einer Beilfertigkeit, um die sie Krauts beneiden könnte. So bin ich zum Schilderer der Demimondeschaft geworden. Ich hab es durch Intuition, um nicht blasphemistisch zu sagen „von oben". Schließlich ist es aber nicht so wunderbar damit. Erstlich hat man doch auch in grauer Vergangenheit in dieser Welt 'rumgeschnüffelt, und zweitens und hauptsächlichst: alles was wir wissen, wissen wir überhaupt mehr historisch als aus persönlichem Erlebnis. Der „Bericht" ist beinah alles. Alles ist Akten- oder Buch- oder Zeitungswissen, auch in den intimsten Fragen. Ich bilde mir ein, über den alten Fritzen einen Essay aus dem Stegreif schreiben zu können, und manche sollen wirken, als ob ich bei Kunersdorf oder Torgau oder auf der Terrasse von Sanssouci mit dabei gewesen wäre. Ich war aber glücklicherweise nicht mit dabei. Sonst wäre ich längst tot, und der Mensch ist nun doch mal dumm genug, leben zu wollen.

Wem verdanke ich die famose Kritik in den „Grenzboten"? **) Ist Ihnen der Verfasser erreichbar, so bitte ich dringend, ihm in meinem Namen zu danken. Gott, sich so liebevoll, eingängig und nicht bloß wohlwollend, sondern auch fein im Ausdruck behandelt zu sehn, ist eine wahre Herzstärkung. Wer die Sachen so anfaßt, den Ton hat, der könnte einem selbst den schärfsten Tadel versüßen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

*) Vgl. Th. Fs. Gedicht „Fritz Katzfuß". — Krauts, der damals sehr bekannte Scharfrichter.

**) Th. Fs. Roman Cécile. (Grenzboten 1887. Drittes Vierteljahr S. 130 f.). Der Verfasser des anonym erschienenen Aufsatzes war ein Dr. Stern.

An Friedrich Stephany.

Seebad Rüdersdorf, d. 18. Juli 1887.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Sonnabend erhielt ich den Bürstenabzug der ersten sechs Kapitel. Weil ich doch an Sie schreiben wollte, so verzeihen Sie, daß ich die Fahnen beischließe, statt sie direkt an die Setzerei zurückzuschicken. Ich habe eine Passion für alte zerschossene Fahnen; aber daß ich mich dieser, in deren Zeichen die „Vossin“ siegt, besonders gefreut hätte, kann ich nicht sagen. Wenn ich das mit den Abzügen vergleiche, die einem von Teubners oder Metzger & Wittig in Leipzig oder aus der Druckerei der Gartenlaube zugehn, so wirken die der „Vossin“, das Mildeste zu sagen: altmodisch. Eigentlich liegt es viel schlimmer und beleidigt einen geradezu in seiner schriftstellerischen Ehre. Man mutet es einem Schriftsteller nicht mehr zu, so mit Steinen gemischte kleine Rosinen auszusuchen. Ich bin eigentlich außer mir. Bis zum Verrücktwerden, bis zum tic douloureux habe ich durch fünf Vierteljahre hin immer wieder gelesen, gefeilt, poliert und wieder gelesen. Nun endlich, endlich bin ich fertig. Ein Stein fällt mir von der Brust. Ich atme auf, ich bin frei. Da kommt die Nachricht: „Es ist doch besser ...“ Gut, gut. Also nochmal. Ich söhne mich mit dem Gedanken aus und freue mich, fast nun zum ersten Male freien Auges und freien Geistes über meine Arbeit, über der ich bis dahin nur gebruckst habe, hinfliegen zu können. Und nun kommt das! Ein Glück, daß ich mich hier in diesen zehn Tagen erholt habe. Hätte ich es in Berlin lesen müssen, so fühle ich deutlich, daß ich krank geworden wäre. Das wäre mir über die Nervenkraft gegangen. Und nun der Ärger dazu! Seien Sie mir nicht böse, daß ich mein Herz so ausschütte. Aber es wird so viel Bitteres

dabei wach, die ganze Wut drüber, wie in zurückliegenden Zeiten die Schriftsteller behandelt wurden und noch froh sein mußten, von einem Ruppsack von Buchhändler (die immer an den unglaublichsten Orten drucken ließen) zehn Thaler für eine Novelle zu kriegen oder Schillers Werke statt Zahlung. All das wurde durch diese Fahnen mir wieder heraufgezaubert. Und doch hätte ich es 'runtergewürgt und geschwiegen — denn ich bin sehr für Frieden — wenn ich nicht deutlich fühlte, daß Kraft und Fähigkeit, unbefangen (worauf es doch ankommt) an die Korrektur heranzutreten, mir völlig bei solchen Bürstenabzügen verloren geht. Macht das, was ich wünsche, Doppelarbeit, nun so macht es Doppelarbeit. Es wird den Herren Setzern und Korrektoren — und ein wahres Glück, daß es so ist — alles bezahlt, und die Generalkasse der „Vossin“ wird an diesem Plus nicht scheitern. Aber während die Setzer und Drucker in ihren Verbänden längst alles durchgesetzt haben, was sie wünschen, möchte man den Schriftsteller immer noch in seinem weißen Sklaventum festhalten.

Ihre Güte wird mir diese Sprache verzeihn.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Seebad Rüdersdorf, d. 1. August 1887.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ich schulde Ihnen noch meinen Dank für Ihren liebenswürdigen Brief und für die „Wandlung der Dinge“. Die Fahnen erscheinen jetzt, als ob sie zum Kaiser ins Palais sollten.

Die letzten Tage waren schrecklich, auch hier. Und doch segnete ich den Umstand, wenigstens nicht in Berlin

zu sein: 30° C. und dann Kanal, das ist mehr, als ich aushalten kann. Ich habe hier viel Interessantes erlebt. Schade, daß ich zu alt bin, großen Nutzen daraus zu ziehen. Außerdem denke ich gar nicht daran, die Berliner Novellenschreiberei — von der die Leute in ihrer Dämlichkeit glauben, ich wäre nun ein für allemal darauf eingeschworen — noch fortzusetzen. Eine erscheint freilich noch, weil sie bereits fertig im Kasten liegt*). Aber das Nächste, was ich schreibe spielt Anno 1400 und endet mit der Enthauptung von neunundneunzig Seeräubern. Auch nicht übel.

Ihr Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 6. August 1887.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

An Ludolf Parisius, der in diesen Augenblicken in Grund im Harz weilt, habe ich geschrieben und hoffe jeden Tag auf Antwort. Sowie ich sie habe, schicke ich das Vorwort ein**).

Eine neue Grete Minde-Bitte ergibt sich aus beifolgendem Briefe des Dr. R. an mich, dessen vierte Seite mit seinen matter of fact-Angaben Sie vielleicht zur Gewährung der darin ausgesprochenen Bitte bestimmt. Es scheint mir so zu liegen, daß er von seinem Zeitungsherrn eine be-

*) „Stine“. Der weiterhin erwähnte Stoff betrifft den geplanten Roman Klaus Störtebeker oder die Likedeeler. (Vgl. unten die Briefe vom 16. März 1895.)

**) Es handelt sich um den Druck der zweiten Auflage von „Grete Minde“. Vgl. Bd. 1 S. 387. Ludolf Parisius hatte in seinen „Bildern aus der Altmark“ (1883) eine Ehrenrettung der historischen Grete Minde gegeben. Das Vorwort erschien aber weder in der zweiten Auflage, noch in einer der folgenden.

scheidene Summe Geldes erhält und damit alles bestreiten muß. Braucht er für Honorar — und wenn es noch so wenig wäre — nichts auszugeben, so bedeutet das einen neuen Hut für seine Frau oder eine Sonntagspartie nach dem Kyffhäuser. Der Hörselberg mit Frau Venus wird ihm wohl auch bei günstigen Jahreseinnahmen verschlossen sein. Glauben Sie, sein Gesuch ablehnen zu müssen, so bitte ich herzlich, die Zeilen so abfassen zu wollen, daß ich sie meinem Briefe an ihn beilegen kann.

Seit heute mittag bin ich aus „Seebad Rüdersdorf" zurück. So angreifbar vieles war, so zieh ich doch diese primitiven märkischen Sommerfrischen, in denen der Hausknecht die Bedienung hat und statt des Larose, der keiner ist, eine halbe Weiße getrunken wird, den anspruchsvollen Sommeraufenthalten weit vor.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Emilie Zöllner.

Krummhübel, d. 21. August 1887.
Villa Meergans.

Hochverehrte, teure Freundin.

Daß ich gerade diesmal zum Geburtstage fehlen mußte, war mir sehr leid. Aber gerade am Schreibetage (19.) dampfte ich nach glücklich überstandener Sonnenfinsternis hierher. So denn nun zwei Tage verspätet meine herzlichsten, aufrichtigsten Glückwünsche. Worin sie bestehn? Möge das Bild der Heimgegangenen in immer freundlicherer Verklärung vor Sie hintreten, so freundlich, daß die Trauer hinschwindet und ein Gefühl der Resignation und Hoffnung bleibt, das mehr erhebt als bedrückt*).

*) Zöllners hatten ihre einzige Tochter durch den Tod verloren.

Aus des teuren Gatten heute hier eingetroffenem Briefe, drin der alte Humor doch wenigstens blinzelt, ersehe ich zu großer Freude, daß Villa Will Ihnen zu Wunsch und Willen ist (alliterierender Kalauer), und beklage nur, daß sich bis dato keine Bekannten gefunden haben. Zwar entspricht es zunächst Ihren beiderseitigen Wünschen und den Ihrigen nun ganz gewiß, aber ein bißchen Menschheit ist doch gut. Man spinnt sich sonst zu sehr in unliebsame Betrachtungen ein.

Hier schwanken all die lieben alten Gestalten wieder umher, so zahlreich, daß ich es als ein Glück empfinde, von den Gebrüdern Kette — Präsident und Justizrat und beide alte Tunnelgenossen*) — nur noch einen, und zwar die unpräsidentliche Nummer hier vorgefunden zu haben. Was ein doppeltes Glück ist; denn mit Personen, die als Auskultator (deren es damals noch gab) Tee bei einem getrunken haben und nun plötzlich in Präsidentenwürde vor einem stehn, ist der bekannte modus vivendi nicht immer leicht zu finden. Dem vornehmen Verkehr nach Schmiedeberg und Erdmannsdorf hin hoffe ich mich diesmal entziehn zu können. Es kostet sehr viel Geld, und der Gewinn ist doch fraglich. In frühren Jahren — ich darf dies versichern — unterzog ich mich den Unbequemlichkeiten, Verlegenheiten und Kosten mit einer Art Freudigkeit, weil ich glaubte, diese neuen Bilder im Guckkasten meinem Schriftstellermetier schuldig zu sein. Aber für die drei, vier Novellen, die ich noch zu schreiben habe, reicht mein Fonds von Anschauungen und Erfahrungen aus. — Bitte, danken Sie meinem teuren Chevalier bestens für seinen liebenswürdigen Brief. Das E. v. Hartmannsche Buch werde ich mir schicken lassen. Man liest dergleichen

*) Vgl. Bd. 1 S. 166 und 197.

nirgends besser als in den Abendstunden (und die langen Abende fangen schon an) einer Sommerfrische. Zudem ist mir E. v. Hartmann ein überaus sympathischer Schriftsteller, mit dem ich mich bisher — ich kenne freilich nur Aufsätze von ihm — immer in Übereinstimmung wußte.

Ergeh es Ihnen gut, und tue Kissingen, als Ort und Brunnen, sein Bestes an Ihnen.

Wie immer Ihr treu ergebenster

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Krummhübel, d. 14. September 1887.
Haus Meergans.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt für die doppelte Guttat: Urlaub und Urteil. Ich bleibe nun also bis Sonntag, um unter der Berliner Devise: „Die Woche fängt gut an" vom Montag ab wieder ins Geschirr zu gehn.

Ihre freundlichen Worte über „Irrungen, Wirrungen" haben mir sehr wohlgetan, da bis jetzt nur wenige den Mut gehabt haben, sich ehrlich zu den darin niedergelegten Anschauungen zu bekennen. Die meisten, soweit sie nicht Heuchler sind, warten, gestützt „auf des Mutes bessren Teil", erst ab, wie der Hase läuft. Nur alle Mitglieder meiner Familie, die doch vielleicht am ehesten die Nase rümpfen könnten, haben sich rückhaltlos für den „Alten" erklärt. Mein alter Theo in Münster an der Spitze, der mich in seiner Mischung von Tugend und natürlicher Verwegenheit (alle Natur ist verwegen) geradezu gerührt hat.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 20. September 1887.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Erst seit gestern abend ist Lear mit Cordelia wieder da. Zwischen literarischen Langweiligkeiten aller Art fand ich die Karte der Zwanglosen*) „unter Larven die einzig fühlende Brust“. Wie jedes bedeutendere Geistesprodukt, gewinnt auch diese Karte durch wiederholtes Lesen. Eine Welt voll Finessen geht einem erst allmählich auf. „Die zwanglosen Töchter d'Arcs“ allerliebst, aber es wird übertroffen von „Königin Isabeau i. V. Schiller, i. V. Brahm“. Dieser Schlußwitz kann nur von Allereingeweihtesten gewürdigt werden, vor denen der eigentliche Schiller, der Brahmsche, bereits im Verlage von W. Hertz ausgebreitet liegt. Empfehlen Sie mich dem liebenswürdigen Kreise. „Es gibt keinen Spaß, der bloß Spaß wäre“, pflegte mein verstorbener Freund Friedrich Eggers zu sagen, wenn er sich getroffen fühlte. Der Satz ist richtig. Aber es gibt doch, Gott sei dank, auch einen Scherz, der durch die kleine Beimischung von Ernst auch an Wohltuendem gewinnt, und dessen ist die Karte der Zwanglosen ein Beweis. — Ihnen noch schönsten Dank für die mehrwöchentliche Vertretung. Das Richtschwert im Königlichen Dienst ist nun wieder in meiner Hand.

Eben, während ich diese Zeilen schrieb, war eine Dame von sechsundvierzig bei mir, die mir sagte, „sie sei Lene; ich hätte ihre Geschichte geschrieben“. Es war eine furchtbare Szene mit Massenheulerei. Ob sie verrückt oder un-

*) Von einem Ausfluge nach Hankels Ablage, einem der Schauplätze aus „Irrungen, Wirrungen“.

glücklich oder eine Schwindlerin war, ist mir nicht klar geworden.

Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Moritz Lazarus.

Berlin, d. 10. Oktober 1887.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Leibniz.

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihre teilnahmsvollen Worte *). Die Nachricht **) erschreckte uns wie die übrigen Freunde. Lassen Sie uns hoffen, daß sich die Genesung schneller macht, als Sie annehmen, und kehren Sie beide, nun, sagen wir, so wohl und so frisch wie möglich nach Berlin zurück. Der Rütli ist verwaist. Beim Senator ist Scharlachfieber (Emmachen; aber nicht schlimm). Heyden hat seine Sonnabendvorlesungen begonnen, und Menzel kommt oder kam nur noch, um von acht bis achteinhalb eine halbe Stunde zu schlafen. Der alte Zieten an der Tafel des alten Fritz. Auch als Menzel dazu berechtigt.

Unter vielen Grüßen und Empfehlungen Ihr

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 13. Oktober 1887.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank wegen Anno ***). Das Wort starrt einen so sonderbar an, und man erwartet noch eine Zahl oder

*) George Fontane war am 24. September gestorben.

**) Frau Lazarus war erkrankt.

***) Anton Anno hatte sich durch Schlenther bei Th. F. anmelden lassen, um sich ihm als neuen Direktor des Königlichen Schauspiels vorzustellen.

„Anno Domini . . ?“ ein Weltuntergangsgedicht von Freiligrath, das ich vor fünfzig Jahren im Roseschen Laboratorium immer brüllte, wenn ich Extractum Graminis rührte. Heute war Anno nicht bei mir, vielleicht morgen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 18. Oktober 1887.

Hochgeehrter Herr.

Die ganze vorige Woche und auch diese noch bis zu dieser Stunde stand im Dienst von: „Zur guten Stunde“, weil ein längeres Warten auf Manuskript nicht mehr möglich war *). Und es war gut so, denn es unterbrach mich bei den Danksagungsbriefen, die schon weit über hundert hinaus waren und mich zuletzt ganz stumpf gemacht hatten. Überhaupt ist die Art, wie der Trauerapparat arbeitet, doch sehr unvollkommen und beinah roh; roh weil er das Beste, was der Mensch hat, zu bloßer Phrase, ja zur Kunstträne und Gefühlsheuchelei herunterdrückt. Und dabei noch die widerwärtige Wahrnehmung, daß die Menschen im höchsten Maße unzufrieden mit einem sind und Ascheſtreuen und Kleiderzerreißen verlangen und einen noch nicht einmal für einen Eisblock halten. Denn der kann doch wenigstens schmelzen. Der „andre“ ist mit dem „andern“ nie zufrieden, und zum Kolossalmut und zur Kolossalliebe verlangt er auch den Kolossalschmerz. Und doch ist Maß nicht nur das Schöne, sondern auch das Wahre. Sie sehen: selbst dieser schmerzliche Fall, der nun auf dem Rest meines Lebensweges neben mir hergeht, hat meine Menschen-

*) Vgl. oben S. 130.

anschauung nicht geändert, am wenigsten erquicklicher und beglückender für mich gemacht. Es gibt viel Freundliches in der Welt, aber das offiziell Freundschaftliche, da hapert's. Auch auf diesem Gebiete wächst das Beste in der Freiheit. Freundschaft aber ist eine Zwangsanstalt.

Viele Grüße von uns allen an Sie und Frau Gemahlin. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 2. Januar 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Herzlichsten Dank für Ihre Glückwünsche zum 30. Der Tag verging still, vor allem der Abend. Denn Zöllners, die sonst wohl für Leben und Frische gesorgt hätten, sind ja selbst in Trauer. Trauer überall. Der Senator Eggers (dessen vierbändige Rauchbiographie, ein ausgezeichnetes Werk, jetzt, nach fünfzehn Jahren, glücklich beendet ist) hat seinen Bruder verloren, der sonderbarerweise zugleich sein Schwiegervater war. Der sogenannte „Ohren-Lucae" ist wegen hochgradigen Nervenleidens wieder nach Nassau geschickt. Mitunter denkt man, die ganze Welt ist krank und elend, und staunt darüber, daß mit dem kranken Material doch Kriege geführt werden sollen. Und nun Kaiser, Kronprinz, Prinz Wilhelm — ein langes Kapitel und in mehr als einem Betracht ein trauriges. Denn ich glaube, es ist den Parteien gelungen, doch eine Art Entfremdung zwischen Vater und Sohn und dann wieder zwischen Vater und Sohn herzustellen, so daß die frühere Generation immer glauben muß, die nächstfolgende warte

auf ihren Tod. Wir gehen wohl sehr bewegten Zeiten entgegen. Mir wäre es lieber, sie blieben aus.

Mit herzlichsten Glückwünschen für Ihr Wohl und aufrichtigster Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Emil Dominik.

Berlin, d. 3. Januar 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ich wollte Ihnen „Stine" schicken; aber als es so weit war, sah ich, daß die Novelle noch nicht abgeschrieben war. Meine Frau wird sich nun an die Arbeit machen, und in etwa vierzehn Tagen hoffe ich Ihnen das Manuskript zustellen zu können. Es ist mir sehr angenehm, daß Sie die Geschichte vorher durchsehn und sich „ja" oder „nein" noch mal überlegen wollen. Geht es einem so schlecht, oder ist man noch so unklar über sich selbst, daß an „ja" oder „nein" alles Glück der Erde oder wohl gar Leben und Sterben hängt, so erschrickt man vor solcher Durchsicht. Hat man das Angststadium aber hinter sich, so kann es einem nur lieb sein, wenn diffizile Geschichten vorher dem Publikum gegenüber auf ihre Präsentationsmöglichkeit geprüft werden. „Stine" ist das richtige Peudant zu „Irrungen, Wirrungen", stellenweise weniger gut, stellenweise besser. Es ist nicht ein so breites, weite Kreise umfassendes Stadt- und Lebensbild wie „Irrungen, Wirrungen", aber an den entscheidenden Stellen energischer, wirkungsvoller. Die Hauptperson ist nicht Stine, sondern deren ältere Schwester: Witwe Pittelkow. Ich glaube, sie ist eine mir gelungene und noch nicht dagewesene Figur. Also in vierzehn Tagen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 3. Februar 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

In aller Eil, die Poststunde ist nah, eine ganz ergebenste Frage, die Sie als „Wanderer im Riesengebirge" leicht werden beantworten können. Ich will eine kleine rührsame Ballade schreiben und habe die Geschichte vom Thüringer Wald her, wo sie eigentlich spielt, nach dem Riesengebirge verlegt und zwar auf die Strecke Seidorf—Annenkapelle. Es ist eine Verschneiungsgeschichte, in der zwei zarte Kinder „Brüderchen und Schwesterchen" zu Grunde gehn, das Schwesterchen als Heldin. Nun brauche ich dazu genaueste Lokalkenntnis oder noch richtiger korrekte Lokalbenennungen, denn das Terrain in seinen Grundzügen kenne ich ausreichend. Lokalbenennungen. Also wenn es auf der Strecke: Krummhübel—Wang spielte, würde ich sprechen von: Breitenhau (Rummler würde ich vermeiden), von der „Bank am Wäldchen", von den Steinen, dem Wasser, der Brücke unten, vom Waldhaus, vom Kretscham, vom Kirchhof und der Kirche. Also alles, was am Wege liegt und — es sei, was es sei — irgendeinen Namen führt, wodurch es jeder kennt. Eine Waldpartie (wie Birkicht oder Tannicht), eine Steinpartie oder ein Einzelstein mit phantastischem Namen, ein Quell- und Brunnenplatz, Kretscham und Baudennamen — das wäre mir das Liebste. Vielleicht auch Namen eines Bergwassers, Teiches, Moorgrundes, Wiese. Ganz exakt braucht es gar nicht zu sein, nur so viel, um den Lokalton herauszubringen. Wenn es sein kann, umgehend. Verzeihung für dies Drängen. Aber ich bin schon in der Arbeit. Herzlichste Grüße von uns allen dem ganzen Hause von Ihrem ergebensten

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 6. Februar 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt. — Trotz der Aufregung, in der ich mich wegen der beinah gleichzeitig anhebenden Bismarckrede*) befand, (Martha hatte ein Billet ergattert und konnte zuhören) setzte ich mich doch hin und schrieb unter dem Eindruck von „Heidentilke" und „Hexentreppe" die Ballade**) nieder, in der natürlich nichts von „Heidentilke" und „Hexentreppe" vorkommt, wie das immer der Fall zu sein pflegt. Man braucht die Namenanregung und das Bewußtsein, daß ein bestimmtes Quantum von Sachlichem neben einem liegt, und aus diesem Besitzbewußtsein heraus produziert man dann. Wie oft habe ich schon gehört: „Aber Sie scheinen es nicht gebraucht zu haben." Falsch. Ich habe es doch gebraucht. Es spukt nur hinter der Szene. — Berlin steht vor Erregung auf dem Kopf. Aber Bismarck, während er zur Welt sprach und die vorläufigen

*) Am 6. Februar hielt Bismarck im Reichstag eine fast zweistündige Rede zu Gunsten eines Gesetzentwurfes, der Änderungen der Wehrpflicht betraf und zu Gunsten der Aufnahme einer Anleihe, die für die vorgesehene, sehr beträchtliche Vermehrung des Heeres erforderlich war. Es war seine letzte Rede großen Stils im Reichstag, in der er über die Gesamtlage Europas sprach, eine Übersicht über die politischen Verhältnisse der letzten vierzig Jahre gab und eingehend die Entstehung des deutsch-österreichischen Bündnisses vom Oktober 1879 behandelte, dessen Wortlaut drei Tage vorher im Reichsanzeiger veröffentlicht worden war. Es war jene Rede, in der der Satz vorkam: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt." —

**) Die in diesem und dem vorhergehenden Brief erwähnte Ballade Th. Fs. ist bisher nicht gedruckt.

Schicksale derselben vielleicht bestimmte, war persönlich sehr klapprig und sprach zwei Drittel seiner Rede sitzend.

Nochmals Dank und tausend herzliche Grüße Ihnen allen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Emil Schiff.

Berlin, d. 15. Februar 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Es erschiene mir wenig artig, wenn ich auf Ihren so liebevoll eingehenden Brief nicht ein paar Worte antworten wollte. Zunächst natürlich meinen besten Dank. Und nun die Dialektfrage! Gewiß wäre es gut, wenn das alles besser klappte, und die realistische Darstellung würde neue Kraft und neue Erfolge daraus ziehn. Aber — und indem ich dies ausspreche, spreche ich aus einer vieljährigen Erfahrung — es ist sehr schwer, dies zu erreichen, und hat eine wirkliche Vertrautheit des Schriftstellers mit allen möglichen Dialekten seines Landes zur Voraussetzung. Ich griff früher, weil ich mich dieser Vertrautheit nicht rühmen darf, zu dem auch von Ihnen angeratenen Hilfsmittel und ließ durch Eingeweihte, die übrigens auch nicht immer zur Hand sind, das von mir Geschriebene ins Koloniefranzösische oder Schwäbische oder Schlesische oder Plattdeutsche transponieren. Aber ich habe dabei ganz erbärmliche Geschäfte gemacht. Alles wirkte tot oder ungeschickt, so daß ich vielfach mein Falsches wiederherstellte. Es war immer noch besser als das „Richtige". Kurzum, so gewiß Sie im Prinzip recht haben, tatsächlich danach zu verfahren, wird sich nur selten ermöglichen lassen. Es bleibt auch hier bei den Andeutungen der Dinge, bei der bekannten Kinderunterschrift: „Dies soll ein Baum sein." Mit gewiß nur zu

gutem Rechte sagen Sie: „Das ist kein Wienerisch“, aber mit gleichem Rechte würde ein Ortskundiger sagen (und ist gesagt): „Wenn man vom Anhaltischen Bahnhof nach dem Zoologischen fährt, kommt man bei der und der Tabagie nicht vorbei.“ Es ist mir selber fraglich, ob man von einem Balkon der Landgrafenstraße aus den Wilmersdorfer Turm oder die Charlottenburger Kuppel sehen kann oder nicht. Der Zirkus Renz, so sagte mir meine Frau, ist um die Sommerszeit immer geschlossen. Schlangenbad ist nicht das richtige Bad für Käthes Zustände; ich habe deshalb auch Schwalbach noch eingeschoben. Kalendermacher würden gewiß leicht herausrechnen, daß in der und der Woche in dem und dem Jahre Neumond gewesen sei, mithin kein Halbmond über dem Elefantenhause gestanden haben könne. Gärtner würden sich vielleicht wundern, was ich alles im Dörrschen Garten a tempo blühen und reifen lasse; Fischzüchter, daß ich — vielleicht — Muränen und Maränen verwechselt habe; Militärs, daß ich ein Gardebataillon mit voller Musik vom Exerzierplatz kommen lasse; Jacobikirchenbeamte, daß ich den alten Jacobikirchhof für „tot“ erkläre, während noch immer auf ihm begraben wird. Dies ist eine kleine Blumenlese, eine ganz kleine; denn ich bin überzeugt, daß auf jeder Seite etwas Irrtümliches zu finden ist. Und doch bin ich ehrlich bestrebt gewesen, das wirkliche Leben zu schildern. Es geht halt nit. Man muß schon zufrieden sein, wenn wenigstens der Totaleindruck der ist: „Ja, das ist Leben.“

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 1. April 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Der Dank für diese Liebestat*) soll doch nicht bis morgen früh warten. Es hieße das an dem Institut der Rohrpost unerlaubt vorübergehn.

In der ersten Hälfte war ich nicht sicher über den freundlichen Spender, aber die Schlußhälfte können nur Sie geschrieben haben.

Welche Osterfreude! Vater, Mutter, Tochter, alles gerührt — wenn man will, ein etwas lächerliches Bild, aber wie so vieles Lächerliche gut und erfreulich. Fünfzig Jahre lang habe ich mich nur bei Nullgraderfolgen, ohne Lob und ohne Tadel hingequält und mich mit dem Gedanken, ohne rechte Sonne hingehn zu müssen, vertraut gemacht: da sieht der nur noch auf Stunden Gestellte den Ball am Horizont und ruft mit dem bekannten Seligen: „Verweile doch usw." Eine Liebestat, eine Osterfreude.

Nochmals besten Dank. Ihr

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 12. April 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ach, es ist leider alles so, wie Sie schreiben, und je länger ich lebe — und in diesen letzten Lebensjahren, wie bei den Fallgesetzen mit beschleunigter Geschwindigkeit — desto mehr drängt sich's mir auf, wie erbärmlich das Leben ist, erbärmlich durch die Menschen. Mein Freund W. hatte

*) Schlenther hatte über „Irrungen, Wirrungen" geschrieben („Vossische Zeitung" vom 1. April).

recht, als er mir neulich fast unter Tränen sagte: „Ja, Schiller hat es getroffen: die Welt ist vollkommen überall, Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual." Und seiner Gemeinheit und Niedertracht, darf man hinzusetzen. „Ach, Saldern, wenn Er die mechante Rasse, die sich Mensch nennt, so gut und so lange kennte wie ich, würd' Er auch so denken und sprechen wie ich" — sagte der alte Fritz in seinen letzten Lebenstagen. Ja, „mechante Rasse". Diese Tage zeigen es wieder. Beobachten Sie, wie weite, weite Kreise — natürlich der unglückliche „Fortschritt" mal wieder an der Spitze — jetzt von Bismarck abfallen und dem neuen Lichte sich zuwenden, trotzdem jeder weiß, daß es nur ein Stundenlicht ist. Wie würde sich die Gemeinheit erst zeigen, wenn der arme gute Kaiser Friedrich — eine edle, aber zur Trauer stimmende Gestalt durch und durch — wenn er statt der Kanüle Nerven hätte wie Stricke. Bismarck wäre schon öffentlich verhöhnt und beschimpft worden. Jeder denkt nur an sich und seinen Vorteil. Gesinnung is nicht, sich damit befassen, ist nur lächerlich, ist anmaßlich wie Tugend und bald auch vielleicht wie Ehrlichkeit.

Ihr Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 13. April 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

In meinem gestrigen Brief — ich war sehr in der Hast — habe ich manches vergessen; unter anderem auch versäumt, über Ihre gescheiterte Berliner Reise ein Wort zu sagen. Ein Glück, daß Sie nicht gekommen sind. Es war alles furchtbar. Das Erscheinen so vieler Fürstlichkeiten, Bismarcks großartige Haltung, sein zutage tretendes Gefühl, seine Reden, die künstlerische Herrichtung

der Via funeralis (und zwar unter den denkbar größten Opfern und Schwierigkeiten), die Trauerfeier im Dom und die Koegelsche Rede — das war das Große, zum Teil das Bewundernswerte von der Sache*). Sonst aber war alles selbstisch, roh, gemein, und von der „erhabenen Trauer", wovon die Zeitungen überflossen, existierte nichts. Dazu welche Vorkehrungen! Viele Personen sind zehnmal im Dom gewesen, die weitaus meisten haben es zehnmal vergeblich versucht. Alles Durchstecherei. Die Kutscher, Lakaien, Dienerschaften machten sich ein Geschäft daraus, für drei und fünf Mark jeden mitzunehmen, der zahlte. Das wüste Volk aber lagerte bis zwölf oder eins vor dem Dom. Dann zogen sie mit Radau in die Keller und Bummse der Neuen Friedrichsstraße, soffen und johlten hier mit ihren Frauen und Liebsten bis fünf Uhr früh und zogen dann aufs neue vor den Dom, der tagelang ihr Standquartier war. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle" — zu Hause geblieben ist.

Nochmals herzlichste Grüße. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 16. Mai 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Ich wüßte kaum etwas, das mir eine größere innigere Freude hätte machen können als dies Geschenk zu unsres Freundes morgen wiederkehrendem Geburtstag. Und dazu das liebe, freundliche Bild von Ihnen, der gute Charakterkopf und die drei Worte, die Ihre Hand noch dazu ge-

*) Es handelt sich um Tod und Beisetzung des am 9. März verstorbenen Kaisers Wilhelm I.

schrieben. Das war ein schöner Tag, und mancher kleine Jammer und Ärger, den diese Tage brachten, es verschwand alles daneben, und der Himmel war wieder hell. Jetzt sind es dreißig Jahre, fast auf den Tag, daß ich mit Lepel die Reise machte, eine der schönsten in meinem Leben, jedenfalls die poetischste, poetischer als Schweiz, Frankreich, Italien und alles, was ich später sah. Das interessanteste Blatt für mich ist das mit dem Douglasschloß im Kinroß-see, zu dem ich mit Lepel im Boot hinüberfuhr, und als wir zwei Stunden später, nach Besichtigung von Schloß und Insel, über denselben See hin die Rückfahrt machten und ich dabei an Rheinsberg und den Rheinsberger See dachte, stand es in meiner Seele fest, die Mark Brandenburg und ihre Schlösser und Seen beschreiben zu wollen. Was dann auch geschehen ist *).

Wie immer Ihr —— Th. Fontane

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 23. Mai 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Für unsre alte Rohr wird nun wohl auch bald ein Steinkreuz gemeißelt werden. Nach Nachrichten, die wir heute empfingen, geht es zu Ende. Es war trotz Beschränktheit und komischem Literaturenthusiasmus (denn sie konnte nicht einmal ein Gedicht richtig abschreiben) eine ganz kapitale Person, die ich geliebt und verehrt habe. Der Charakter entscheidet.

Ihnen in Ems schöne und vor allem heilkräftige Tage wünschend, in aufrichtiger Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Vgl. das Vorwort zum ersten Bande der „Wanderungen".

An Mathilde v. Rohr.

Berlin, d. 23. Mai 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Die Nachricht vom Hinscheiden Ihres Bruders, die Sie so schmerzlich bewegt haben muß, weckt auch in mir allerlei wehmütige Betrachtungen. Nun ist beinah alles hin, was ich damals im Ruppinschen noch besuchen konnte. Nur die beiden Scherz und ich sind von der alten Garde noch übrig. Aber auf wie lange noch? Und wiewohl ich gern gelebt habe, jetzt am Ende meiner Tage bin ich doch tief davon durchdrungen, daß dies alles eine Welt der Mängel ist, viel, viel mehr noch, als man in jungen und mittleren Jahren annahm, und daß es nicht schlimm ist, die Unruhe mit der Ruhe zu vertauschen. Sie glauben gar nicht, in wie hohem Maße die Überzeugung davon während dieser letzten Jahre in mir gewachsen ist. Und nicht erst seit Georges Tod. Denn man kann den Tod eines geliebten Menschen tief und innig beklagen und doch in Hoffnung und selbst in Heiterkeit weiterleben. Aber dieser Hoffnung und Heiterkeit — was nicht ausschließt, daß man mal herzlich lacht — entbehre ich seit geraumer Zeit schon, und zwar deshalb, weil so wenig geschieht, dem man aus vollem Herzen zustimmen kann. Unsinn und Ungerechtigkeit und überall Selbstsucht und der Neid in allen Formen. Im kleinen geschieht um einen her sehr vieles, was einen wieder aussöhnt (sonst wär's auch nicht auszuhalten), und unbefangene, nichtswollende Herzensgüte lacht einem hier und da entgegen, aber das politische Treiben, das finanzielle, das wissenschaftliche, das künstlerische — wie tief unerfreulich. Ich erinnere Sie nur, um wenigstens ein Beispiel herauszugreifen, an das Treiben der Ärzte am kronprinzlichen beziehungsweise kaiserlichen

Krankenbett. Ich weiß nicht, wer schuld hat, mag es auch nicht wissen; das aber weiß ich, daß ich wenig erlebt habe, was mir den Menschheitsjammer so gezeigt hätte wie dieser Vorfall. Und so überall. Es wird so viel von Fortschritt gesprochen, und die Bildung soll alles besorgen. Es wird aber mit Hülfe dieser Bildung nur noch schlimmer. Denn die Zahl derer wächst ins Millionenfache, die nun auch „von Bildungs wegen" etwas bedeuten wollen. Und das Einsehen davon, daß es so ist und so bleiben wird, entwertet doch stark das Jammertal, von dem man in der Jugend ein Stück Paradies erwartet.

In dankbarer Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 17. Juni 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank. Ist denn Stephany der „Ereignisse" *) halber zurückgekommen, oder lag es überhaupt in seinem Plan, einen Vorurlaub zu nehmen und den eigentlichen erst im September folgen zu lassen? Bitte, mich ihm zu empfehlen und ihm mein Beileid auszusprechen, wenn die erste Alternative zutreffen sollte. O Chefredakteur! Einflußreiche Stellung im modernen Leben, im übrigen Hundeposten. Suchen Sie für Überreichung von „Stine" eine möglichst stille Woche aus, vielleicht die übernächste, wenn Kammer und Reichstag wieder nach Hause geschickt sind. Beiläufig: den Charakter Stines werde ich noch — so gut so was nachträglich geht — zu motivieren suchen. Meine Frau hat mir einen guten Rat gegeben, ein Einschiebsel

*) Am 15. Juni war Kaiser Friedrich gestorben.

von nur drei Zeilen, das aber doch erheblich helfen wird. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 22. Juni 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Eben kommt das Paket*). Es ist ganz ehrlich, wenn ich Ihnen versichere: „Eigentlich ist es mir lieb, es wieder in Händen zu haben." Mit dem Gelde stehe ich nicht so schlecht, daß ich das Honorar dringend bedürfte, und das Gefühl, daß der Welt durch den Nichtabdruck in der „Vossin" etwas Herrliches, ihr (der Welt) Wohltuendes vorenthalten würde — dies Gefühl habe ich erst recht nicht. Es gibt zehn oder, wenn es hoch kommt, hundert Menschen in Deutschland, die von der Erkenntnis und der freundlichen Gesinnung sind, die Männer wie Sie oder der kleine Brahm oder der liebenswürdige M. v. Waldberg solcher Arbeit entgegenbringen — das große Publikum, nun, es ist nicht nötig, große Worte darüber zu verlieren. Ich hätte wieder das sittliche Halloh mit anhören müssen. Familie X. hätte sich wieder über „Schneppengeschichten" beschwert, und selbst bei Familie Y. hätten alle wohlwollenden Gesinnungen für mich nicht ausgereicht, mir ein Bedauern über den armen alten Mann, der sich so wenig der Pflicht seiner Jahre bewußt ist, zu ersparen. Und so mag es denn so wohl sein. Schließlich werde ich es ja wohl noch

*) Mit „Stine", deren Vordruck in der Vossischen Zeitung abgelehnt wurde. Der Roman erschien zunächst in der von Fritz Mauthner herausgegebenen Zeitschrift „Deutschland" 1890, Bd. 1, S. 285 ff., als Buch in demselben Jahre (Berlin, F. Fontane & Co.)

irgendwem „anschmieren" können, und was dann hinter meinem Rücken geredet wird, schadet nicht viel. Sie aber seien nochmals schönstens bedankt für Ihr treues Zumirstehen und — ich bitte das sagen zu dürfen — beglückwünscht für Ihr freies Drüberstehen. Denn daß der alte sogenannte Sittlichkeitsstandpunkt ganz dämlich, ganz antiquiert und vor allem ganz lügnerisch ist, das will ich wie Mortimer auf die Hostie beschwören.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Krummhübel, d. 17. August 1888.
Brotbaude.

Mein lieber Chevalier.

Sei schönstens bedankt für Deinen lieben Brief vom 8. Août, ein kleines Wort, das gleich für Stimmung sorgte und die Erwartungen spannte, die dann noch übertroffen wurden. Ein dankbareres Publikum als Haus Fontane kannst Du nicht finden, und wenn ich Dein Leben in einem Verspaar zusammenzufassen hätte, so würde ich schreiben:

Er war ein wahrer Gesellschaftshort
Und sagte nie ein langweilig Wort.

Von nicht vielen ist dies zu sagen, und für mich selber beispielsweise mag ich nicht einstehn. Aber es ist schon was, die richtige Fühlung zu haben und andre bewundern zu können; darin rangiere ich neben dem alten Wilhelm.

Wir sitzen hier mal wieder seit drei Tagen in Nebel und Regen, und wenn ich dann denke, daß Du 6 Uhr 15 einen Becher Rakoczy schlürfst, so erfaßt mich ein tiefes Mitgefühl, mich, der ich genau um dieselbe Zeit den vierten Akt meines Schlafs beginne. Und an Tagen wie heute

leiste ich mir sogar ein fünfaktiges Stück. Warum auch nicht? Ich habe mein ganzes späteres Leben nach dem Satz eingerichtet, daß vier ausgeschlafene Stunden besser sind als zwölf müde. Kaiser Wilhelm II. könnte mit meiner Zeiteinteilung freilich nicht viel anfangen, und eine Beschämung erfaßt mich einer solchen Leistungsfähigkeit gegenüber. Zuletzt aber beruhige ich mich wieder und sage mir, wenn ich Kaiser Wilhelm wäre, würde ich mich wohl auch zu einem andern Kultus als dem der Muße bequemen. — Wir leben hier in diesem Sommer etwas stiller als sonst, aber selbst diese Stille ist, verglichen mit unsrer Berliner Mauselochexistenz, noch immer ein Sturm von Ereignissen. Wir waren ein paarmal in Schmiedeberg, in Arnsdorf und Hohenwiese, machten oder erneuerten die Bekanntschaft mit einem Oberstaatsanwalt Stellmacher*) in Celle, Kammergerichtsrat Kl. und einem Geh. Rat Stoeckhardt aus dem Maybachschen Ministerium und würden dieser sehr angenehmen Gesellschaft noch froher geworden sein, wenn nicht die Entfernungen zu groß und die Kosten zu beträchtlich wären. Die bloße Fahrt kostet immer acht bis zehn Mark und dazu die Trinkgelder in den reichen Herrenhäusern. Denn alle die vorgenannten Herren werden natürlich nicht in ihren Baudenstuben besucht, sondern bei reichen Industriellen im Tal, deren Parkvillen als Vereinigungsplätze dienen. Kl. ist langweilig, Stellmacher ein frischer ostpreußischer Lebemann, Stoeckhardt hat eine schöne Frau. Stellmacher — seit acht Jahren in Celle — erzählte mir sehr Interessantes über die Welfen, und daß wir in zweiundzwanzig Jahren dem hannöverschen Adel gegenüber noch keine sechs Zoll Terrain gewonnen hätten. Eigentlich finde ich diese Haltung dumm; denn der Welfismus, wenn

*) Gestorben als Reichsgerichtsrat in Leipzig.

der liebe Gott nicht ein Kolossalwunder vorhat, ist, um eins Deiner Lieblingsworte zu zitieren, „eine tote Plötze“. Alles in allem habe ich mich dieser Sommerbegegnungen von Herzen zu freuen, weil sie mich auf sechs und mitunter sogar auf zwölf Wochen doch wieder ins Leben stellen, was ich von meinen Berliner Tagen kaum noch sagen kann. Ein alter, bewährter Freundeskreis ist unbezahlbar, aber er reicht nicht aus, wenn nicht frische Elemente gelegentlich hinzukommen. Immer mit Mutter und Tochter sitzen und sich was vorlesen, ist zu wenig und geht eigentlich nur, weil ich mir sage: „Nun, für den kleinen Rest reicht es noch aus.“

Gearbeitet habe ich hier nicht viel, auch nicht viel gelesen. Nicht einmal mit Max Kretzers „Meister Timpe“ bin ich durchgekommen; aber ziemlich viel Briefe habe ich geschrieben, gezwungene und freiwillige. Unter den freiwilligen war auch einer an unsren alten Heyden, ein Machwerk, über das ich Dir Meldung machen muß. Ich kam vom Hundertsten ins Tausendste und nahm zuletzt Veranlassung, ihm auch mal ein Wort über seine Stellung in der Kunstkollegenschaft zu sagen, mich dabei, nach aufrichtiger Überzeugung, ganz auf seine Seite stellend. Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß ich mich trotzdem sehr vorsichtig ausdrückte und nichts schrieb, was ich nicht den Heydenschen Widersachern gegenüber jederzeit, ja sogar mit Aussicht auf Zustimmung vertreten könnte. Laß mich, bei der relativen Wichtigkeit der Sache, noch einen Augenblick auch Dir gegenüber dabei verweilen. Ich hob hervor, daß ich die Haltung der Kunstwelt beziehungsweise der Kunstbehörden ihm (Heyden) gegenüber unkonsequent fände. Zweierlei sei doch nur möglich: entweder es sei nichts mit seiner Kunst; dann hätte man von Anfang an ihn ganz und gar links liegen lassen müssen. Oder aber

er könne 'was; dann sei die Haltung der Künstlerschaft beziehungsweise der Akademie beinah grausam und jedenfalls ungerecht. Ich wolle von seinen ersten Bildern und der ihm gewordenen französischen Auszeichnung nicht sprechen. Ich wolle nur hervorheben, daß er an der Ausschmückung der Nationalgalerie hervorragend mitgewirkt, und daß später eben diese Nationalgalerie eins seiner Staffeleibilder angekauft habe. Dadurch habe man sich in gewissem Sinne gebunden und ihm eine dem Künstler geltende Ehrenerklärung gegeben, zu der es nicht passe, ihn immer noch draußen stehn zu lassen. Dies der Inhalt. Ich glaube, Du wirst das von mir Gesagte gelten lassen, und ich frage deshalb ganz naiv bei Dir an, ob Du Deinen Einfluß, der einzelnen Personen gegenüber (ich nenne nur Karl Becker) gewiß groß ist, nicht geltend machen könntest. Denn was sich auch gegen ihn sagen lassen mag, so viel bleibt bestehn, er wird zu schlecht behandelt und sieht sich gegen eine ganze Anzahl von Personen zurückgestellt, denen er wirklich überlegen ist, auch als Maler. Er kann so schlecht nicht sein, wie viele ihn machen wollen. Oder aber alle die, die vorübergehend für ihn eingetreten sind, haben sich blamiert, als sie ihm ihre Gunst und Empfehlung zuwandten. Daß er ein schwer zu behandelnder Mann ist, ist nur zu wahr und habe ich auch bei dieser Gelegenheit wieder erfahren. Aber man muß die Sache, losgelöst vom Persönlichen, wie einen Rechtsfall behandeln. Und nun genug oder schon zu viel. Wir sprechen dies in Berlin weiter durch. Habt einen frohen Tag am 20.

Wie immer Dein alter Noel.

An Otto Pniower.

Berlin, d. 4. September 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Ihre Besprechung zu lesen*), war mir eine große Freude, zunächst natürlich, weil man sich gern etwas Angenehmes sagen läßt. Aber ich darf hinzusetzen, auch deshalb, weil ich, losgelöst von meiner Person, über das Ganze hin so viel feine Bemerkungen ausgestreut finde, Bemerkungen, die den Kritiker von Beruf erkennen lassen. In dieser Beziehung wenigstens hat sich in unsrer Tagesliteratur vieles zum Bessren geändert, und Kritiker, wie wir deren jetzt ein halbes Dutzend haben (Namen will ich nicht nennen), existierten in meinen jungen Jahren entweder gar nicht oder gehörten den Universitäts- und Wissenschaftskreisen an. In der Journalistik verwechselte man in grausamer Weise witzig sein und Kritiker sein. Ein jammervoller Standpunkt, der übrigens auch in Politik und Kirche galt. Jetzt ist Ernst in die Sache gekommen, und ein Streben nach Wahrheit ist da. Es beglückt mich, diesen Wechsel der Dinge noch erlebt zu haben. Mit bestem Dank in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 4. September 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seit Sonnabend abend bin ich nun wieder da, die Brotbaude hinter und das Brot, nach dem die Kunst geht, wieder vor mir. Seien Sie schönstens bedankt für Ihr

*) Pniower hatte in der „Deutschen Rundschau“ (September 1888) „Irrungen, Wirrungen“ mit anderen Romanen angezeigt.

mehrmaliges Einspringen, um so mehr als Ihre eigenen Theater Sie reichlich in Anspruch nehmen. Ihre Kritiken über „Numa Roumestan“ und gestern über die „Hermannsschlacht“ habe ich mit großem Vergnügen gelesen, nicht minder das (noch auf der Brotbaude), was Sie über Matkowskys Orest gesagt haben. Ich glaube, er hat viel von den großen Talenten zu Anfang dieses Jahrhunderts. Ich bezweifle aber, daß er als „Krieger für den Werkeltag“ zu brauchen ist. Die „Times“ hielten sich mal einen Leitartikelschreiber, captain Stirling, der, wenn ruhige Zeiten waren, im Stall stand und nur bei Extras, Schlacht bei Waterloo, Missolunghi, Navarino usw., hervorgeholt wurde. Dann war er das Rennpferd, das sicher siegte. So sollte Matkowsky gebraucht werden. In der Tagesdroschke geht er zu sehr durch. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Detlev v. Liliencron.

Berlin, d. 11. September 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Sie wollen zwar nicht, daß ich schreibe. Ich muß es aber doch tun, nicht bloß, um Ihnen für so gütige Worte zu danken, sondern auch für so vieles andere, wovon ich ein gut Teil im letzten Jahre erst „Zur guten Stunde“, kennen lernte. Ganz besonders freute mich in Nr. 49 „Unter einer Buche“. Der Gestalt nach an Heine, der Seele nach an Strachwitz erinnernd, ist es doch, eben durch die Mischung, wieder ganz eigenartig. „Die Schlacht bei Hemmingstedt“ ist mir entgangen. Wahrscheinlich erschien es in den Monaten, wo ich in Schlesien in der Sommerfrische war. Ich würde Ihnen aufrichtig dankbar

sein, wenn Sie, hochgeehrter Herr Baron, es mir schicken wollten oder auch nur das weggeschnittene Schlußstück. Denn ich besitze „Zur guten Stunde" in zwei Exemplaren und kann mir das Gedicht, soweit es erschienen ist, jeden Augenblick heraussuchen. Ich möchte nun aber mit diesem Heraussuchen so lange warten, bis ich den Schluß habe. Für mich sind Namenaufzählungen kein bloßer Ballast. Im Gegenteil, operiert man geschickt damit, so wird eine große Wirkung erzielt. Aber die wenigsten haben ein Gefühl dafür. Für was überhaupt?

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Detlev v. Liliencron.

Berlin, d. 15. September 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Gestern abend erhielt ich auf Freundschaftswegen das Verzeichnis der gefallenen Ritter mit Ihren handschriftlichen Korrekturen, und heut früh suchte ich mir die „Schlacht bei Hemmingstedt" heraus*). Das war nun freilich alles anders, als ich angenommen hatte. Nicht zwei, drei Monate zurück und auch kein Gedicht, sondern gute Prosa, die sich bei solchen Sachen schließlich immer besser macht als der beste Reim. Es hat einen großen Eindruck auf mich gemacht, und ich war wieder hingerissen wie vor achtunddreißig Jahren, als ich von der Schlacht zum ersten Male las. Auch das, was die Redaktion weggeschnitten hat, ist hochinteressant. Ohne Ihren liebenswürdigen Brief wüßte ich von dem allen nichts; denn ich sehe sehr selten

---

*) Vgl. „Zur guten Stunde" Bd. 3. S. 111 und 141.

in die Blätter hinein, am wenigsten, wenn was von mir drin steht.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 21. November 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Hier der Stoff der Novelle.

Vor drei, vier Jahren schrieb mir Frau Geheimrat B. geb. v. M. einen langen Brief aus Italien und darin — angeregt durch eine Novelle von mir — folgende Familiengeschichte.

Graf Pl. auf Schloß J. in Strelitz, Kavalier comme il faut, Ehrenmann, lebte seit achtzehn Jahren in einer glücklichen Ehe. Die Frau siebenunddreißig, noch schön, etwas fromm (die Strelitzer tun es nicht anders). Er Kammerherr. Als solcher wird er zu vorübergehender Dienstleistung an den Strelitzer Hof berufen. Hier macht er die Bekanntschaft eines jungen pommerschen Fräuleins v. D., eines Ausbundes nicht von Schönheit, aber von Pikanterie. Den Rest brauche ich Ihnen nicht zu erzählen. Er ist behext, kehrt nach J. zurück und sagt seiner Frau: sie müßten sich trennen, so und so. Die Frau, tödlich getroffen, willigt in alles und geht. Die Scheidung wird gerichtlich ausgesprochen. Und nun kehrt der Graf nach Strelitz zurück und wirbt in aller Form um die D. Die lacht ihn aus. Sie steht eben auf dem Punkte, sich mit einem ebenso reichen, aber unverheirateten Herrn aus der Strelitzer Gesellschaft zu verloben. Der arme Kerl, er hat die Taube auf dem Dach gewollt und hat nun weder Taube noch Sperling. Alles

weg. Er geht ins Ausland, ist ein unglücklicher, blamierter und halb dem Ridikül verfallener Mann. Inzwischen aber ist die älteste Tochter, die beide Eltern gleich schwärmerisch liebt, herangewachsen. Es spielen allerhand Szenen in der Verwandtschaft. Versöhnungsversuche drängen sich, und das Ende vom Liede ist: es soll alles vergessen sein. Zwei Jahre sind vergangen. Die Frau willigt ein, und unter nie dagewesener Pracht, darin sich der Jubel des ganzen Landes Strelitz mischt, wird das geschiedene Paar zum zweiten Male getraut. Alles steht Kopf. Der Hof nimmt teil. Telegramme von Gott weiß woher, Musik und Toaste. Plötzlich aber ist die wieder Getraute, die wieder Strahlende, die wieder scheinbar Glückliche von der Seite ihres Mannes verschwunden, und als man nach ihr sucht, findet man sie tot am Teich. Und auf ihrem Zimmer einen Brief, der nichts enthält als das Wort: Unwiederbringlich.

Dies ungefähr das, was mir Frau B. in Damenstil und Damenhandschrift schrieb. „Ich könne damit machen, was ich wolle — ich hätte es zu freier Verfügung." (Sie ist eine Cousine des Hauses.) Ich bin aber doch kluger Feldherr gewesen, was ihr nachträglich sehr lieb zu sein scheint, und habe die Geschichte nach Schleswig-Holstein und Kopenhagen hin transponiert, so daß sie jetzt zu kleinerem Teil auf einem Schloß in der Nähe von Glücksburg, zu größerem in Kopenhagen und auf der Insel Seeland spielt. Solche Transponierung ist nicht leicht. Ich ging sämtliche deutsche Höfe durch. Nichts paßte mir. Als ich aber Nordschleswig und Kopenhagen gefunden hatte, „war ich raus". Nur Strelitz selbst wäre vielleicht doch noch besser gewesen und hätte meiner Geschichte den Ton des politisch Satirischen gegeben. Nun klingt viel nordisch Romantisches mit durch. Geschrieben habe ich die Geschichte jetzt vorm Jahr, in den Wochen und Monaten, die dem

Tode meines Sohnes folgten. Ich habe mich unter der Arbeit bei Trost und Frische gehalten. Natürlich ist nichts fertig, aber die Geschichte ist doch da, und was fehlt, ist nur Korrektur. Freilich immer das Mühsamste und Zeitraubendste.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 25. November 1888.
Potsdamer Straße 134c.

Hochgeehrter Herr.

Verzeihung, daß ich Ihren liebenswürdigen Brief erst so spät beantworte. Dies Wetter macht mich krank. Longfellow tröstet zwar „some days must be dark and dreary“. Ich kann aber keinen rechten Trost daraus nehmen und noch weniger Schreibestimmung. In jeder Stimmung schreiben, ist vom Übel, und ich tu es nicht mehr. — An Stephany hab ich mich in ein paar Zeilen gewandt und bezweifle nicht, daß er dem berufsmäßigen Bücher-Oger, wovon ja jede Zeitung wenigstens einen hat, Ihr Buch noch entreißen wird.

Was nun die Novelle angeht — eigentlich ist es ein einbändiger Roman — so wünsche ich nur, daß die große Leinewand, wenn sie sich vor Ihnen entrollt, in der Wirkung nicht allzusehr hinter der Skizze zurückbleiben möge. Ein bißchen ist das ja immer der Fall. Wie viele Stücke haben mich schon entzückt, wenn mir der Herr Verfasser den Inhalt bei der Luisen- oder Rousseauinsel erzählte, und was war es nachher! Im übrigen, was Ihnen, wenn ich Sie recht verstanden, eher angenehm als unangenehm sein wird — ist es noch eine weit aussehende Sache damit. Ich korrigiere jetzt eine Arbeit. Auch ein starker Band,

für Kröner, womit ich Ende Januar fertig zu sein hoffe. Dann will ich mich an die Korrektur von „Unwiederbringlich" machen, was aber gewiß vier Monate in Anspruch nehmen wird und mit kleinen Unterbrechungen wohl noch mehr. Dann kommt das zweite Lagern und erst im Herbst die letzte Durchsicht. Das alles ist Ihnen doch recht, und wenn recht, so erwarte ich keine Antwort auf diese Zeilen. Ich melde mich erst wieder im Januar oder Februar, und zwar mit der Bitte um eine Empfehlung an Professor Georg Brandes in Kopenhagen. Es kommen nämlich Sachen in meiner Erzählung, die 1859 spielt, vor, die durchaus einer vorherigen Gutheißung nach der persönlichen und politischen Seite hin bedürfen. Daß ich bemüht war, mich zu informieren, brauche ich Ihnen nicht erst zu versichern, aber es ist zu meinem Leidwesen nicht viel dabei herausgekommen. Brandes wird das alles aber wissen. Vielleicht steht mir dann eine mühevolle Umarbeitung bevor.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Heinrich Friedjung.

Berlin, d. 27. November 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Ich bin glücklich, Ihnen endlich nun doch einen kleinen Brief meines Freundes Professor Holtze schicken zu können, der zwar schließlich auch nichts beweist, mir aber Gewißheit gibt, daß es mit der Verfasserschaft des Prinzen nichts ist*). Was ich immer sagte, dazu stehe ich jetzt fester

*) Ein in der „Edinburgh Review" 1867 erschienener Aufsatz über den Krieg von 1866 war dem Prinzen Friedrich Karl zugeschrieben worden. Dr. Friedjung in Wien hatte Th. F. gefragt,

denn je: der Prinz war ganz unfähig, etwas Kronprinzliches unbefangen anzuerkennen. Er war der Mann der Vorurteile, der Rücksichtslosigkeiten, und mitten aus der Abneigung oder der Unterschätzung heraus, ein Einzelnes lächelnd anzuerkennen, das war ihm nicht gegeben. Er hätte, besiegt durch eine kronprinzliche Großtat — die dann aber ihm persönlich angenehm liegen mußte — mit Pauken und Trompeten in das kronprinzliche Lager übergehn und dann mit derselben Ganzheit und Rücksichtslosigkeit das kronprinzliche Banner für alle Zeit hin enthusiastisch führen können — zu solcher totalen Bekehrung war er fähig, aber nicht dazu, bei Verbleib in Unterschätzung und abfälliger Kritik, eine Einzeltat rein auf ihre Gelungenheit hin anzuerkennen. — Professor Holtze lebt seit vierzig Jahren in der militärischen Welt, ist Examinator bei den großen Prüfungen, Bibliothekar der Kriegsakademie und wie kaum ein zweiter in solchen Fragen versiert. Sie können sein „Nein" (wenn auch mit Reserve abgegeben) als eine Erledigung der Sache ansehn.

Die „Revue Britannique" schicke ich morgen, Sie können sich drauf verlassen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Arendt.

Berlin, d. 6. Dezember 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Sie sollen sehn, daß ich noch 'mal ein strammer Mitarbeiter werde. Denn eigentlich ist Ihr Wochenblatt*)

---

ob er daran glaube, und erhielt den Brief als Antwort. Vgl. Friedjung: Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866. 7. Aufl., Bd. 1, Buch 12, S. 452, Anm.

*) „Deutsches Wochenblatt" herausgegeben von Otto Arendt (Berlin 1888—1900). Th. F. veröffentlichte dort (Bd. 2, 1889, S. 560 f.

ein Blatt, in das ich hineingehöre, fast das Blatt. Ihre Haltung Bismarck und dem Immediatbericht*) gegenüber kann Ihnen nicht hoch genug angerechnet werden. Das sind die Anfänge der Freiheit, nach der ich nun vierzig Jahre lang seufze: verehren, bewundern und doch eine Meinung und den Mut eines gelegentlichen „Nein" haben. So muß es sein.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Y.

Berlin, d. 28. Dezember 1888.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Mit größtem Interesse habe ich die Briefe aus Fort Sill gelesen, mit Interesse, mit an Bewunderung grenzendem Staunen und mit Sorge. Wäre ich kein Eingeweihter, so würde ich sagen: welche herrlichen Briefe, welch Ernst, welche Reife, welche Phrasenlosigkeit, welche Fähigkeit, in die schwierigsten Fragen, in die Frage nach Schuld und Nichtschuld, in die Frage nach der eigentlichen Ursach eines verfehlten oder doch zum mindesten nicht glücklichen Lebens einzudringen! Als ein Eingeweihter aber muß ich mich leider ganz anders dazu stellen, und alles, was ich anstaune, mindert mehr meine Hoffnung, als es sie steigert. Wie zuviel einzeln und abgetrennt entwickelte physische Kraft nicht Gesundheit, sondern Krankheit ist, so ist es auch

---

seinen im Nachlaßband wieder abgedruckten Aufsatz „Die Märker und das Berlinertum" Ges. Werke II, 9, S. 295 ff.

**) Über das von Geffcken herausgegebene Tagebuch Kaiser Friedrichs. Vgl. den Leitartikel in Nr. 35 vom 22. November. „Lasset die Toten ruhen."

nicht Gesundheit, sondern Krankheit, nicht Normalität, sondern Gestörtheit des geistigen Gleichgewichts, wenn ein neunzehnjähriger junger Mensch, an dessen philosophische Trainierung Gott sei Dank niemand gedacht hat, sich in Fort Sill, Indian Territory, hinsetzt, um in dieser Weise sich in Fragen einzubohren. Was soll ein so eigentümlich gearteter Geist hier, hier in unsrer Alltags- und Durchschnittstretmühle, wo alles nach der Anciennität, nach dem Examen und der Approbation geht? Nach hier zurückgekehrt, würde er wieder ein Nichts sein, fast noch mehr ein Nichts als vorher, und würde selbst bei gutem Willen, sich in dies Nichts zu finden, alsbald doch vor der Unmöglichkeit stehen, diese Bescheidenheitsrolle durchzuführen. Denn ein bestimmtes Etwas in ihm, gleichviel ob eine gesunde oder kranke Kraft, würde ihn, und zwar mit Recht, in jedem Augenblicke sagen lassen: „Ich bin diesem Schafskopf von Vorgesetztem weit überlegen." — Es gibt eine ausgezeichnete Novelle von Helene Böhlau, drin ein sommersprossiger Ladenbengel vorkommt, der, während er Heringe verkauft, die ganze Welt, seine Prinzipalität und vor allem auch das Publikum, die hübschen Dienstmädchen an der Spitze, von oben herab behandelt, und das alles bloß, weil er drei Gedichtbücher hat und aus dem ersten Teil des Faust — dessen Lesezeichen, höchst charakteristisch, eine Wurstpelle ist — lange Stellen auswendig weiß, die er nun jedesmal selig vor sich hin deklamiert, wenn er in den Keller muß, um die Sirupskanne neu zu füllen. Auf mich hat das seinerzeit einen großen Eindruck gemacht, weil ich mich in dem Ladenschwengel wiedererkannte. Alles, was vor mehr als fünfzig Jahren in der Roseschen Apotheke um mich her war, als ich Kamillentüten drehte, wurde von mir wie Kaff behandelt; nein, nicht behandelt, sondern bloß an-

gesehn. Im Gegenteil, ich behandelte jeden artig, gütig, zuvorkommend, und das rettete mich und hat mich schließlich das werden lassen, was ich jetzt bin. Fehlte mir aber damals das heitere Gleichmaß der seelischen Kräfte, spielte ich die Hochmuts- und Wichtigkeitsrolle ohne begleitenden Humor, und ich darf hinzusetzen, ohne begleitende Bescheidenheit durch, so war ich verloren*). — Und diese kleine Geschichte vom eingewurzelten und unausrottbaren Poetendünkel paßt auch auf Ihren M., nur daß er nicht den Poetendünkel hat, sondern einen andern, viel hartnäckigeren, viel gefährlicheren, der ihm den Verkehr mit Alltagsmenschen, in deren Reihen er sich hier in der Heimat zunächst doch zu tummeln hätte, ganz unmöglich machen würde. Denn er kann doch nicht gleich in eine regierende Stellung -- wenn es solche hierzulande überhaupt gibt — eintreten. Und so bin ich denn wie von meinem Leben überzeugt, daß ihm, wenn ihm überhaupt noch ein Glück beschieden ist, das Glück bloß drüben erblühen kann, wo die Verhältnisse so liegen, daß sich auch solche Naturen in Gemäßheit ihrer Natur entwickeln können. Das Soldatenleben, in dem er jetzt steckt, ist eine wundervolle Schule für ihn, indem es ihn aus Furcht und Klugheit sich bezwingen lehrt. Diese fünf oder sechs oder sieben Jahre sind aber nicht bloß eine Schule, sie sind noch etwas Wichtigeres, sie sind einfach eine lange Zeit, die gerade die Zeit zwischen den Jungens- und Mannesjahren ausfüllt. Damit ist riesig viel gewonnen. Ein junger Mann von beinah dreißig darf sich manches ein-

*) Die hier erwähnte Novelle von Helene Böhlau führt den Titel „Die alten Leutchen" und erschien 1886 in dem Buch „Der schöne Valentin" (Berlin, Gebrüder Paetel). Th. F. schöpfte aus ihr die Anregung zu seinem Gedicht „Fritz Katzfuß". Vgl. Otto Pniower in der „Neuen Rundschau", Märzheft 1908, S. 405 ff.

bilden, was sich ein achtzehn- oder neunzehnjähriger nicht einbilden und nicht erlauben darf. Und siedelt er sich dann in Indian Territory — das ich zufällig fast so gut kenne wie die Mark Brandenburg — an, so kann er auf seiner Einsamkeitsfarm unter Cherokees und Arrapahöes (so ähnlich heißen die dortigen Indianer) ein wundervolles freies Männerleben führen mit und ohne Dünkel, wahrscheinlich ohne, denn er wird sich bis dahin verflogen haben. Aber dieser Verfliegungsprozeß kann sich nur allmählich und nur „drüben" vollziehen. Hier ist er auf absehbare Zeit ein verlorener Mann, weil er sich in die prosaische Ordnung der Dinge nicht einrangieren läßt.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 7. Januar 1889.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Sie gratulieren mir zu dem Orden. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen nicht schon darauf geantwortet habe. Man kriegt die Orden für andre. Nur in dieser Beleuchtung haben sie Wert, aber dann auch einen wirklichen Wert. Wäre ich ein gesellschaftlich angesehener Mann, ein Gegenstand von Huldigungen oder auch nur Achtung, die man allseitig meiner Stellung oder meinem Vermögen entgegenbrächte, so bedeutete mir solche Auszeichnung, mit der ich mich übrigens kaum je vor der Welt herumzieren werde, so gut wie nichts. Angesichts der Tatsache aber, daß man in Deutschland und speziell in Preußen nur dann etwas gilt, wenn man „staatlich approbiert" ist, hat solch Orden wirklich einen praktischen Wert: man wird respektvoller angekuckt und besser behandelt. Und so sei denn Goßler gesegnet, der mich „eingereiht" hat.

Seit Wochen bin ich wieder ganz Politik: Ostafrika, Geffcken, Morier, Samoa*). Mir will alles nicht recht gefallen, und so wenig ich mit dem Fortschrittsprogramm zu tun habe, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich seit einem Vierteljahr in einem mir bis dahin unbekannt gebliebenen Grade auf seiten meiner guten „Vossin" stehe. „Blinder Eifer schadet nur." Mitunter wird man an Stimmenhören und Verfolgungswahnsinn erinnert. Gewiß hat er schwere Feinde. Gewiß ist hundertfältig eine Neigung da, sich gegen ihn zu verschwören und ihn zu stürzen, und gewiß (oder doch fast gewiß) sind in Krieg und Frieden unglaubliche Dinge geschehen, Hoch- und Landesverräterei, ganz frisch, fromm, fröhlich und frei, als müßt' es nur so sein. Alles aus dem naiven Dünkel heraus: man kann sich dergleichen erlauben. Es trifft ja nur den „alten Ekel", und ihn los zu sein, ist wichtiger als der Verlust von zwei, drei Provinzen. „Vielleicht können wir auch Hannover bei der Gelegenheit wiederherstellen." Sie sehen, ich steh' im Letzten ganz auf Bismarcks Seite. Es ist, um die Wände rauf zu gehen, von dem Tag an, wo die Gräfin R. ungestraft von „Euer Großvater, der Räuberkönig" sprechen durfte. Aber je mehr ich glaube, daß viel

*) Im Dezember 1888 teilte die „Kölnische Zeitung" mit, der englische Diplomat Robert B. D. Morier (1826—1893) habe 1870 als britischer Geschäftsträger in Darmstadt Bazaine die erste Nachricht von dem Vormarsch der Deutschen über die Mosel zukommen lassen, und deshalb sei er, als er 1884 für den Posten des englischen Gesandten am Deutschen Hofe von seiner Regierung vorgeschlagen wurde, abgelehnt worden. Daran schloß sich in der Presse eine längere Polemik. — Auf den Samoainseln führten Gärungen dazu, daß am 18. Dezember 1888 Feindseligkeiten gegen die Mannschaften zweier deutscher Kriegsschiffe ausbrachen, wobei mehrere getötet oder verwundet wurden; doch wurden die Aufständischen in die Flucht geschlagen.

Strafbares, ja furchtbar Strafbares vorliegt, je mehr hätte ich gewünscht, man hätte den Zeitpunkt abgewartet, um dann mit vernichtenden Beweisen vorgehen zu können. So bleibt alles im Dunkel, und was vielleicht lediglich beleidigtes patriotisches Gefühl ist, wirkt wie kleine persönliche Gehässigkeit. Dies beklage ich außerordentlich. Es schädigt nicht nur Bismarcks Ruhm, sondern auch Deutschlands Ansehen. Vielleicht daß er in einer Woche, geladen mit Stoff, vor den Reichstag tritt und mal wieder eine jener Reden hält, die im Nu um den Äquator laufen. Und nun genug von diesen Dingen. Herzlichste Grüße und Empfehlungen Ihnen allen, an groß und klein, von Ihrem aufrichtig ergebensten

Th. Fontane.

An Moritz Lazarus.

Berlin, d. 16. Januar 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Leibniz.

Mit herzlichem Dank Rudolf Mengers Gedicht zurück. Es ist ein schönes Gedicht, die erste, dritte und fünfte Strophe am schönsten, namentlich die fünfte. Man kann es oft lesen und wird, weil es sehr gedankenreich und reich an gescheiten und ganz untrivialen Bildern ist, immer neue Schönheiten finden. Ja, man muß es öfter lesen, um ihm gerecht zu werden. Aber hierin liegt doch auch das Angreifsche, die relative Schwäche. Wenn ich die „Lenore“ lese oder die „Kraniche des Ibykus“ oder den „Sänger“ oder den „Fischer“ oder „Des Sängers Fluch“ oder „Das Herz von Douglas“ (Strachwitz) oder Ernst Dohms Gedicht auf die Schlacht bei Gravelotte oder Scherenbergs „Verlornen Sohn“ oder Hans Hopfens schöne Strophen auf seine verstorbene Frau, so kann ich diese zwar auch zwanzig-

mal lesen, und manche davon habe ich mindestens so oft gelesen, aber es ist nicht nötig, daß ich sie zwanzigmal lese. Ich brauche sie nicht zu studieren, ich komme unmittelbar unter ihre ganze Wucht. Das ist hier nicht der Fall. Ich muß mir das Gedicht erst erobern, anstatt daß das Gedicht mich im Sturme nehmen soll. Rudolf Menger hat ein ganz sonettisches Talent, und weil das Sonett die Form ist, in der er sich fast immer ausdrückt, so hat seine ganze Dichtungsweise etwas Geflügeltes und Zugespitztes erhalten, was der unmittelbaren Wirkung auf unser Herz im Wege steht. Ich weiß wohl, daß es Leute gibt, die dies das „Höhere" nennen und uns bis auf Klopstock und Platensche Hymnen (Menger hat sich sehr an Platen gebildet) zurückschrauben möchten. Ich meinerseits kann dem allem aber nur den zweiten Platz anweisen. Nummer eins ist immer hell, klar, licht, verständlich. Die Vollendung im Schlichten und Naiven bedeutet mir das Höchste. Das Schönste ist, wie das Gedicht einsetzt: „Im Vortraum der Erlösung." Darin liegt etwas Großes.

Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin empfehlen zu wollen und mit besten Wünschen für das Wohl derselben, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Detlev v. Liliencron.

Berlin, d. 18. Januar 1889,
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Herzlichen Dank für Ihre Güte, die mich beschämt. Übermorgen ist Ordensfest, auf das ich mich, weil es sich durch einen eigentümlich gemütlichen Ton auszeichnet, gefreut habe; werde aber nicht hin können, weil ich seit zwei

Tagen — wohl eine Alterserrungenschaft — an ziemlich heftig auftretender Ischias leide.

Seit Wochen wollte ich an Sie schreiben, weil ich eine Bitte habe. Durch ein glückliches Ungefähr kam ich in Besitz der Namen der Gefallenen, mit deren Aufzählung Sie Ihren prächtigen Hemmingstedtaufsatz abschlossen. Ich habe mir das Blatt mit Korrekturen von Ihrer Hand aufgehoben und will es benutzen, wenn ich demnächst eine Ballade schreibe: „Die Toten von Hemmingstedt." *) Es sind mir zu diesem Behuf aber der Namen nicht genug, und so würde ich Ihnen denn außerordentlich dankbar sein, wenn Sie mir zu Nutz und Frommen die Liste vervollständigen wollten. Darf ich ergebenst darum bitten?

„Zur guten Stunde" kommt mir nur selten zu Händen. Wenn ich aber mal ein Heft durchblättere, habe ich meist das gute Glück, Ihnen zu begegnen. So neuerdings wieder, bei welcher Gelegenheit ich mich immer herzlich des Grundtons dieser Dichtungen freue: Glück im freien Besitz, Glück in der Einsamkeit und Glück in dem Gefühl der Zugehörigkeit zu einem großen und freien Ganzen.

In vorzüglicher Ergebenheit, hochgeehrter Herr Baron,

Ihr

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 19. Januar 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Chevalier.

Statt dem guten Senator, schreibe ich Dir ab, weil ich gern etwas für Dich speziell Bestimmtes und nicht ein-

*) Th. F. hat diese Ballade nicht geschrieben.

mal so ganz Kurzes bei der Gelegenheit — es bezieht sich auf die Albertische Broschüre*) — aussprechen möchte.

Zunächst, ich kann nicht kommen, weil ich heftige neuralgische Schmerzen habe, so daß ich auch meine Karte zum Ordensfest schweren Herzens zurückgeschickt habe. Denn so wenig ich mir aus Festlichkeiten mit Gêne mache, dieser Gêne hätte ich mich gern unterzogen, um so mehr, als ich wohl nicht wieder in die Lage kommen werde. Ich hatte es mir wie einen Abschied gedacht und mich gefreut, Friedberg, Puttkamer und Goßler, von denen mich wohl keiner „geschnitten" hätte, wiederzusehn.

In der Zeitung lese ich eben, daß Goßler den Verfasser der Broschüre zu sich zitiert, mit ihm gesprochen und ihm, wenn ich so sagen darf, Zusagen gemacht hat. Einige davon werden auch genannt. Ich finde das kolossal liebenswürdig vom Minister, zu liebenswürdig. Wer ist Alberti? Ein junger grüner Mensch, der eigentlich Sittenfeld heißt, von einigem Schreibtalent (bei Lichte besehn, ist es nicht viel damit), eine Sorte Karl Bleibtreu, tief, tief unter meinem kleinen Freunde Otto Brahm, der wirklich über Durchschnitt hinaus gescheit ist und über Durchschnitt hinaus Bücher (die denn auch preisgekrönt wurden) und Broschüren und Essays geschrieben hat. Und wenn ich mir nun meinen kleinen Brahm, der doch ein Riese neben Alberti ist, als Marquis Posa vor Goßler denke! Was könnte selbst der kleine, kluge Brahm sagen, welche vernünftigen oder gar praktischen Vorschläge könnte er machen? Wie schwer das ist, das hat Frenzel erst neulich — der doch im Gegensatz zu den jungen Herren neben vielem andern als ein „Praktiker" gelten kann — in seinem

---

*) Conrad Alberti, Ohne Schminke. Wahrheiten über das moderne Theater. (Leipzig 1887.)

großen Feuilleton über unser Königliches Theater bewiesen*). Und nun kommt Alberti, zunächst doch nichts als ein letzter Ausläufer dieser jetzt modischen, breitspurigen, jugendgrünen Weisheit, und orakelt dem Minister etwas vor. Man spricht immer von der Erhabenheit und Exklusivität der preußischen Bureaukratie. Ich selber habe es oft getan. Aber wenn ich mir nun solchen Fall wie diesen ansehe, so muß ich sagen: die vornehmen, hochgestellten Herren sind von einer unglaublichen Gütigkeit und Bescheidenheit und haben damit gerade das, was diesen Marquis Posas beider Konfessionen so schrecklich fehlt. Ich, der ich doch weitab vom Minister bin, ich hätte mir Sittenfeld-Alberti nicht kommen lassen. Oder bin ich ganz schief gewickelt? Hab' ich kein rechtes Urteil über geistige Produktionen, über Charaktere, Tendenzen, Aspirationen? Mitunter kommt mir diese Angst. Aber Gott sei Dank, sie fällt auch wieder von mir ab, und ich bin dann meiner Sache so sicher, daß ich gleich unter die Bleibtreus und Albertis eingereiht werden könnte. Nach dem Maße meiner Erkenntnis und noch mehr nach meinem Gefühl, zu dem ich ein weitgehendes Vertrauen habe, ist die ganze Broschüre nichts als ein anmaßlicher, hochtrabender, widerspruchsvoller Quatsch, so unangenehm — und zwar halb durch seine Konfusion und halb durch seine Eitelkeit — daß es eine Riesenaufgabe ist, diese einhunderteinundzwanzig Seiten durchzulesen. Was darin Richtiges ist, daß Heyses „Reise nach dem Glück" eine viel bedenklichere Geschichte ist als alles, was Daudet und Zola geschrieben haben, daß Liedtcke zu alt und Fräulein Clara Meyer zu zimprig ist, daß Werner viel mäßige Bilder gemalt hat, daß Karl Becker aus dem „Sammet" nie recht 'raus-

*) Vgl. Nationalzeitung vom 13. und 19. Dezember 1888 „Die Zukunft des Schauspielhauses".

gekommen ist, daß die Schriftsteller (leider durch ihre Schuld, was verschwiegen wird) stiefmütterlich behandelt werden — das und fünfhundert ähnliche Sachen sind fünfhundert- oder richtiger fünftausendmal gesagt worden, wie er denn überhaupt in Zitaten und Aneignungen groß ist. Wo aber Eigenes herauskommt, ganz wie in den Bleibtreuschen Büchern und Broschüren, kommt immer ein phrasenhafter, aufgesteifter Wichtigtuer heraus. Und mit solchem Menschenexemplar spricht der Minister in seiner Güte und macht ihm „confessions". Ich danke Gott, daß er mich nicht hat rufen lassen; aber das nehme ich auf den Diensteid, daß ich ihm Besseres, Natürlicheres, Wahreres hätte sagen können als Alberti.

Unter den Stücken, die er zur Annahme empfiehlt, ist auch eins von Alberti. Dabei trifft es sich sehr komisch, daß er — da er bei der Aufzählung tüchtiger dramatischer Kräfte nach dem Buchstaben ging — eigentlich mit sich selbst hätte anfangen müssen. Er hat aber doch Anzengruber (mit An) seinem Alberti (mit Al) vorgestellt, weil ihm dieser Vortritt doch zu mißlich vorkommen mochte.

Wie immer Dein

Noel.

An Detlev v. Liliencron.

Berlin, d. 22. Januar 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen, und daß Sie sich nach Kiel hin für mich bemüht. Ich hätte diesen Dank zwei Tage früher ausgesprochen, wenn ich nicht von den Schmerzen zu nervenherunter gewesen wäre. Seit heute geht es mir ein weniges besser. Im Suchen nach dem Gedicht, das ich in meinem letzten Briefe meinte

— endlich fand ich es, es heißt „Unter einer Buche“ *) — begegnete ich auch jenem andern („Seliges Vergessen“), aus dem die Redaktion die mir gütigst mitgeteilten drei Strophen fortgelassen hat. Ja, was passiert nicht Dichtern alles. Es gibt nichts, die Wertschätzung von einem halben Dutzend hysterischer Weiber abgerechnet, vor deren Beifall einen auch ein Grauen befällt, was so niedrig stünde wie Lyrik. Man muß sich drin ergeben und ein Lamm schlachten, wenn sich mal ein verlorner Sohn findet, der für uns nicht verloren ist.

Ihre Schilderung der großen Attacke bei Müncheberg **) habe ich mit Genuß gelesen, besonders das Mittelstück von „Vor sechzig Schwadronen“ an bis „ihm nach“. Es muß ein entzückender Anblick gewesen sein, den ich mir damals gern verschafft hätte, bin aber um wenigstens zwanzig Jahre zu alt dafür. So heißt es denn auch da: verzichten. Unter wiederholtem Dank und vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 7. Februar 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Zöllner.

A. v. Winterfeldt, ehemals Rittmeister bei den Brandenburger Kürassieren, Kammerherr und Johanniterritter, ist am Verhungern, fast buchstäblich; ein elender, gebrochener,

*) In der Zeitschrift „Zur guten Stunde“ (1888) Heft 13, Sp. 1077. Vgl. S. 161. „Seliges Vergessen“ Bd. 3, Sp. 861.

**) Bei den Manövern des Garde- und des dritten Armeekorps, die bei Müncheberg vom 17. bis 19. September 1888 stattfanden, ließ Kaiser Wilhelm II. eine Attacke reiten, der Liliencron beiwohnte. Wo der Aufsatz, in dem er sie beschrieb, erschienen ist, konnte nicht festgestellt werden.

zu geistiger Arbeit ganz unfähig gewordener Mann. Der Johanniterorden hat ihm, höchst anständig, viertausend Mark auf ein Brett ausgezahlt, aber seine Schulden haben die Summe fast sofort verschlungen, so daß er nur allenfalls wieder eine Pumpmöglichkeit gewonnen hat. Auch schon was, aber doch nicht viel.

Nun versprach ich als „ahnungsloser Engel“ meinem guten Herrlich*), ein etwaiges Gesuch Winterfeldts an die große Schillerstiftung mit einem Brief an Heyse begleiten zu wollen. Damals gab es noch keine „Prinzessin Sascha“ und keinen „Weltuntergang“, wenigstens waren beide noch nicht aufgeführt. Heute liegt die Sache so, daß ich kaum noch an Heyse schreiben kann, denn er wird meiner Besprechung seines Stückes ein äußerstes Maß von Nüchternheit abgefühlt haben. Ich habe dies auch Herrlich gesagt, als er heute den Begleitbrief verlangte; doch kann ich ihm bei seinem Uneingeweihtsein in solche Verhältnisse die Situation nicht klarmachen. Er sieht nur das „Zurückzoppen“ und begreift nicht, daß ich mich einerseits in einem naiv-komischen Lichte präsentiere und zum zweiten A. v. Winterfeldt mehr schade als nütze.

In meiner Not und Bedrängnis, die fast an die Winterfeldtsche 'ranreicht, beschwöre ich Dich nun, daß Du auf Deinen Daumen hin ein solches Empfehlungsbriefchen schreibst oder auch das Beifolgende durch einen Deiner Schreibeleute bloß abschreiben läßt, um es nachher zu unterzeichnen. Ich dachte erst an Lazarus, aber Lazarus steht noch schlimmer als ich. Geld ist noch kitzlicher als „Weltuntergang“. Tue es also, wenn Du's irgend über Dich vermagst.

*) Geh. Hofrat Herrlich, Rendant und Bureauvorsteher bei der Verwaltung des Johanniterordens, Th. Fs. Hausgenosse. Vgl. Bd. 1, S. 406.

In meinem Konzept wird wohl Einiges zu ändern sein. Ich lege auch A. v. Winterfeldts Eingabe nach München hin diesen meinen Zeilen bei. Sehr lieb und gut von Dir wär' es, wenn Du gleich morgen auf dem Wege zur Akademie mit heraufkämst und mir Dein „Ja“ oder „Nein“ brächtest. Hoffentlich ein Ja.

Empfiehl mich angelegentlich.

Wie immer Dein alter

Noel.

An Moritz Lazarus.

Berlin, d. 21. Februar 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Leibniz.

Es ist leider sehr unwahrscheinlich, daß ich übermorgen schon wieder „bei Wege“ bin. So schicke ich denn, damit es am Sonnabend (Rütli) wieder in Ihren Händen ist, schon heute das merkwürdige Spruchbuch und das noch merkwürdigere Müncheuer Schilleraktenstück Ihnen zurück. Was die Sprüche betrifft, so sind die guten uralt, die neuen verrückt oder nach dem Warnemünder Satze gebildet: „En Loots is en Loots, und wat en Loots is, weet jed'een.“ — Die beiden Stellen über Elise Schmidt machen einen großartig kümmerlichen Eindruck. Ich würde ihr daraufhin, wenn's ginge, gleich fünfhundert Mark bewilligen. Der kleine sächsisch-thüringische Stil kann einem nicht wundervoller demonstriert werden: sittliche Entrüstung (schon etwas Schreckliches) gepaart mit sensationsgieriger, durch einen Portier beglaubigter Topfguckerei. Vollständiger Krähwinkel. Und dabei mag ich die sittlichen Lebensläufe dieser Tugendtempelwärter nicht untersuchen. Duboc klingt schon merkwürdig. Bürger hatte zwei Frauen.

Bei den Schlegels ging alles kreuzweis, bei Tieck dito. Bei den Humboldts wußte keiner mehr, ob er nicht sein eigner Großvater oder Enkel sei. Goethe, wenn Napoleon nicht kam, wäre im Konkubinat geblieben. Grabbe war versoffen, Hesekiel auch. Von Gleim, von Iffland, von Schack schweigt des Sängers Höflichkeit (der großen historischen Beispiele ganz zu geschweigen), und nun kommen diese Urphilister und reiten den höheren Sittlichkeitsgaul. Wenn ich so was lese, möcht' ich immer gleich nach Sodom ziehn. — In herzlicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Anton Bettelheim.

Berlin, d. 22. März 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Ergebensten Dank für Ihre geehrte Zuschrift vom 18. März. Schlenther und Brahm hatten mir schon von Ihrer freundlichen Absicht erzählt. Leider kann ich gar nichts oder so gut wie gar nichts bieten. Ich liebte und schätzte Auerbach *) sehr, aber ich habe nicht des Vorzugs genossen, ihm nahe zu stehen. Bei Lindau, Professor Lazarus, Maler Bleibtreu usw. bin ich ihm begegnet, aber nicht oft. Briefe hab' ich keine drei, sicherlich keine fünf von ihm empfangen. Gegenwärtig ist mir nur ein einziges kleines Briefchen, etwa zwölf Zeilen, in denen er sich (vielleicht mit Recht) über eine Kritik von mir bei Gelegenheit seines Lustspieles „Das erlösende Wort" beschwerte. Was mir

*) Bettelheim sammelte damals schon für seine 1907 erschienene Biographie Berthold Auerbachs Material. — Th. Fs. Kritik über das Lustspiel „Das erlösende Wort" siehe in den „Kritischen Causerien", Ges. Werke II, Bd. 8 S. 146 f.

aus Gesprächen mit ihm in Erinnerung ist, ist ganz unbedeutend. Alles war nett, wohlwollend, liebenswürdig (über Arbeiten von mir), aber weder geistreich zugespitzt noch sonstwie von Interesse, kaum für mich. Ich würde mich glücklich geschätzt haben, Ihnen recht was Hübsches mitteilen zu können, aber — zu meinem lebhaften Bedauern — ich habe nichts.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 26. März 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für den Ibsenvortrag*), den mir meine Frau eben vorgelesen hat. Die Skizzierung der Stücke finde ich weniger glücklich als die Einleitung. Jene war auch bei der Kürze der Zeit sehr schwierig. Und damit ist noch etwas in Zusammenhang, was ich auch noch sagen zu dürfen bitte: so gut und klug und fein und an einigen Stellen so frappant das alles ist, es ist nicht das, was doch in gewissem Sinne Hauptzweck war: erobernd. Als 1830 „Die Stumme von Portici“ in Brüssel gegeben wurde, stürmten bei dem berühmten Freiheitsliede „Dem Meertyrannen gilt die Jagd usw.“ alle jungen Leute aus dem Theater in die Straßen, und die Revolution begann. Etwas von diesem auf der Stelle Wandel schaffen Wollenden und auch wirklich Wandel Schaffenden vermisse ich in dem

*) Schlenther hatte ihn in Wien Ende Februar 1889 im Verein der Literaturfreunde gehalten und darauf in der Zeitschrift „Zur guten Stunde“ (1889, S. 203 f.) veröffentlicht.

Gesamtton. Es wirkt um einen Grad zu akademisch. Nichts für ungut. Wie immer Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 29. März 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Also Rott *)! Habe ihn sehr gut gekannt d. h. auf der Bühne gesehn. Ich kam 1833 nach Berlin und blieb bis 1841. Diese acht Jahre waren Rotts glänzendste Zeit. Schon in den vierziger Jahren trat er dann neben Seydelmann sehr zurück, später ganz. Ich glaube, er hatte sich früh verbraucht. Von 1835 an bis Herbst 1840 war ich verhältnismäßig viel im Theater, natürlich Olymp oder Parterre, und habe Rott nicht bloß in den damals die Bühne beherrschenden Raupachschen Hohenstaufendramen, sondern auch als Macbeth, Lear, Tell, Leopold von Dessau (in Raupachs „Vor hundert Jahren") und in vielen Bauernfeldschen und Karl Blumschen Lustspielen gesehn, in welchen er die humoristisch angeflogenen, schließlich lächelnd resignierenden, feinen alten Lebemänner ganz ausgezeichnet gab. Er stand sozusagen — in diesen Rollen wenigstens — in einer sehr glücklichen Mitte zwischen Friedrich Haase und August Förster. Von jenem hatte er die vornehme elegante Haltung ohne die Mätzchen, von diesem das gute Verständnis ohne Beisatz von Prosa und Erscheinungsmangel. Ganz vorzüglich war auch sein alter Dessauer in dem vorgenannten Stück. In den großen Rollen war er nicht zu brauchen. Seine

*) Schlenther hatte um Auskunft über den Schauspieler Moritz Rott für seinen Artikel in der „Allg. Deutschen Biographie" gebeten.

ganze Natur verbot ihm das, in der sich drei Dinge zu gleichen Teilen mischten: ein Drittel guter, liebenswürdiger und beinahe superiorer Mann (denn er wußte über sich selbst zu scherzen), ein Drittel Genie und ein Drittel Narr. Dazu ein klangvolles, aber durchaus komisch wirkendes Organ, so daß ein damals lebender Rechnungsrat im Handels- oder Finanzministerium (ich glaube Mentel mit Namen), der durch sein Schauspieler-Nachahmungstalent seine ganze Karriere gemacht hatte, mit ihm, Rott, leichtes Spiel hatte. Die vorgenannten großen Rollen: Macbeth, Lear, Tell sind mir noch deutlich in Erinnerung, namentlich der Lear, der in den Szenen ausbrechenden Wahnsinns einfach komisch wirkte. Und so sah im ganzen genommen auch das Publikum die Sache an. Lemm, der im selben Rollenfach neben ihm stand, war viel, viel bedeutender, würdig, von echter, künstlerischer Wirkung, und von etwa 1838 oder 1839 an sah er (Rott) sich durch Seydelmann völlig in den Schatten gestellt. Ich glaube auch nicht, daß er später noch mal wieder aufkam. Denn 1844 und 1845 und dann 1848 und 1849 war ich wieder in Berlin, entsinne mich aber nicht, Rott auch nur ein einziges Mal in all den Jahren gesehn zu haben. Eine mir unvergeßliche Vorstellung im Sommer 1848 abgerechnet, wo Rott den Brutus, Hendrichs den Marc Anton gab und sich das Publikum politisch in zwei wahnsinnig erregte Lager teilte. Mit etwa Fünfzig verheiratete er sich wieder, ich glaube mit einem Fräulein Tuczek, Schwester einer damals gefeierten Sängerin, und aus dieser Ehe wurden, und wohl mit gutem Grund, wunderliche Geschichten erzählt, die sein Charakterbild als einigermaßen komische Figur abrundeten. Er war aber doch ein richtiger Künstler und im Lustspiel eine Größe, fein, stilvoll. Meine Frau verkehrte als ganz junges Ding viel in seinem Hause, und so habe ich manches (aber

meist Gutes, ja sogar sehr Gutes) über ihn gehört, was andre nicht wissen. Zu vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 2. April 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Aufrichtigen herzlichen Dank für die „Hamburger Geschichten", die zu lesen ich mich freue. Denn von solchen Büchern hat man was, was ich von den wenigsten sagen kann, die mir seit kurzem springwellenartig unter den Kiel kommen, um mich auf ein Korallenriff zu werfen. Und dabei bin ich schon vorher ein Wrack. Immer neue Novellen von immer neuen Kollegen, darunter die fragwürdigsten Gestalten. So von Zolling ein Buch, das sich „Klatsch" nennt und diesen Namen verdient, aber einfach als Aufschrift und ganz anders als der, ich glaube, moralisieren wollende (wer lacht da!) Herr Verfasser vermeint. Meine Kollegen betrachten mich seit Jahren als einen im Großvaterstuhl sitzenden Alten im Patrizierpelzrock, der die Verpflichtung hat, sich über die literarischen Blumensträuße seiner Enkel zu freuen. Ich denke aber nicht daran. Von all dem will ich mich an dem Benekeschen Buch erholen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Detlev v. Liliencron.

Berlin, d. 26. April 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Seien Sie schönstens und ergebenst bedankt für Ihren Osterbrief und alle seine freundlichen Worte. Die Gedichte, auf die ich mich sehr freue, habe ich noch nicht erhalten.

Ich werde mich auf die in Ihrem Briefe gütigst genannten nicht beschränken und dann acht Tage lang eine holsteinsche Doppellektüre haben, beides Lyrik, links Hochdeutsches von Detlev v. Liliencron, rechts Plattdeutsches von Ihrem Freunde Johann Meyer. Rechne ich Klaus Groth in der Zeitung dazu, desgleichen Storms „Schimmelreiter", der in einem roten Einband auf dem Nähtisch von Frau und Tochter liegt, und Iwersens Gedichte, die zu Weihnachten eintrafen und immer noch einer kleinen Besprechung harren, so darf ich sagen: Schleswig-Holstein hoch. Auch Paulsen*), mit dem ich sehr übereinstimme — er geht mir nur nicht weit genug — kommt mir nicht aus Aug' und Hand.

Ihr Brief enthält so vieles, worauf ich mit einem ganzen Essay antworten möchte: Wildenbruch, Eulenburg und eine Stelle (ohne Namen), die ich auf Heiberg beziehe, der sein schönes und beinahe bedeutendes Talent mehr und mehr vertut. Wildenbruch, den ich sieben Jahre lang mit Feuer und Schwert bekämpft habe (die mutigste Tat meines Lebens; denn es gab Zeiten, wo man sich argen „Unliebsamkeiten" dadurch aussetzte), ist in erster Reihe ein Plusterback, immer mit Wind in den Backen, Kreuzung von Äolus und Priemchenkauer. Er ist nun beinahe Mitte vierzig und zu alt, um jetzt noch aus der Phrase herauszukommen, dabei absolut kritiklos, so daß er unfähig ist, selbst den Willen dazu vorausgesetzt, seinen Kardinalfehler, an dem er aller Triumphe unerachtet doch immer gescheitert ist, jemals abzulegen. Und dennoch — und gerade

*) Johann Meyer, Plattdeutsche Gedichte in dithmarscher Mundart. 3. Aufl. (Kiel 1886). Adelaide Marie (d. i. A. M. Iwersen), Traum und Leben, Liederklänge aus Schleswig-Holstein (Garding 1886). Mit „Paulsen" ist wahrscheinlich die Broschüre: Friedrich Paulsen, Das Realgymnasium und die humanistische Bildung (Berlin, Wilhelm Hertz 1889) gemeint.

seine Quitzows haben mich bekehrt — ist es was mit ihm. Ein Talent möchte ich ihn nicht nennen. Das ist zu viel und zu wenig. Er ist trotz seiner guten Assessoralbildung ein ungebildetes Genie, das mit Schwadronshieben drauf los geht und allerglücklichste Einfälle mit sublimem Unsinn mischt. Aber diese allerglücklichsten Einfälle und die Fähigkeit für dramatischen Aufbau, namentlich für die szenische Antithese, sind ihm nicht abzusprechen, und so hat er Momente, wo man ihn bewundern muß. Das Ganze kolossal schwach, das Einzelne von wirklicher, imponierender Stärke. Nach zehn oder fünfzehn Jahren ist er tot. So total Unvollkommenes kann nicht leben; eine glänzende Szene kann kein Stück retten. — Philipp Eulenburg ist ein liebenswürdiger Mann und ein liebenswürdiges Talent. Der Kaiser hat neulich von ihm gesagt: „Ich liebe ihn sehr, denn er ist ein Mann des Friedens", ein Wort, das einen großen und schönen Eindruck auf mich gemacht hat, noch mehr um des Kaisers als um Eulenburgs willen. Ja, er ist ein Mann des Friedens, und das Gemeine kann vor und neben ihm nicht bestehen. Aber als Dichter ist er ein Dilettant. Gott sei Dank ist er auch noch Gesandter und Besitzer des schönen Liebenberg mit vierundzwanzigtausend Morgen und einer reichen Schwedin als Frau. Nochmals herzlichen Dank. Nach Lesung der Gedichte schreibe ich noch einmal. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Gentz.

Berlin, d. 3. Mai 1889.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Gestern um Mitternacht — ich kam sehr spät aus dem Theater — habe ich noch alles mit dem größten

Interesse durchgelesen und würde froh gewesen sein, wenn Sie sich über den Charakter von Mensch und Maler noch etwas weiter ausgelassen hätten; aber auch in seiner Kürze vortrefflich, mich interessierend und zweifellos auch die gebildete Welt, soviel davon unser altes Berlin aufzuweisen hat*).

Sie schreiben von einem „Schreck, den ich gekriegt hätte". Dies ist in gewissem Sinne richtig, bezog sich aber nur auf die Briefberge und auch auf diese nur um der Unmöglichkeit der Benutzung willen. Denn in meinem eigensten Herzen bin ich geradezu Briefschwärmer und ziehe sie, weil des Menschen Eigenstes und Echtestes gebend, jedem andern historischen Stoff vor. All meine geschichtliche Schreiberei, auch in den Kriegsbüchern, stützt sich im Besten und Wesentlichen immer auf Briefe. Sie sehen, es war mit dem „Schreck" nicht so schlimm. Ich komme sehr bald und versuche mein Glück um die fünfte Stunde. Dann ist es noch hell genug, um die Bilder gut sehen zu können. Mit herzlichstem Dank, unter ergebensten Empfehlungen an Frau Gemahlin, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Gentz.

Berlin, d. 10. Mai 1889.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für die verschiedenen Sendungen. Ich habe alles durchgelesen. Von den Briefen bitte ich die aus Norwegen und Stockholm benutzen zu dürfen.

---

*) Th. F. widmete in der fünften Auflage des ersten Bandes der Wanderungen „Ruppin" seinem Landsmann Wilhelm Gentz ein eigenes Kapitel, in dem er eine kurze Autobiographie des Malers, auf die er hier zunächst anspielt, sowie Briefe von ihm verwendete.

Die jugendlichen aus Lübeck und Kopenhagen und der Leipziger Brief Ihres Bruders Hermann bieten zu wenig, oder die Aufgabe müßte anders sein. Handelte sich's, kulturhistorisch, um die Frage, „wie schrieben junge Leute aus einer kleinen Stadt im Jahre 1840, wenn sie ein Stück Welt zu sehn kriegten?" so wäre der Brief Ihres Bruders ein Ideal. Ihre Briefe aus der Zeit sind schon viel zu gut und sind dadurch — was man doch sonst am wenigsten von Ihnen sagen kann — nicht sehr charakteristisch.

Die Geschichte von der Alexine Tinne*) habe ich mit dem größten Interesse gelesen, zugleich mit der Beschämung, gar nichts davon gewußt zu haben. Denn ich bin ein gewissenhafter Zeitungsleser und gehe nicht leicht an Sachen von so viel Bedeutung und Interesse vorüber. Die zweite, gewiß von Keil**) persönlich herrührende Überschrift: „Das Bild der Gemordeten" ist wieder großartig. Mit Speck fängt man Mäuse. — Von der Reiseberechnung notiere ich mir die großen Zahlen. — Die Karikatur kannte ich noch nicht. Menzel ist vorzüglich, der ganze Gedanke sehr hübsch. Sie kriegen alles sehr bald zurück. Denn es ist mir ängstlich, so viele Sachen um mich zu haben, die, wenn sie verloren gehn, unersetzlich sind.

Vor allem schulde ich Ihnen noch Dank für die große Mappe mit ihrem mannigfachen Inhalt. Es ist der alte Witz, daß dem Laien die Photographie, Stiche, Schnitte fast immer besser gefallen als die Originale. Den größten Eindruck haben auf mich die Landschaften mit Tierstaffage gemacht, dann der Turm, den Millionen von Vögeln um-

*) Alexine Tinne (geboren 1839 im Haag) unternahm zu Zwecken der Forschung Expeditionen ins Innere Afrikas. Im Sommer 1869 wurde sie auf einer Reise von Eingeborenen ermordet. Wilhelm Gentz hatte sie in Kairo kennen gelernt und gemalt.

**) Verleger der „Gartenlaube".

schwirren, dann das Kind in der Hängewiege, ganz besonders auch die Katzen auf dem in Sonnenstreifen liegenden Brett in der Algierer Straße*). Von den figurenreichen Bildern sind einige — ich greife nur das heraus, wo die Juden vor dem Rabbi-Mausoleum beten — mir wieder sehr sympathisch geworden. Im ganzen aber möchte ich doch sagen dürfen, daß die Bilder mit den großen Aufgaben, auf denen hundert Figuren und Figürchen (und vielleicht noch mehr) richtig gruppiert werden sollen, in ihrer Wirkung auf meine Sinne hinter den einfacheren, figurenärmeren zurückbleiben. Wobei mir immer einfällt, was die gute Fanny Lewald mal zu mir sagte: „Wenn es sein kann, laß ich immer nur zwei Menschen sprechen, auch drei, auch vier; aber darüber hinaus gehe ich nur im äußersten Notfall." Das hat damals einen großen Eindruck auf mich gemacht. Solche Bemerkungen aus der Metiererfahrung heraus sind immer wichtig, und ich habe meine eigene Schreiberei wesentlich danach gemodelt. Ich glaube, daß es bei den andern Künsten ebenso liegt. Natürlich läßt sich's nicht immer tun, und ein großes Fest oder eine Volksversammlung kann nicht aus vier Personen bestehen. Aber man soll, solange es geht, das Minderzählige nehmen. Wenn wir uns wiedersehen, sprechen wir über die Frage vielleicht. Unter ergebensten Empfehlungen an Frau Gemahlin in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Detlev v. Liliencron.

Berlin, d. 11. Mai 1889.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Gestern früh trafen die Gedichte ein, und meine Frau las mir gleich beim Frühstück ein halbes Dutzend kleiner

*) Vgl. „Familienbriefe". Ges. Werke II, 7 S. 203.

Sachen vor, darunter das reizende, höchst originelle, höchst treffende „Der Handkuß". Es entzückte mich. Heut habe ich den ganzen letzten Abschnitt: „In willkürlicher Betonung" gelesen und bin ganz erfüllt davon. Schilderungen wie: „Hör' ich nicht plötzlich vor mir" (S. 170), desgleichen in „Unter einer Buche" können sich sehen lassen. Noch höher aber steht das schöne Gedicht „An wen" und das eine und andre in dem Schlußgedicht „Schmetterlinge". So beispielsweise „Über eine Wiege" (sehr schön) und „Hannibal, einäugig, auf dem Elephanten" (reizend). Alles in allem: trotzdem ich nicht wenig erwartete, sah ich meine Erwartungen übertroffen. Und doch habe ich ein Bedenken, sogar ein großes, ein Bedenken, das ich nicht den Mut haben würde, zu äußern, wenn nicht jede Silbe darin mich selber träfe. Man bleibt im Bann seiner Art und Persönlichkeit, kann aber kritisch doch drüber stehn und hinter sein Eigenstes und in manchen Stücken Bestes und Talentvollstes doch ein ernstes Fragezeichen machen. Alles, was Sie schreiben, ist ungemein lebendig; aber diese Lebendigkeit steigert sich vielfach, so z. B. gleich in dem Widmungsgedicht und dann wieder in den Prosaschlußstücken der „Schmetterlinge", zu einer nervösen Forscheté, die dem Eindruck voller reiner Kunst nicht günstig ist. Nun kann ich freilich nach an mir selbst und zwar bis auf diesen Tag immer wieder und wieder gemachter Erfahrung nur wiederholen: „man kann aus seiner Haut nicht heraus", soll auch schließlich nicht. Es ist aber doch schon viel gewonnen, wenn man, den Fehler als solchen zugegeben (was ich hier nicht wissen kann), auf sich achtet. Zahlloses in meinen Sachen habe ich um einer gewissen Forscheté des Ausdrucks willen schließlich wieder fallen gelassen und beklage es nicht. Selbst bei den Sachen, die ihrer Natur nach auf diesen Ton gestellt sind und bis auf einen gewissen Grad

mit ihm stehn und fallen, muß man immer noch vorsichtig sein. Was ist der Zauber der altenglischen Balladen? Ihre Simplizität. Ich entsinne mich noch, daß ich vor beinahe fünfzig Jahren die Chevy-Chase besser als Herder übersetzen wollte und mir auch einbildete, es sei mir gelungen. Jetzt bin ich sehr für Herder und erschrecke vor meinen famosen Vollreimen *). Ich habe durch diese Bemerkungen hoffentlich nicht Anstoß gegeben, kann vielleicht sogar auf Ihre Zustimmung rechnen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 9. Juni 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihren liebenswürdigen Brief. Der meinige präsentierte sich Ihnen erst in seiner dritten Form: so schwer ist es, solche Sachen zur Sprache zu bringen. Man möchte sich vor allen Weiterungen sichern und seine Mühe gut bezahlt sehen, muß aber doch andererseits auch auf der Hut sein, alles zu vermeiden, was nach Prätension, lächerlichem Glauben an sich selbst und Renommisterei (die sonderbarerweise im Geldpunkt am meisten hervortritt) schmecken könnte. Nochmals schönsten Dank. Ich bin mit allem einverstanden, ganz besonders auch damit, daß der coup d'oeil de l'aigle über dem Ganzen sein wird, und das wird sich auch nicht ändern, wenn der

*) Herders Übersetzung steht in den „Volksliedern" (1778), Th. Fs. in den Gedichten von 1851. In der zweiten Auflage (1875) ließ er sie weg. Von der dritten (1889) an erschien sie wieder.

Adler niederschießen und ein Lamm, drin doch vielleicht ein junger Wolf steckt, entführen und in unwirtbarer Schlucht verschwinden lassen sollte. Diese Worte bringen mich anscheinend in einen Widerspruch mit meinem vorigen Brief; aber wenn überhaupt, so doch nur halb. Eine Mutter zu sehn, die mit erfahrner Klugheit über dem Benehmen der Tochter wacht, ist ein Vergnügen und für die Tochter ein Glück. Aber die strikteste Notwendigkeit der Überwachung und Mahnung („sitz gerade") muß vorliegen. Sonst ist es mit dem Glück und der Erfreulichkeit vorbei. Pardon, daß mich einen Augenblick die Furcht anwandelte, Sie könnten rigoröser sein, als nötig. Ich weiß jetzt, daß dies nicht der Fall sein wird.

Aus der langen Reihe der Bredowkapitel schweben mir zunächst drei vor: Briesen, Senzke, Friesack. In Briesen lebt jetzt als Urgreis der alte General v. Bredow, der an der Spitze der Salzwedler Ulanen, Blau mit Blau, und der Halberstädter Kürassiere, Weiß mit Schwefelgelb, den berühmten Todesritt von Mars la Tour machte, wobei mir gestattet sein mag, einen kleinen anekdotischen Hergang aus dem Palais Bismarck einzuschalten. Der bairisch-katholische Abgeordnete Jörg, als er Bismarck zum ersten Mal in dem schwefelgelben Streifen seiner Kürassiere sah, soll, bei Bier und Reichshund, scherzhaft gesagt haben: „Durchlaucht, ich weiß, wo dies Schwefelgelb herkommt."

In Senzke sieht es sehr anders aus als in Briesen. Der „alte Senzker" war eine scharfe, schneidige, zugleich burleske Figur im Stil von Geist von Beeren und dem letzten Zieten*) und ging eine Wette ein, daß er mit einem

---

*) Vgl.: „Spreeland," 4. Auflage, S. 302 (Geist von Beeren), und „Ruppin", 7. Auflage, S. 12 (Zieten).

chinesischen Schwein, das zum Überfluß Aurora hieß, das Rennpferd seines Gutsnachbarn im Wettlauf besiegen wolle. Seine Sorge dabei war nur die, daß das Schwein durch ein zugeströmtes vornehmes Publikum in seiner Unbefangenheit gestört werden könne, weshalb der Pastor mit Frau und Tochter, die letzten beiden rot aufgeputzt, bei den täglichen Proben mitwirken und „vornehmes Publikum" spielen mußten. Und so glückte denn alles. Der Senzker gewann die Wette. Die Rennbahn wird noch gezeigt.

Und drittens Friesack. Wir haben neulich an der Hand eines auf der Burg wohnenden Baumeisters die Baulinien der alten Burg festgestellt und dabei zuletzt zwei Friesacker vernommen, Achtzigjährige, die bei der letzten Öffnung der dann 1842 zugeschütteten Krypta zugegen waren. Der Dialog, der sich bei der Gelegenheit zwischen dem alten Grafen, den beiden Achtzigjährigen und mir entspann, war erhaben. Auch das ist ein Stoff. Sollte mich nun gar noch der Graf — wie er mir fest versprochen hat — zur Wiederausgrabung der zugeschütteten, jetzt von einem Garten überdeckten Krypta einladen, und sollten wir bei der Gelegenheit Hasso v. Bredow (Quitzowzeit), dessen Schenkelknochen um Handbreit länger waren als die gewöhnlicher Menschen, wieder auffinden, so wäre das für einen Buddler meines Schlages der reine Zucker. — Aber ich verschieße mein bestes Pulver, und nachher ist es nichts. Die Fettaugen sind dann runter. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Noch eine Nachschrift. Jede Redaktion erschrickt freilich vor Gedichten, aber in einer Art von gutem Gewissen frage ich doch an, ob ich Ihnen nicht vier Balladen auf einen Hümpel schicken darf? Sie heißen:

13*

Nordische Königsnamen.
(Ein humoristisches Einleitungsgedicht zu der ganzen acht oder zehn Nummern umfassenden Gruppe: „Nordische Balladen"),
Olaf Kragebeen (Krähenfuß),
Swend Gabelbart,
Admiral Herluf Trolles Begräbnis.

Das letztere stammt aus dem Roman, der, durch Ihre Güte für die „Rundschau" bestimmt ist*). Sämtliche vier Gedichte sind ohne besondere Gedanken und noch mehr ohne Gefühlstiefe. Nach der Seite des Virtuosen, des Balladesk-Sprachlichen hin aber habe ich nichts Besseres gemacht. Darf ich sie Ihnen schicken? Das Handwerk, der Schneddredin feiern in diesen Sachen einen kleinen Triumph. Und auch das ist nicht verächtlich.

Th. F.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 11. Juni 1889.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Es war ein schwacher, ziemlich hoffnungsloser Versuch, und ich finde nur zu begreiflich, daß er gescheitert. Es muß furchtbar sein, wenn dann die lyrischen Geschwader anrücken, immer unter Berufung auf den voraufgegangenen Kollegen, „mit dem es doch nur mau stand". Und mit wem stünd es in den Augen eines Rivalen anders? Ich muß es als Trost und Abschlagszahlung nehmen, daß Freund Dominik ein andres meiner neuen Gedichte, das den Titel führt: „Herr v. Ribbeck auf Ribbeck im Havelland" (auch so anfängt und schließt), in seiner in 151000 Exemplaren erscheinenden

*) Unwiederbringlich.

Herbstprobenummer in die Welt schleudern will. Es ist ein gutes Gedicht, was Sie vielleicht schon dem Titel abfühlen.

Von den Bredows sollen Sie die wunderschönsten Stücke kriegen. Aber ich kann den Braten nicht anschneiden, wo er sozusagen dem Ochsen noch auf dem Leibe sitzt. Man kann in Bildern nicht bescheidener sein. Verzettle ich mich vorher, so wird das Buch, das doch schließlich die Hauptsache bleibt, schlecht*). Ich will also erst alles fertig machen und dann aussuchen und verteilen. Das dauert aber noch lange. Denn mit Beginn des Oktobers gehe ich zunächst an die Korrektur des für Sie bestimmten Romans. — Übrigens muß ich Ihnen doch noch eine kleine Bredowgeschichte erzählen. Eins der Bredowgüter — dicht bei Görne gelegen, wo Gräfin Adele Bredow-Görne hauste, deren Zusendungen Sie schwerlich entgangen sein werden — heißt Kleeßen, und dies Kleeßen hat einen See, natürlich den Kleeßner See. Der ist nun ein eigentümlich feines Ding. Alle sonstigen Seen des Havellandes sind Sumpf und Moor, und nur der Kleeßner See hat Sand und Kalk (wie der Limfjord), so daß sein Wasser durchsichtig ist und man bis auf den Grund sehen kann. In diesen See senden nun die sumpfigen Nachbargewässer dann und wann etwas von ihrem Fischreichtum: Aale, Schleie, Bleie, sämtlich moorig, weil sie bis dahin unter schmutzigen Moorverhältnissen gelebt haben. Kaum aber in den Kleeßner See getreten, beginnt das Purgatorium, der Reinigungs- und Veredlungsakt all dieser Rowdies und Kommißknüppel, und ehe ein halb Jahr um ist, ist aus dem Mooraal ein Edelaal geworden, der vierfach höher im Preise steht und sein

*) Das Buch blieb ungeschrieben. Mit dem Stoff beschäftigte sich Th. F. noch in der letzten Zeit seines Lebens nach Vollendung der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig." Im Nachlaß finden sich reichliche Vorarbeiten unter dem Titel „Das Ländchen Friesack."

geläutertes Leben, wenn nicht bei Hofe, so doch niedrigstens bei Borchardt oder Dressel*) beschließt. Ich habe in Kleeßen ein Stück von solchem Aal gegessen, an dem nichts Gemeines mehr war, ausgenommen seine kolossale Dicke. Denn das Edle muß auch immer schlank sein.

Ich hoffe, den Roman im Mai künftigen Jahres abliefern zu können, und würde ganz zufrieden sein, wenn am 1. Oktober 1890 der Abdruck seinen Anfang nähme.

Mit der Bitte, diesen kleinen deutschen Aufsatz antwortlos hinnehmen zu wollen — denn ich möchte Sie nicht gern bloß zu meinem Behagen in eine Korrespondenz verwickeln — in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Heinrich Jacobi.

Berlin, d. 21. Juni 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichsten Dank für die „Chronik der Familie Hülsen" und die freundlichen Zeilen, womit Sie die Sendung begleiten. Ich habe gleich hineingekuckt und die Hauptsache wohl heute schon inne. Das Interessanteste scheint mir: „Der Romantiker Hülsen" aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, aus der Fouquézeit**), nächstdem Christian Ludwig, der Vater des gegenwärtigen Pastors, wenn auch nur in seiner ersten Eheschließung mit einer bei der Erstürmung von Oczakow gefangen genommenen jungen Türkin. Schade, daß die Nachkommenschaft derselben in der männlichen Linie schon wieder erloschen ist. Was dann aus der zweiten Ehe folgt, Hülsen mit Hülsen, karrt wieder

*) Vornehme Berliner Restaurants.

**) Vgl. Rudolf Haym, Die romantische Schule, S. 445 ff.

gut und lieb und anständig im herkömmlichen Geleise weiter. Und sicherlich ein Glück so, nicht nur für unserein, der mit seinem Krimstecher auszieht, um nach Apartem zu suchen. Alles in allem aber ist die „Chronik" doch ein Schatz für mich, und ich brauche nur das Alltägliche fallen zu lassen, um schließlich etwas für meine Zwecke höchst Ersprießliches in Händen zu haben. Ich schicke beide Bücher (auch die Steubenerschen Gedichte) sofort nach meiner Rückkehr aus Kissingen zurück, vielleicht auch schon, ehe ich dahin abreise.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Carl Robert Lessing.

Berlin, d. 22. Juni 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Direktor.

Die Ferien rücken heran — von Ihnen gewiß sehnlich erwartet — und was geschäftlich für Herbst und Vorwinter geordnet werden muß, muß heute schon zur Sprache kommen. Es läuft bei mir darauf hinaus, daß ich meinen nun neunzehn Jahre lang innegehabten Parkettplatz No. 23 mit Beginn des neuen Jahres aufgeben möchte.

Blick' ich auf diese neunzehn Jahre mit ihrer langen Reihe von Vorzügen und Annehmlichkeiten zurück, so starrt mich dies Demissionsgesuch fast wie Undank an. Aber es sind lediglich die nun vor der Tür stehenden siebzig Jahre, die mich zu drücken beginnen und mir die Rückzugssehnsucht eingeben.

Wenn sich's nach einer Ihrerseits mit Stephany, sagen wir im Herbst, zu nehmenden Rücksprache vielleicht ermöglichen sollte, mich als einen Scharwerker für gelegentliche

Flick- und Aushilfearbeit bei der Zeitung zu belassen, so würde mir das sehr erwünscht sein. Denn ein Abstrich von achthundert Talern ist doch stark genug, um in meinem Hausbudget einigermaßen schmerzlich empfunden zu werden. Und was die „freie Kunst" abwirft, ist immer unsicher.

Ich soll so bald wie möglich nach Kissingen und bitte, nach meiner Rückkehr im September wegen des letzterwähnten Punktes (Verbleib unter irgendeinem Titel beziehungsweise Vorwand) noch einmal anfragen zu dürfen.

Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin angelegentlichst empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 24. Juni 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Nur ein paar Worte, die bloß eine Meldung, aber keine Störung sind. Ich habe vorgestern an Lessing geschrieben und ihm mitgeteilt, daß ich mit dem Eintritt in mein siebzigstes Lebensjahr meinen neunzehn Jahre lang innegehabten Parkettplatz Nr. 23 gern aufgeben, aber — wenn irgend möglich — in einer fixierten Stellung bei der Zeitung verbleiben möchte. Darauf hat er mir heute sehr gütig und liebenswürdig geantwortet, daß er letzteres auch wünsche und nach Beratung mit Ihnen auch für durchführbar halte. Kommt es nun brieflich oder mündlich zu solcher Beratung, so bitte ich Sie freundlich, ein gutes Wort für mich haben zu wollen. Sehr leicht — wir haben darüber gesprochen — ist die Sache nicht, und sie wird nur leicht und namentlich auch am vorteilhaftesten für die Zeitung und für mich, wenn man über die ganze

Sache lächelt und unter vier Augen ausspricht: „Es ist eigentlich ganz egal, ob er für das Geld was tut oder nicht tut." Greift diese leichte, noble, wohlwollende Anschauung Platz, so werde ich ganz gewiß was tun und in dem erquicklichen, die Brust nicht beengenden Gefühle: „es kommt gar nicht darauf an", gelegentlich auch was Gutes tun. Ich habe nun mal zeitlebens keinen Druck ertragen können, geh aber bis diesen Tag noch immer mit Lust und Freude im Geschirr, wenn man bloß vom Bock her schnalzt und mit der Peitsche die Bremsen fortjagt. Wären nicht — ich habe einen ganz freien Sinn, bin aber freilich nicht „freisinnig" — die verdammten politischen Unterschiede, so wäre ich wundervoll als Leitartikelschreiber zu verwenden, was Sie vielleicht nicht glauben, was aber doch wahr ist. Denn eigentlich interessiert mich nur alles Historische und gibt mir die Kraft und Wärme der Darstellung.

Das Papier geht zu Ende. Von Ihren Fährlichkeiten, und daß es nahe daran war, Sie telegraphisch wieder heimberufen zu sehen, ähnlich wie im vorigen Jahr, davon habe ich gehört und in meiner Seele geschaudert. Denn es gibt keine erholungsbedürftigere Gruppe von Personen als die Chefredakteure. Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Carl Robert Lessing.

Berlin, d. 24. Juni 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Direktor.

Ganz ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen, die mir aufs neue Ihr Wohlwollen für mich in hellstem Lichte gezeigt haben. Ich wünsche herzlich, daß sich was

finden möge; denn von den Gütern, die, nach der Bibel, den Vorzug der Mottensicherheit haben, kann man nicht leben und mit siebzig noch herumsuchen, ist nicht angenehm und — meist erfolglos.

Ich hatte mit „neuem Jahr" nicht 1. Oktober, sondern 1. Januar gemeint, sehe nachträglich aber ein, daß es sich empfehlen wird, den Nachfolger lieber gleich mit der neuen Saison — die diesmal, durch Devrients*) Eintritt, von einer gewissen Bedeutung ist — beginnen zu lassen. Es wird die Kontinuität der kritischen Anschauung dadurch besser gewahrt.

Ende des vorigen Monats war ich im Ländchen Friesack, Hauptquartier Landin, von dem aus ich Fahrten auf alle möglichen Bredowgüter machte, auch meinen alten Gönner Bredow-Görne (der über den Tod seiner „Gräfin Adele" trauerte) wiedersah. Der Landiner ist ein jüngerer Bruder des Oberstleutenants v. Bredow, jetzt Kommandeur der 6. Kürassiere, und die zufällige Anwesenheit auch dieses letztern führte, via Tante Schmeling, zu eingehenden Gesprächen über Meseberg**) (das der Oberstleutenant zu kennen schien) und Dorotheenstraße 15. v. Bredow zeigte sich nicht nur frei und unbefangen, sondern unter Wahrung seines militärisch konservativen Standpunktes, auch als ein aufrichtiger Verehrer von Haus Lessing. Die ganze Begegnung war mir wieder sehr interessant, unter anderem auch ein neuer Beweis dafür, wie bei besseren und feineren Menschen immer Dinge sich geltend machen, die stärker sind als das politische Vorurteil.

Dienstag muß ich Fräulein Burska noch einmal sehen,

---

*) Otto Devrient wurde Direktor des Königlichen Schauspiels.

**) Vgl. Bd. 1 der „Wanderungen". Ruppin. 7. Auflage, S. 305 f. Das Schloß ist jetzt im Besitze der Familie Lessing.

und Donnerstag will ich dann fort, um mein Heil bei Rakoczi zu versuchen. Seit 1867 (Schlachtfeldstudium) habe ich Kissingen nicht wieder gesehen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Kissingen, d. 30. Juni 1889.
Haus Will.

Hochgeehrter Herr.

Natürlich lese ich hier keine Zeitung (höchstens mal die „Frankfurter", die hier das ganze Badenest beherrscht) und kann deshalb von einem besondern Glück sagen, die Zeilen gelesen zu haben, die P. S. über Mauthners „Skrophelkinderprolog" *) geschrieben hat (denn die echte Berliner Göhre ist immer verskrophelt, studiert später auf Stadtunkosten und trägt eine Brille). Ja, Prolog und Balladenbetrachtung. Freilich, freilich, so muß die moderne Ballade sein. Dann wird sie literarisch noch wieder furchtbar aufmucken. Ich persönlich liebe allerdings auch die dustersten Stoffe, das Publikum aber — und zwar mit Recht, denn die alten Balladenstoffe waren auch mal Tagesereignis — verlangt jüngste Geschehnisse, und wir können aus der alten Zeit nur den Ton, aber auch diesen nur moderiert, herübernehmen. Nochmals den Ausdruck meiner

*) In einer im Wallnertheater zum Besten der Ferienkolonien gegebenen Vorstellung wurde ein von Fritz Mauthner verfaßter Prolog gesprochen, den P. S. in der „Vossischen Zeitung" vom 28. Juni rühmte: „Wie Mauthner das Ding angefaßt hat, zeigt sich ein Weg zu einer dichterischen Gattung, von der unsere Poesie nur Vorteil haben kann, ein Weg zur modernen Ballade."

lebhaften Freude. Bitte, wenn sie die Herren sehen, herzliche Grüße an Brahm und Hertz Vater und Sohn. Ihr treu ergebener

Th. Fontane.

An Moritz Lazarus.

Kissingen, d. 3. August 1889.

Teuerster Leibniz.

Werden Sie's uns verzeihen, wenn wir wieder an Schönfeld*) vorüberflitzen? Meine Frau steckt in ehrlichen Besorgnissen deshalb, in Besorgnissen, die vielleicht auch deshalb so stark auftreten, weil sie diesen kleinen Abstecher dringend wünscht. Ich kann aber weder den Wünschen meiner Frau noch meinem eignen Herzenszuge folgen, weil ich den Erlkönigtext in „Ach, Bayreuth hat mir ein Leides getan" variieren darf. Es war nicht bloß eine verfehlte, kostspielige Geschichte (gleich nach der Ouvertüre des „Parsifal" mußte ich das Lokal verlassen), ich hatte mich auch derart in der großen, zugekrampten Apfelkiste, drin ich in einem Erstickungszustande saß, abgeängstigt, daß mein Gesamtbefinden einen häßlichen Knax davon empfing, einen Knax, der noch anhält. Und so will ich machen, daß ich nach Hause komme. Dann und wann merkt man doch, auch als Unstudierter, die „hohen Semester". Wären nicht die sechs heißen Wochen mit Kanalluft und Kindersterblichkeit, ich würde Berlin überhaupt nicht mehr verlassen. Namentlich Kirchen, Schlösser und Galerien sehn oder Aussichtstürme besteigen, wobei man dann, oben, die Aussicht allemal unsicher und nur den Genickrheumatismus sicher hat — das alles gefällt mir nicht mehr und ruft mir (wie noch vieles andere) nur die Frage wach: „Was soll der Un=

*) Gut von Lazarus bei Leipzig.

sinn?" Vielleicht kein übles Lebensmotto; das alte „alles ist eitel" ins Berlinische transponiert.

Daß Sie vor Scherenbergs Werken bewahrt geblieben sind, ist ein Glück. Ich habe mein kleines Buch über ihn mit großer Liebe und aufrichtiger Verehrung geschrieben, aber alles aus der Erinnerung von 1846 bis 1849 heraus, wo die Sachen entstanden und im Tunnel zum Vortrag kamen. Eine innere Stimme sagte mir: „Liest du das alles noch mal durch, so bist du verloren und er erst recht." Als das Buch fertig war, habe ich dann noch mal scheu in seine Dichtungen hineingekuckt. Nicht zu lesen, trotzdem er etwas, ja vielleicht viel von einem großen Dichter hatte und ein geistreicher Mann war. Nur solche verdrehte Schweizerschraube wie Orelli*) konnte das alles schön finden. In grausamer Weise läßt er einen nach drei Seiten hin im Stich. Nichts hat Form (trotz meist sehr guter Komposition). Lyrischer Ton vakat und Geschmack erst recht. Er wiegt hundert Durchschnittspoeten auf und ist doch mehr eine höchst interessante Zeiterscheinung als ein erquicklicher Dichter. Ohne Wohllaut geht es nicht. — Und nun bitte ich herzlich, mich Ihren Damen angelegentlichst empfehlen zu wollen. Auf ein frohes Wiedersehen in Berlin. Ihr treu ergebenster

Th. Fontane.

An Franz Betz.

Kissingen, d. 4. August 1889.

Hochgeehrter Herr.

Für Ihre gütige Verwendung schulde ich Ihnen noch immer meinen Dank. Man hatte mir drei Plätze reserviert,

*) Vgl. Scherenberg. Ges. Werke II, 3 S. 382 ff.

noch dazu ganz vorzügliche, zu deren Ausnutzung — auf den dritten verzichtete ich von vornherein — ich freilich nicht kam. Ich konnte den Aufenthalt in dem geschlossenen und mit Menschen übertürmten Raum nicht ertragen und mußte gleich nach der Parsifal-Ouvertüre das Theater verlassen. Es hätte sonst eine Szene mit Ohnmacht oder Schlimmerem gegeben. Noch jetzt erfüllt mich eine Angst, wenn ich an die zehn Minuten von „Bayreuth" zurückdenke. Das Vergnügen war teuer, insoweit ich um die Hauptsache kam, aber auch das Nebensächliche („Wer zählt die Völker, nennt die Namen" usw.) war so interessant, daß ich nichts bedauere. Ihnen nochmals meinen Dank. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Guido Weiß.

Berlin, d. 14. August 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Der Empfang Ihres Briefes wie der gleichzeitig eintreffenden Zeitung war mir eine große Freude. Haben Sie herzlichen Dank für jedes Wort. Daß es so ist, wie es ist, ist gerade das Beste und mir Wohltuendste. Wenn man so mit Lob eingekocht vor sich steht, wie Aal in Aspik, und es bibbert alles nur so, jeden Augenblick bereit, zu zerfließen, wird mir immer himmelangst, und das Vergnügen ist nicht groß. So viel aber, so literarhistorisch ruhig seinen Platz (und welchen Platz!) angewiesen zu erhalten, das tut unendlich wohl*).

*) Guido Weiß hatte in der „Frankfurter Zeitung" vom 20. Juni 1889 ein Feuilleton: „Musen und Grazien in der Mark" veröffentlicht.

Unendlich wohl tut es überhaupt, ganz abgesehen von der eigenen werten Person — einer Entäußerung, deren ich fähig bin — dergleichen zu lesen. Überall ein Drüberstehen, eine erquickliche Selbständigkeit der Anschauung (die selbst das Parteiprogramm längst siegreich überwunden hat) und als Resultat davon die Gerechtigkeit gegen Freund und Feind, der wirkliche historische Sinn, die Fähigkeit, alle diese Strebungen hüben und drüben zu begreifen. Mit einem Wort: die Reife, die so wenige haben. Wenn ich mir da meine jungen Freunde ansehe, die Brahm, die Schlenther und andere, von denen ich außerordentlich eingenommen bin und zwar nicht bloß redensartlich, sondern wirklich, aber — eines haben sie nicht: die Reife. Wie könnten sie sonst so ibsensch sein. Ich bin auch scharf Ibsenianer, aber Ibsenianer mit siebzig, die andern mit fünfunddreißig und — unverheiratet. Daher das Eingehen auf den Ibsenschen Eheblödsinn.

Ich muß doch noch etwas mehr schreiben, selbst bei der Gewißheit, auf den zweiten Bogen hinüber zu müssen. Aber man ist so selten in der Lage — und ich spreche damit gewiß nur aus, was Sie selbst ein Leben lang schmerzlich empfunden haben werden — man ist so selten in der Lage, mal zu einem Manne, ja, ich muß das Wort wiederholen, „von Reife“, von Erkenntnis, von historischem Sinn sprechen zu dürfen. Unser Lebens- und namentlich unser Gesellschaftsweg ist ja mit Quatschköpfen gepflastert. Die meisten — unglaubliches Resultat unserer höheren Geheimratsbildung — wissen gar nichts, wissen nicht, wo der Tanganjikasee liegt (dafür verzapfen sie ein paar alte Hegelsche Phrasen), wissen zwischen Scheffel und Wolff nicht zu unterscheiden und halten Stinde für einen bedeutenden Schriftsteller, weil ihm der „Fürst“ — zu dessen schwärmerischen Verehrern ich trotz alledem und alledem,

sogar trotz Geffckenprozeß gehöre — einen schmeichelhaften Brief geschrieben hat.

Aber zurück zu Ihrem Essay. Er enthält eine ganze Welt von Weisheit. Nur wer in all diesen Dingen und Fragen (Pardon für die Renommisterei) so zu Hause ist wie ich, kann da folgen und würdigen. Man muß Berlin und Mark und Wedding und Voigtland und die Biers und die Fischers und Kleist und Willibald Alexis und Franz Ziegler und Riendorf*) kennen, um zu wissen, wie treffend das alles ist. Aber wer darf sich dessen rühmen? Ich gehe die größte Wette ein: wir beide sind die einzig Lebenden, die in dieser Welt überhaupt noch zu Hause sind. Was weiß Lindau, für den ich übrigens ein Tendre, eine Schwäche habe, von Willibald Alexis oder Ziegler? Da beide weder lebende Theaterdirektoren noch angesehene Tageskritiker sind, haben sie nicht das geringste Interesse für ihn. Wie vorzüglich ist Ihre Charakteristik von Willibald Alexis! Ziegler kommt vielleicht ein bißchen zu gut weg. In erster Reihe war er doch ein kolossaler Schlauberger (auch echt märkisch). Nur zweierlei möchte ich doch noch sagen dürfen: der märkische Adel, den ich weiß Gott nicht überschätze, aber er ist in seinem Tun und seiner Lebenstüchtigkeit doch hoch interessant**). Auch der sogenannte „gemeine Mann" ist hoch interessant und voll Mut, Charakter und Freisinn (Tyrann für andere), das Bürgervolk erbärmlich und der Bourgeois dreimal erbärmlich. Und zum Schlusse noch eins: Berlin ist eine miserabel langweilige Stadt, und wenn man eben von

---

*) Franz Ziegler, Politiker (hervorragendes Mitglied der Fortschrittspartei in der Konfliktszeit) und Novellist (1803—1876). Mark Anton Riendorf, märkischer Lyriker und Novellist (1826—1878).

**) Vgl. Th. Fs. eingehendes Urteil über den märkischen Adel am Schluß der „Wanderungen". Spreeland. 4. Auflage, S. 453 ff.

Kissingen kommt und unter den Tausenden, die sich dort tummelten, auch die kolossal unbedeutenden Berliner Trivialgestalten gesehen hat, so ist man wahrhaftig nicht in der Laune, Ihnen zu widersprechen. Aber eine in Ihrem Aufsatz vorkommende Stelle, die darauf hinausläuft, daß nach einer zurechtgemachten Annahme „die Hohenzollern das alles und noch viel anderes gemacht hätten", dies ist doch richtig, und Berlin (auch örtlich) im Hinblick auf die Hohenzollern und im Zusammenhange mit ihnen angesehen, ist eine historisch interessante Stadt. Mit andern Worten: das Städtische der Stadt ist eigentlich öd und langweilig. Nur erst die neueste Zeit hat hier gebessert. Aber alles, was die Hohenzollern geschaffen und mit ihrem Tun und ihrem Geiste durchdrungen haben, ist hoch interessant: das Berliner Schloß, alt und neu, das Potsdamer, Sanssouci, das Marmorpalais, das Neue Palais, das Charlottenburger Schloß — welche Welt! Welche Gestalten, welche Erinnerungen! Es hat nur alles noch nicht seinen Geschichtschreiber gefunden. Ich könnte es, aber ich werde siebzig, und nun ist Spiel und Tanz vorbei. Nochmals herzlichen Dank. Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 19. August 1889.
Potsdamer Str. 134c.

Teuerster Chevalier!

Als ich noch in Kissingen war und mit „Hannchen" über Zöllners plauderte, die alle so nett gewesen seien, hatte sich mein Brief an Dich schon sehr nett gestaltet. Nun ist aber eine Art Überfutterung eingetreten, und ich fürchte, daß mein Brief, statt wohlgestaltet aufzutreten, mit einem Puckel hinten und vorn auftreten wird. Nimm

bloß die Menzel-Krigar-Frage, die durch Mitanwesenheit des guten, etwas steifleinenen Grunow vom Gewerbemuseum und unter Mitwirkung des halb wie Simson halb wie Paulus Cassel wirkenden Geheimen Regierungsrats Klix, gefürchteten Andenkens (Gott sei Dank, daß ich keinen Jungen mehr auf der Schulbank habe), keineswegs vereinfacht wurde. Die Menzelei war vergleichsweise von einer hervorragenden Liebenswürdigkeit, und es wäre schändlich, wenn ich hier mäkeln und nörgeln wollte. Fiel doch ein Abglanz von ihm auch auf mich, der ich gewürdigt wurde, halbe Stunden lang und länger mich mit dem kleinen Mann und der großen Berühmtheit auf der Promenade herumzuzieren. Außer Menzels waren von bekannteren Berliner Persönlichkeiten noch da Fräulein X. und ihre Schwester, beide natürlich im Victoriahotel, in dem auch Hofschauspieler Sauer und Frau sich einquartiert hatten. Mit dem guten Sauer nun, den ich früher schlecht behandelt (was mir jetzt leid tut), schlossen wir Freundschaft, noch mehr mit seiner Frau, einer famosen, rassevollen Ungarin, die trotz ihrer achtundvierzig Jahre und zweimal en suite gehabter Blinddarmentzündung noch immer den Teufel im Leibe hatte und unter Schmerzen und Ängsten — denn jeden Augenblick kann die Geschichte wiederkommen — ihrem Übermut die Zügel schießen ließ. Es ist ein Genuß, solchen Menschen zu sehen, dem die Schwärmer und Raketen immer aus den Augen fahren. Ich bin nun mal nicht für „Milchsuppen“, vielleicht, weil ich mir selber schon zu viel auf dem Gebiete frommer Denkungsart leiste. Du kannst Dir denken, daß Fräulein X. ein bevorzugtes Gesprächsthema zwischen Sauers und uns war, und als ich mich mal erkundigte, wie's denn eigentlich mit ihren Liebschaften stünde, sagte er mit dem ganzen Tiefton des lothringischen Ritters: „Ein Schlachten war's, nicht eine Schlacht zu nennen“, und setzte dann wehmütig hinzu:

„Die nicht gerechnet, die der Fluß verschlang." Du kannst Dir denken, wie mich das amüsierte.

Und, da ich nun mal beim Ulk und Anekdotenerzählen bin, noch eine, die mir — schon auf der Hinreise nach Kissingen — ein alter Stuttgarter Professor (aber geborener Preuße) zum besten gab. Die armen Württemberger hatten Anno 1866 bei Tauberbischofsheim enorme Verluste gehabt und zogen sich vor Goebens siegreicher Division zurück. In einem schwäbischen Dorfe stellten sie die Gewehre zusammen, und der Dorfpfarrer trat an den Unteroffizier heran und sagte: „Nu, Leut', was werd't ihr nu mache?" — „„Nu, wir retiriere jetzt auf die Baiern."" — „Gut, gut; und wenn ihr die Baiern nu habt?" — „Dann retiriere wir zusammen." Es ist unmöglich, den 1866er Mainfeldzug in einer kürzeren Form zu geben.

Von Kissingen aus war ich auf drei Tage in Bayreuth, um „Parsifal" und „Tristan und Isolde" zu hören. Sonnabend nachmittag kam ich an und fiel aus einem Hotel und Kaffeehaus in das andere, was sehr interessant war. So international, daß die Promenade von Kissingen bloß wie Zoologischer Garten daneben wirkte. Sonntag „Parsifal," Anfang 4 Uhr. Zwischen 3 und 4 natürlich Wolkenbruch; für zwei Mark, trotzdem ich ganz nahe wohnte, hinausgefahren. Mit aufgekrempten Hosen hinein. Alles naß, klamm, kalt. Geruch von aufgehängter Wäsche. Fünfzehnhundert Menschen drin; jeder Platz besetzt. Mir wird so sonderbar. Alle Türen geschlossen. In diesem Augenblicke wird es stockduster. Nur noch durch die Gardinen fällt ein schwacher Lichtschimmer, genau wie in „Macbeth", wenn König Duncan ermordet wird. Und nun geht ein Tubablasen los, als wären es die Posaunen des letzten Gerichts. Mir wird immer sonderbarer, und als die Ouvertüre zu Ende geht, fühle ich deutlich: „noch drei

Minuten, und du fällst ohnmächtig oder tot vom Sitz". Also wieder raus. Ich war der letzte gewesen, der sich an vierzig Personen vorbei bis auf seinen Platz, natürlich neben der „Strippe", durchgedrängt hatte, und das war jetzt kaum zehn Minuten. Und nun wieder ebenso zurück. Ich war halb ohnmächtig; aber ich tat so, als ob ich's ganz wäre, denn die Sache genierte mich aufs äußerste. Gott sei Dank wurde mir auf mein Pochen die Tür geöffnet, und als ich draußen war, erfüllte mich Preis und Dank. Nur das Dankgefühl des Türhüters konnte mit dem meinigen vielleicht rivalisieren. Denn er kriegte nun mein Billett, das er sofort für fünfzehn Mark oder auch noch teurer (denn es wurden ganz unsinnige Preise bezahlt) an draußen Wartende verkaufen konnte. Mein „Tristan"-Billett schickte ich am andern Morgen zurück und vermachte den Betrag einer „frommen Stiftung". Ich hätte diese lächerliche Großmuts- oder Anstandskomödie nicht aufgeführt, wenn ich nicht ein drittes von mir bestelltes Billett gleich beim Einkauf am Tage vorher zurückgegeben hätte, worauf der Kassenbeamte sehr liebenswürdig einging. Diese Szene nun zu wiederholen, war mir doch gegen die Ehre. Ich hebe dies eigens hervor, damit ich nicht alberner erscheine als nötig. Die ganze Geschichte — außerdem eine Strapaze — hatte gerade hundert Mark gekostet, und doch bedaure ich nichts. Bayreuth inmitten seiner Wagnersaison und seines Wagnerkultus gesehen zu haben, ist mir so viel wert.

Hier muß ich nun aber stopp sagen, trotzdem noch viel vorliegt. Zum Beispiel eine Reise nach Mecklenburg, von der ich erst seit zwei Tagen zurück bin. Ich war einen Tag bei meiner guten alten Rohr in Dobbertin und einen Tag bei meiner auch von mir geschätzten Frau v. Below *)

*) Sie war eine Verwandte von Frau Emilie Fontane.

in Ludwigslust. Die Rohr ist neunundsiebzig, die Below sechsundsiebzig. Es heißt da also: „Was Du tun willst, tue bald.“ Ludwigslust hat sich in vierzig Jahren sehr verändert, worauf mir Ludwigslust antworten wird: „Du dich auch.“ Und ich habe auch nichts dagegen.

Auf baldiges Wiedersehen. Wie immer Dein alter

Noel.

An Heinrich v. Friedberg.

Berlin, d. 3. September 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Euer Exzellenz wollte ich erst nach Lesung des Aufsatzes meinen gehorsamsten Dank aussprechen. Ich kannte die Geschichte (Hiltl hat sie in einem seiner besten Romane behandelt) und doch auch wieder nicht. Jetzt erst sehe ich in allem klar, und während mir bis dahin die Schuld des v. Clement keineswegs ganz fest stand, sehe ich jetzt, daß er sicherlich ein Betrüger, ein politischer beziehungsweise diplomatischer Hochstapler war*). Wäre ich fünfzig, statt beinahe siebzig, so würde es mich locken, einen Aufsatz zu schreiben:

*) Clement, ein ungarischer Abenteurer und Schwindler, kam 1718 nach Berlin. Durch Fälschung von Briefen und Urkunden, worin er ein Meister war, verstand er es, die Höfe auseinander zu hetzen und in den gegenseitigen Verhältnissen Preußens, Österreichs, Sachsens und Rußlands die größte Verwirrung zu stiften. 1719 ward er von Holland nach Berlin gelockt. Der Prozeß wurde ihm gemacht, und im April 1720 wurde er mit einigen Genossen in Berlin hingerichtet. Der Hiltlsche Roman, in dem dieser Stoff verwertet ist, heißt „Eine Kabinettsintrige“. Er erschien in Berlin 1871. — Über Dr. E. Streber, Widmann, Julius Faucher und die Brüder Bruno und Edgar Bauer vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig“, Ges. Werke II, 3 S. 6 und 370 ff. sowie Bd. 2 S. 263 ff. Minister v. Friedberg gehörte in jungen Jahren selbst dem „Tunnel“ an und erwies sich später als Gönner Scherenbergs. (Bd. 3, S. 336 ff.)

„Politisches Hochstaplertum in Preußen", einen Aufsatz, der, glaub' ich, zeitgemäß sein würde. Denn auch jetzt wieder treibt dies Hochstaplertum sein Wesen. Ich würde mich aber mehr historisch dabei verhalten und der Welt zu zeigen suchen, von welchen unglaublichen Existenzen die Politik zeitweilig gemacht oder doch wenigstens stark beeinflußt worden ist, selbst bei uns und nun gar erst an den kleinen Höfen. Ich nenne alle diejenigen Personen „Hochstapler", die ohne amtlichen Beruf zur Politikmacherei dennoch Politikmacherei betreiben, aber nicht einer Idee, sondern nur ihrer Person und ihrem äußerlichsten Vorteil zuliebe. Es ist erquicklich, daß solche Figuren unter Friedrich Wilhelm III. gar nicht und unter Kaiser Wilhelm I. nur selten und immer nur unter halbamtlicher Deckung auftauchen konnten. Unter Friedrich Wilhelm II. und IV. standen sie in Blüte. Natürlich untereinander dem Grade nach sehr verschieden. Streber (Estrebér) tunnelischen Andenkens, Dr. Widmann, Julius Faucher, die Bauers — namentlich Edgar Bauer — der Kreuzzeitungs-Wagener (für den ich übrigens persönlich ein Tendre hatte) und namentlich etliche Wagenersche Kreaturen — waren alle Hochstapler. Sie schlugen den Esel (ihre sogenannte Idee) und meinten den Sack, den Geldsack. Ich glaube, ein lohnendes Thema. In herzlichstem Dank, Euer Exzellenz gehorsamster

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 10. September 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Schon seit meiner ersten Reise bei den Bredowschen Vettern schwebt eine Einladung zum 14. September. Ich

wußte im voraus, daß gerade an diesem Tage „'was los sein würde", neues Stück oder neuer Mensch. Nun läßt sich zwar das erstere nicht von „Romeo und Julia" und das zweite nicht von Matkowsky sagen, dennoch will die Neubesetzung besprochen sein. Darf ich anfragen, ob Sie die Vertretung gütigst übernehmen können und wollen? Sonst muß Schubert oder Hanstein*) (wenn er vossisch noch lebt) aus der Versenkung aufsteigen. Denn an der Bredowerei hängt das bißchen Zukunft, das ich noch habe. Mit dieser großen Arbeit will ich abschließen. Mit besten Wünschen für Ihr Wohl, Ihr treu ergebenster

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 18. September 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Heute früh hatten wir einen Brief aus Dobbertin von dem guten Fräulein v. Bülow**), die uns den am 16. September erfolgten Tod unsrer lieben alten Rohr meldete. Daß ich sie vor vier Wochen noch mal besucht habe, ist mir nun eine Freude. Sie hatte das Pulver nicht erfunden, war aber ein rechter Beweis dafür, daß es darauf auch gar nicht ankommt. Ich war von ihrem guten Herzen, ihrem bon sens und ihrem Mut, wenn's galt, Farbe zu bekennen, überaus eingenommen, und das kleine Häuflein der Guten ist nun um eine Prachtnummer ärmer. Ich glaube, daß

*) Schubert starb in Stuttgart als Redakteur von „Über Land und Meer". Adalbert v. Hanstein war kurze Zeit als Lokalredakteur bei der „Vossischen Zeitung" tätig.

**) Fräulein Jeanette v. Bülow, Konventualin zu Dobbertin (inzwischen verstorben).

Sie meine Gefühle für dies Musterstück einer märkischen alten adligen Dame (zu deren Vollkommenheit auch ganz bestimmte Schwächen gehören) in allem geteilt haben.

In vozüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 19. September 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ergebensten Dank für Bücher und Briefe. Wenn ich nicht Kontreordre erhalte, möchte ich auf dem Titelblatt*) das Wort „Gesammelte", das einen kolossal prosaischen Beigeschmack hat, streichen. Halten Sie's aber für wünschenswert, daß es bleibt, so bin ich ohne weiteres damit einverstanden. Das Alter hat viel Häßliches und Dummes, aber das eine Kluge hat es, daß es einsieht: nichts ist von besonderer Wichtigkeit, und man kann es so machen oder auch so.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 30. September 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen, die ich jetzt erst lese (zwei Uhr), wo meine Frau in einer Droschke erster Klasse nach der Druckerei fliegt und doch natürlich

*) Der dritten Auflage der Gedichte.

zu spät kommt. Ich konnte es nicht eher bezwingen, trotzdem ich, mit Ausnahme der letzten dreißig Zeilen, gleich gestern alles geschrieben und heute bloß korrigiert habe. Aber eben dies Korrigieren ist ein Hundevergnügen, und zumal, wenn sich's um ein so heißes Eisen handelt, wie „Gespenster", Ibsen usw.*). Ihnen gegenüber kann ich mich in der Ibsenfrage ganz kurz fassen. Seine Wirkung ist groß und berechtigt. Er hat neue Typen und neue Aufgaben geschaffen. Es fängt wirklich ein neues Leben mit ihm an, und das Alte wirkt abgestanden, langweilig. Aber indem ich dies kolossale Lob ehrlich ausspreche, muß ich doch zugleich hinzusetzen: alles, was da von Lebensanschauungen und Doktrinen mit drunterläuft, ist der reine Unsinn, so daß ein alter Kerl wie ich bloß drüber lachen kann. Neulich war Rittershaus bei mir, der das Pulver nicht erfunden hat. Aber eines war doch sehr gut. Er sagte: „Sehen Sie, dieser Ibsen. Man kann nicht drei Seiten lesen, ohne zu merken, daß er Apotheker war." Wie mir dabei zu Mute wurde, können Sie sich denken; im Hause des Gehenkten spricht man nicht vom Strick. Aber trotz dieses Angstgefühls, trotzdem ich mir die Frage vorlegen mußte: „Wie steht es denn mit dir? merkt man es auch?", trotz alledem fand ich es vorzüglich. Überall der kleine, kluge, verrückte Apotheker, der sich, weltabgeschieden, in eine furchtbare Frage einbohrt. Man muß unverheiratet sein, wie unsere jungen Freunde, um auf diesen Zopf von Ehe, freier Liebe, Selbstbestimmung, Verantwortlichkeit usw. anzubeißen. Alles verrückt und manches auch noch *sehr* unangenehm, wie z. B. in „Rosmersholm", was, glaub ich,

*) Gemeint ist die Kritik über die Aufführung der „Gespenster" auf der Freien Bühne am 29. September 1889. Vgl. „Kritische Causerien", Gesammelte Werke II, 8 S. 185.

der kleine Brahm ganz besonders schön findet. Ich in meiner Eigenschaft als zwischen zwei Stühlen Sitzer bin schlimm dran. Keinem kann ich's recht machen. Ihr

Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 2. Oktober 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Verzeihung, daß ich Ihnen und dem Papa erst heute für die liebenswürdige Sendung und die begleitenden Zeilen danke. Richard Voß hielt mich in Banden, und ich mußte Wisby fallen und Botildis und Brigitta sterben sehn*). Ich habe mich auch mit Waldemar Attertag beschäftigt Wenn diese Dinge nicht den Schneddredin haben, den ihnen sonderbarerweise der jüdische Heinrich Heine am besten zu geben wußte, so sind sie Blech, und die berühmte Frage: „Was soll der Unsinn?" wird wach. Nochmals besten Dank. Unter allseitigen Empfehlungen Ihr aufrichtig ergebenster Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 10. Oktober 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Natürlich schreibe ich über meinen alten Liedtcke, für den ich, wie Sie, ein großes Tendre habe, aber freilich mehr für den Menschen als für den Künstler. Nur wenn seine Persönlichkeit paßte, war er unwiderstehlich. Sollte das, was ich in sehr warmer, weil überzeugter und herzlicher Weise schreiben werde, nach der Seite künstlerischer

*) Vgl. „Kritische Causerien", Ges. Werke II, Bd. 8 S. 298.

Anerkennung hin nicht genügen, so schreibt vielleicht O. F. Gensichen noch einen Liedtckeartikel. Ich glaube, daß dieser alte Theatersuitier das am besten kann.

Und nun Gerhart Hauptmann, der neue Räuberhauptmann, neben dem Ibsen bloß ein Kadett ist. Ja, ich bin auch sehr von ihm eingenommen, werde mich aber sehr manierlich ausdrücken und allen Radau vermeiden, was ich auch kann, ja muß, weil ich durchaus nicht so stehe, daß ich wünschen könnte, die nächste Generation mit lauter Gerhart Hauptmannschen Schnapstragödien oder dem Ähnlichen beglückt zu sehn. Es steckt nur in all diesen neuen Stücken was drin, was die alten nicht haben, und was sie verhältnismäßig dürftig und oft tot erscheinen läßt. Der Realismus wird ganz falsch aufgefaßt, wenn man von ihm annimmt, er sei mit der Häßlichkeit ein für allemal vermählt. Er wird erst ganz echt sein, wenn er sich umgekehrt mit der Schönheit vermählt und das nebenherlaufende Häßliche, das nun mal zum Leben gehört, verklärt hat. Wie und wodurch? Das ist seine Sache, zu finden. Der beste Weg ist der des Humors. Übrigens haben wir in Shakespeare längst die Vollendung des Realismus. Er wird nur in seiner Größe nicht ausschließlich daraufhin angesehn.

Und nun möcht' ich mir noch ein Wort erlauben. In sieben Wochen, wenn ich zurücktrete, heißt es: „Après moi le déluge." Mit mir ließ sich über diesen Punkt doch noch reden. Sind Sie nun, was ich voll zu würdigen weiß, totaliter gegen die neue Richtung, die immer mehr aufkommt, und wissen Sie sich in dieser Abneigung mit Lessing einig, so würde ich doch sehn, irgendeinen famosen Kerl von der Gegenpartei zu fassen, irgendeinen Optimisten oder Idealisten, und in die Hände dieses Mannes würde ich dann die Schauspielhauskritik legen. Ich bin überzeugt,

daß sich unter den Privatdozenten in Jena, Halle, Tübingen, vielleicht auch hier in Berlin solche Leute finden lassen. Und gelänge es Ihnen, und hätten Sie das Glück, einen Mann ausfindig zu machen — die Geldfrage kann bei der Wichtigkeit der Sache gar keine Rolle spielen — in dem sich Wissen, Mut, Darstellungskraft und Überzeugungstreue vereinigt finden, so könnte die Wirkung eines solchen Mannes, der dann mit Flammenzungen predigen müßte, eine geradezu sensationelle sein. Bleibt dieser Mann aber aus, so würde ich die Geschichte ruhig laufen lassen und warten, bis der Sturm sich bricht. In Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 12. Oktober 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Schönsten Dank für die Zusendung von .. ja, ich weiß nicht, wie man es nennt, Prospekt ist nicht richtig. Vielleicht Zirkular. Ein Zufall machte dabei einen beinahe wehmütigen Eindruck auf mich: über meinen Gedichten steht das „Glück“ nur als Wort*), aber man denkt doch momentan an die Möglichkeit der Erfüllung, und dieses flüchtige Gefühl, diese Hoffnung mit dem hippokratischen Gesicht ist eben das Wehmütige. Aber es geht nicht tief; ich bin darüber weg.

Einer, der noch nicht darüber weg ist, ist unser Paul. Er erfreute mich neulich durch einen kurzen Besuch, liebenswürdig, fein und formgewandt wie immer, aber doch ein

*) In dem Zirkular wurde mit den Gedichten Th. Fs. zugleich der Roman „Glück“ von O. v. Redwitz empfohlen, und zwar steht typographisch dieser Titel über den „Gedichten“.

wenig gereizt, nicht gerade gegen mich persönlich — dazu kennt er zu gut meine Gesinnungen und Gefühle von alter Zeit her — aber doch gereizt, weil die Welt zu neuen Göttern oder Götzen schwört. Ich denke mir, er müßte das leichter nehmen. Seinen Ruf und Ruhm hat er weg. In der bekannten „guten Assiette" sitzt er auch. Er hat eine schöne Frau und schöne Töchter. Die Großherzöge laden ihn in die Hofloge, und wenn er will, kann er sich seinen Adelsorden einknöpfen — ja, mein Liebchen, was willst du noch mehr?

Morgen über acht Tage haben wir Gerhart Hauptmanns Stück, und wenn Heyse dann noch hier ist, so stürzt er wie Clärchen auf die Straße und ruft die guten Bürger zusammen, um Egmont, der hingerichtet werden soll, zu retten. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 22. Oktober 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Gestern abend, nachdem ich die zweite Hälfte meiner Kritik*) abgeliefert hatte, habe ich mir noch den Genuß gemacht, in einer Zeitungsbude die sämtlichen Abendzeitungen zu kaufen, um mich dann daheim in die Meinungen der Kollegenschaft zu vertiefen. Es war mir sehr genußreich. Mir steckt von dem „alten Berliner" (aus den dreißiger Jahren her) gerade noch genug im Geblüt, um mich über gute Witze, selbst wenn ich sie verwerfen muß, zu amüsieren,

*) Über die erste Aufführung von Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" vgl. „Kritische Causerien", Ges. Werke II, Bd. 8 S. 300 ff

und so habe ich mich über Lindau und Landau und über den Unbekannten im „Kleinen Journal“ herzlich amüsiert; ja, selbst über Frenzel, der, wenn er wütend ist, mitunter auch einen sehr guten schneidigen Witz hat. Aber — und das ist der Grund, warum ich schreibe — alle diese Kritiken, die, mit Ausnahme der Frenzelschen, gar keine Kritiken sind, sind so gewiß auf dem Holzwege, wie ich hier sitze und eine Feder mit breitem Spalt in der Hand halte. Das alles sind Schimpfereien und Ulkereien, als Ulke zum Teil sehr gut, aber auf das Eigentlichste hin angesehn oberflächlich und böswillig, entweder ohne jedes wahre Kunstverständnis geschrieben oder unter Zurückdrängung aller besseren Einsicht. Es ist lächerlich, diesen jungen Kerl so mit der landläufigen Phrase, daß er auch ein bißchen Talent habe, abspeisen zu wollen. Das ist gar nichts. „Ein bißchen Talent“ hat jeder. Das kann man von jedem dritten Menschen sagen. Hauptmann hat ein sehr großes, ein seltenes Talent. Vor allem aber, und das muß ich immer wieder betonen — und darf es betonen, weil ich von den Dingen, die hier in Frage kommen, wirklich mehr verstehe als die andern — vor allem spricht sich in seinem Stück ein stupendes Maß von Kunst aus, von Urteil und Einsicht in alles, was zur Technik und zum Aufbau eines Dramas gehört. Möglich, daß er die blinde Henne war, die das Korn zufällig fand und aufpickte, möglich, aber nicht wahrscheinlich. Bezwingen Sie nach Möglichkeit Ihre persönliche Abneigung gegen die Richtung (Gefühle respektiere ich durchaus), aber lassen Sie mich als „alten Knopp“ die festeste Überzeugung aussprechen, daß hinter einem Manne, der so was schreiben kann, mehr steckt als hinter der andern Blase, die alle bloß nach der „Tantième“ schielen. Ihr Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 9. November 1889.
Potsdamer Str. 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ihnen habe ich dafür zu danken, daß mir die Freude dieser neuen Auflage noch zuteil wurde. Denn mit dem früher so trostvollen „nach meinem Tode" sieht es in der Welt immer windiger aus. Dadurch ist auch Gustav Freytag in meinen Augen entschuldigt. Nun ist es da und hat gewirkt und wirkt noch*) Hätte er angeordnet: „fünfzig oder auch nur dreißig Jahre nach meinem Tode", so würde es mit Beschlag belegt oder gestohlen oder verbrannt worden sein oder erscheint schließlich wirklich, aber zu einer Zeit, wo die Sozialdemokratie entweder eben ihre Siegesdepeschen ausgibt oder Fürst Dolgorucki als Vizekönig Cour im Weißen Saal abnimmt. Es ist sehr selten, daß nach fünfzig Jahren erscheinende Schriften noch ein großes Interesse wecken. Jeder Tag hat andere Götter. Also nochmals besten Dank. Alles, was ich geschrieben, auch die „Wanderungen" mit einbegriffen, wird sich nicht weit ins nächste Jahrhundert hineinretten; aber von den „Gedichten" wird manches bleiben und darunter auch einzelnes, das erst diese neue Auflage enthält. Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 10. November 1889.
Potsdamer Str. 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte, die mir um so wohler getan haben, als ich in der Furcht war,

*) „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter." Leipzig, Hirzel, 1889.

vielleicht einige Hacheln mit runterschlucken zu müssen. Denn natürlich ist es ganz so, wie Sie's sagen: das Publikum merkt es nicht*). Und wenn es das Publikum nicht merkt, warum denn überhaupt der Lärm? Ich habe nur die eine Antwort darauf, und in der Tat war das es, was mich reden ließ — trotzdem Schweigen immer besser ist — daß mein Ärger über einen gewissen deutschen und speziell berlinischen Chauvinismus von Tag zu Tage größer wird. Wenn man die Stimmung in unsrer Oberschicht belauscht, wenn man in unsere Zeitungen hineinkuckt, die den Leuten nach dem Munde reden, so sollte man glauben, Berlin spaziere an der Tête der Civilisation. Es ist aber sehr weit ab davon. Jeder Berliner Bäcker bildet sich ein, Berliner Backware sei was ganz Besonderes, während sie, wenn man nicht als Fremder im Hotel de Rome wohnt, erbärmlich ist. Dies wiederholt sich auf jedem Gebiet. Nur Kunst und Literatur sind zugestandenermaßen (fast mit Stolz und Freundlichkeit zugestanden) am schlechtesten hier. So wie aber das Handwerk anfängt, prätendiert dies Nest, aus dem immer noch Friedrich Wilhelm I. rauskuckt, ersten Ranges zu sein.

Die rührenden Worte der Kaiserin Friedrich werden, glaub ich, die Wirkung haben, den Streit beizulegen. Es ist danach nicht mehr viel zu sagen. Hat es Freytag in diesem Punkte versehn, so tut er mir leid**). In vorzüglicher Ergebenheit.

Th. Fontane.

*) Th. F. hatte über den schlechten Druck der eben erschienenen Ausgabe der Gedichte Klage geführt.

**) Das Abendblatt der „Vossischen Zeitung" vom 9. November 1889 brachte anscheinend authentische Äußerungen der Kaiserin Friedrich über die Freytagsche Schrift, in denen sie entgegen dem Verfasser die Selbständigkeit und Entschlußfreiheit ihres Gatten rühmte und betonte, daß er sie stets mit dem ihm eigenen hochfliegenden Geist zu seinen Idealen emporgehoben habe.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 11. November 1889.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für Ihren lieben, wundervollen Brief, der so niederdrückend und so erhebend wirkt. Denn ich kann nicht zugeben, daß ein Einblick in die Misere, das sich Überzeugen von der Unzulänglichkeit und günstigstenfalls von der Mittelmäßigkeit der Menschen eine gut organisierte Natur auf die Dauer unglücklich mache. Ganz im Gegenteil. Je besser man seine Pappenheimer kennen lernt; je mehr man sieht, wie dumm alles liegt, oft sogar innerhalb des Metiers, sicher aber, wenn es über das Metier hinausgeht; je mehr man sich mit dieser Erkenntnis durchdringt, je heiterer wird man. Aller Ärger fällt fort, und man resigniert sich dahin: „nach Lage der Sache geht es einem eigentlich noch sehr gut“. Denn das natürliche Resultat aller dieser Schofelinskischaften müßte Verzweiflung oder Vereinsamung oder unausgesetzte Fehde sein. Und doch lebt man und hat glückliche Stunden mit allerlei Freuden und Auszeichnungen, die man weder nach der Beschaffenheit der Menschen noch auch nach der kritischen Stellung, die man diesen gegenüber einnimmt, für möglich halten sollte. Jeder nimmt die Beispiele aus dem, was ihm zunächst liegt, ich also aus der literarischen Welt. Und ich darf Ihnen versichern, wenn ich aus einer Gesellschaft nach Hause komme und überschlage, was ich da eben gehört habe, so erscheinen mir die kleinen Erfolge meines literarischen Lebens noch geradezu als ein Wunder. Ich habe, ein paar über den Neid erhabene Kollegen abgerechnet, in meinem langen Leben nicht fünfzig, vielleicht nicht fünfzehn Personen kennen gelernt, denen gegenüber

ich das Gefühl gehabt hätte, ihnen dichterisch und literarisch wirklich etwas gewesen zu sein. Im Kreise meiner Freunde hier (oder gar Verwandten) ist nicht einer; jeder hält sich die Dinge grundsätzlich und ängstlich vom Leibe. Und vergegenwärtige ich mir das alles, so habe ich allerdings Ursach über den Verkauf von lumpigen tausend Exemplaren erstaunt zu sein; denn hundert ist eigentlich auch schon zu viel. Und mehr als hundert werden auch wirklich aus dem Herzen heraus nicht gekauft. Das andere ist Zufall, Reklame, Schwindel. Aber daß der Zufall einem über das eigentlich Richtige hinaus so wohl will, das ist doch sozusagen etwas Schönes, wofür man sich in Heiterkeit bei eben diesem Zufall bedanken muß. Also noch einmal: das Lebensresultat, so schlecht es ist, ist immer noch besser, als es eigentlich sein dürfte. Manchen mag diese Betrachtung quälen. Mich quält sie nicht; vielmehr freue ich mich, daß nach einem unerforschlichen Ratschluß schließlich noch so viel Gnade für Recht ergeht. Zudem (und dies ist so wichtig und eigentlich ausschlaggebend) fehlt in all dem Dümmlichen jeder animus injuriandi. Kann ich einer Dame böse sein, die von der Familie Douglas höchstens den Grafen Douglas (in der Nähe von Halle) kennt, der vorigen Winter die lange Kaiserrede hielt? — Ich habe selbstsüchtigerweise bis hierher bloß von literarischen Dingen, das heißt also versteckt bloß von mir selber gesprochen. Aber wie's literarisch liegt, so liegt es überall; zum Teil noch schlimmer, weil der Sinn für das Poetische doch vielfach angeboren in den Seelen der Menschen lebt, während der Sinn für die bildenden Künste bei nicht allzu vielen und der für die Architektur bei nur ganz vereinzelten zu finden ist. Welchen entsetzlichen Quatsch müssen die Baumeister mit anhören. Und die Musiker! Wenn man ihnen von der musikalischen

Volksseele erzählt, so kriegen sie das Lachen und wahrscheinlich mit Recht. Ein riesiges Quantum von Unausreichendheit auf jedem Gebiet erfüllt die Welt, eine Tatsache, die jeder zugibt (sich selbst mit eingeschlossen), der wir aber alle noch lange nicht genug Rechnung tragen. Wir „rechnen" immer noch mit der Menschheit. Beifall, Zustimmung, Ehren bedeuten uns immer noch was, als wäre damit etwas getan. Das ist aber falsch und unklug. Wir müssen vielmehr unsere Seele mit dem Glauben an die Richtigkeit dieser Dinge ganz erfüllen und unser Glück einzig und allein in der Arbeit, in dem uns Betätigen unser selbst finden. In herzlicher Ergebenheit unter tausend Grüßen und Empfehlungen Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 18. November 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Die Kritik ist fort, und ich kann mich nun dem Privaten zuwenden.

Also:

1. So es Ihnen und den andern Herren paßt: Sonntag, den 5. Januar 1890, sechs Uhr.

2. Frau und Tochter wollen nicht. Das klingt sonderbar und eigentlich schon unartig, aber ich kann nichts dagegen sagen, weil ich ihnen in meinem Herzen zustimmen muß. Es ist zunächst eine Geldfrage. Sich auch nur leidlich dazu zurechtzumachen, kostet eine ganz hübsche Summe. Natürlich bringt man solche Summe auf, wenn man das Gefühl hat: es muß sein. Aber muß es sein? Dreimal nein. Sie, der Sie viel mehr von solchen Ge-

schichten erlebt haben, wissen ja, wie's hergeht. Alles widerwillig oder spöttisch; im günstigsten Falle Stoff zu Witz und Ulk. Als X. gefeiert wurde, mußte Lindau den Toast auf Frau X. ausbringen. Es ist noch noch heute ein guter Gesprächsstoff für Lindau, und man muß herzlich lachen, wenn er seine Verzweiflung dieser alten lyrischen Quidipse gegenüber schildert. Und keinem werden die Brezeln apart gebacken; es ist bei jedem dasselbe. Und dazu das Gefühl totalen Fremdseins, unter Menschen, die man nie sah und nie wieder sehen wird. Und nun gar die vom selben Geschlecht, die Weiber. Muß ich Ihnen die Weiber schildern? Von zehn sind neun von einer mustergültigen Grausamkeit, glatt wie Katzen und ebenso falsch. Ich bin in der heitersten Stimmung und von allen menschenfeindlichen Betrachtungen so weit ab wie möglich; aber es *ist* so. Dazu ängstigen sie sich um mich (d. h. *meine* Weiber, nicht die andern) und sind in einer Todesangst, daß ich mich blamieren könnte. Jede Frau wird *diese* Angst nie los; es muß wohl an uns liegen. Und so bitte ich Sie denn herzlich, daß von diesem „höchsten Schmuck des Festes" Abstand genommen wird.

Und nun drittens.

Ach, ich bin in einer grenzenlosen Verlegenheit; denn ich soll ja nun sagen: wer wohl aufzufordern ist. Ja, ich weiß keinen. Ich kenne keinen, von dem ich mich nicht überzeugt hielte, daß er bei ergehender Aufforderung zur Beteiligung in Verlegenheit oder in Ärger oder in Spott geriete. Solcher Einladung wie bei dem Pietschfest bei Uhl *) folgt jeder gern, und wenn er aus irgendeinem Grunde

*) Im Restaurant von Conrad Uhl Unter den Linden war kurz zuvor das fünfundzwanzigjährige Jubiläum von Ludwig Pietsch als Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung" gefeiert worden. Die Eigentümer des Blattes waren Gastgeber.

ablehnen muß, so geniert es ihn nicht. In solcher Anfrage oder Aufforderung liegt aber ein stiller moralischer Zwang. Das ist das eine. Was aber noch schlimmer, wer sieht einen denn für voll an? Wer erklärt einen ehrlich, aufrichtig und gern für festberechtigt? Siebzig Jahre kann jeder werden, wenn er einen leidlichen Magen hat. Also, was soll der Unsinn? Der Kerl ist schon so eingebildet, und eigentlich ist es doch ein Jammer mit ihm; er hat nicht mal studiert.

Und so bitte ich denn herzlich: lassen Sie aus Presse und Klub*) teilnehmen, wer will, und damit basta. Ich erscheine mit angenähten Orden (wenn das richtig ist, sonst lieber nicht), nehme meinen Ehrenplatz, werde angetoastet, stammle eine Antwort, und damit ist das Festliche erledigt. Dann trinken wir Wein und Kaffee, was das Angenehmste von der Sache ist. Also alles in allem: eine Klubsitzung, wie sie neulich war, wo Heyse gefeiert werden sollte, aber nicht kam. Nichts Besonderes, nichts Höheres. Jedenfalls kann ich weder weiblich noch männlich ein Kontingent stellen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 20. November 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Was ich Ihnen in einem langen Schreibebriefe am Montag geschrieben, wird Sie vielleicht überrascht haben, wenn es Ihnen nicht gar als der Ausdruck der Gereiztheit oder Verstimmtheit gegen einzelne gute Freunde erschienen ist. Aber nichts von dem allen. Ich erwarte keine Liebe.

*) Th. F. meint die „Literarische Gesellschaft“, deren Vorsitzender Friedrich Spielhagen war.

Ich will einsam begraben sein. Ich will auch keine Kränze haben und verzichte auf den ganzen Klimbim. Ich will nur, solange ich atme, einfach sagen dürfen, wie ich die Dinge ansehe. Man lebt sich selbst, man stirbt sich selbst. Man ist den Menschen gar nichts (ihnen höchstens im Wege), und wenn sich drei Ausnahmen finden, so steht es auch mit diesen mau genug. Wir hatten ein altes Dienstmädchen, altes originelles Berliner Gewächs, das sechzehn Jahre in unserm Hause war und all die Kinder hat wachsen und — gehen sehn. Die wird trauern, wenn ich selber gehe. Das andere ist alles nichts. Und nun gar bei dem Vorspiel, das „Siebzigster Geburtstag" heißt. Haben Sie schon erlebt, wenn man nicht zufällig ein humaner rationalistischer Konsistorialrat ist, wo dann die alten Konfirmandinnen kommen, daß jemand dabei „mit Liebe" behandelt oder auch nur angekuckt worden ist? Ich nicht. Ich will es auch nicht ändern. Es amüsiert mich bloß, daß es so ist, wie es ist. Ich will nur nicht ein feierliches Gesicht schneiden, aus dem man den Schluß ziehen könnte, ich glaubte an all dergleichen. Ich glaube nicht dran. Und deshalb widersteht es mir, irgendwen bei dieser Gelegenheit zu inkommodieren. Die Freiwilligen bin ich artig genug zu respektieren, aber auch nur einen noch durch zufällige Namensnennung heranzukratzen, dazu kann ich mich nicht entschließen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Bruckmann.

Berlin, d. 3. Dezember 1889.
Potsdamer Str. 134.c.

Hochgeehrter Herr.

Ihre Güte beschämt mich; aber es geht nicht. In der langen Zeit, daß wir Briefe wechseln, hat sich die

Situation ein paar Mal verändert. Ich entsinne mich, daß ich Ihnen von meinem Engagiertsein in Romanen und Novellen schrieb und, wenn ich nicht irre, hinzusetzte: es könnten auch mal wieder andere Zeiten kommen. Diese andern Zeiten sind jetzt da. Ich ziehe mich aus der Fiktionswelt zurück, nehme auch wirklich preußisch-märkische Arbeiten wieder auf, kann aber doch das, was Sie wünschen, nicht schreiben. Ich würde vor Langerweile dabei umkommen. Alles schon hundertmal von andern Erzählte noch einmal zu erzählen, wenn auch ein bißchen abgerundeter, widersteht mir aufs äußerste. Wenn ich in diesem Augenblick ein Konvolut fände: „Briefe des Generals Müller vom Regiment Forcade an seinen Vater, den Schuhmacher Müller in Brieg, von 1756 bis 1763", so würde mich das in Entzücken versetzen; aber den Siebenjährigen Krieg persönlich noch mal zu beschreiben, ist tödlich. Und andere Abschnitte unserer Geschichte sind noch viel tödlicher. Es geht mir auf andern Gebieten meiner Tätigkeit ebenso. Muß ich ins Theater, um über die „Freie Bühne" zu berichten, so schreibe ich spaltenlang mit dem größten Vergnügen, weil mich alles interessiert. Soll ich ein altmodisches Durchschnittsstück sehn, so kann ich hinterher kaum zehn Zeilen schreiben. Ich bedarf der innern Lust und Freudigkeit. Ist die nicht da, so geht es nicht. Früher konnte ich mich wenigstens zwingen, aber das kann ich nicht mehr.

Und nun soll ich Vorschläge machen, Personen aus der Historikersphäre nennen. Ich glaube, daß es Hunderte gibt, die's sehr gern übernähmen, aber durch Angst abgehalten werden. Jeder historische Privatdozent oder kleine Professor mit sechs Kindern und zwölfhundert Talern (oder weniger) würde zugreifen, wenn er sich vor der Kollegenschaft nicht fürchtete. Standesehre! Bei den Gymnasialoberlehrern steht es etwas besser. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 4. Dezember 1889.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Nummer 23 rechts war ein guter Platz*), aber wenn Sie für links sind, so muß er für die „Vossin" eingehn und verfällt vielleicht dem blau annoncierten „Lokalanzeiger". Den Platz auch fernerhin für mich persönlich zu erbitten, geht nicht, denn es ist nicht wahrscheinlich, daß ich mir noch oft die drei Sorten Vorhänge ansehe, zu deren Verständnis der jedesmalige Theaterzettel den Kommentar liefert. Ich bin nicht ungern ins Theater gegangen, und wenn ich mal da war, habe ich mich immer amüsiert, auch wenn es scheußlich war. Fällt aber der Zwang fort, so werde ich von nun an wohl lieber zu Hause bleiben und meine Kenntnis am andern Morgen aus P. S.'s. Bericht nehmen. Ich bin bereits so weit, daß ich am liebsten meine zwei Daumen drehe oder zusehe, wenn meine Frau Strümpfe stopft. Alles Strampeln abgetan. Wenn Sie siebzig werden, werden Sie sich dieser salomonischen Weisheit vielleicht lächelnd erinnern. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Roquette.

Berlin, d. 9. Dezember 1889.
Potsdamer Str. 134c

Mein lieber Ottowald.

Die Elloramutter, die mehr und mehr den Großmuttercharakter annimmt, schuldet Dir noch immer ihren Dank

*) Th. Fs. Stammsitz im Parkett des Königlichen Schauspielhauses dicht unter der Intendantenloge. — Blaue Reklamen an den Häusergiebeln empfahlen damals in ganz Berlin die Zeitung Scherls.

für Deine freundlichen Zeilen zu ihrem Geburtstage. Total vergrippt, wie sie ist — Petersburg mit 150 000 Grippekranken hat schon stark nach hier detachiert — bittet sie mich, statt ihrer Dir diesen Dank auszusprechen, und ich meinerseits versäume nicht, Dir die vor kurzem erschienene neue Auflage meiner Gedichte beizuschließen. Ungefähr ein Drittel ist neu, und wenn Du einen Blick hinein tust, interessieren Dich vielleicht die Gedichte auf Kaiser Friedrich, auf Menzel und die Schlußballade „Herr von Ribbeck" usw. Mehr aufzuzählen, wäre unziemlich; die Annahme von drei, vier Treffern ist schon ein Äußerstes.

Auch mir geht es nicht gut. Ich bin sehr herunter und erschrecke vor meinem siebzigsten Geburtstag, wo ich gefeiert werden soll. Ich tauge nicht dazu. Die Qual ist größer als das Pläsier. Daß Du so munter und schaffensfreudig bleibst, neide ich Dir; ich bin müde. An Fräulein Toni Gruß und Empfehlung von uns allen. Wie immer Dein alter

Noel.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 11. Dezember 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Das beständige Bitten fängt an mich zu genieren, und so werden Sie mir gütigst verzeihen, wenn ich meinem heutigen Gesuch um „fünf gebundene" den ungefähren Betrag beischließe. Ich habe nun schon wenigstens fünfundvierzig Exemplare weggegeben, und wiewohl es mit der Sache ganz so steht, wie ich in meinem vorigen Briefe schrieb, so steht mir doch andrerseits ebenso fest, daß die Überreichung jedes einzelnen Exemplars eine durch die Verhältnisse gebotene Notwendigkeit war. Am 8. ein

Exemplar an Menzel (Geburtstag), am 9. an Tante Lise, am 10. an Heyse, am 12., morgen, eins an Zöllner. Auch Geburtstag. So läppert sich's weiter. Heyse hat vielleicht schon ein Exemplar aus Ihrer Hand erhalten. Es kam mir aber doch sonderbar und fremdtuerisch vor, mich nicht auch meinerseits einzustellen. Gestern habe ich ihm nun geschrieben. Es war nicht leicht, weil er, aller seiner Wohlwollendheit unerachtet, in mir einen Abtrünnigen sieht, einen Freischärler innerhalb jener Rotte Korah, die ihm seit Jahr und Tag vielleicht das Leben, jedenfalls aber die Laune verdirbt. Und doch kann ich's nicht ändern. „Vor Sonnenaufgang" mit dem Hopslabär und Kahl-Wilhelm, der in Strümpfen über den Zaun klettert, interessiert mich mehr als „Prinzessin Sascha". Heyse kann und will sich nicht darin finden, daß sich in fünfzig Jahren der Geschmack ändert, wobei es ganz gleichgültig ist, ob der Wechsel nach der guten oder schlechten Seite hin liegt. Scribe zog sich in seine Villa zurück und schrieb kein Stück mehr, als er sah, daß Augier der Mann der Situation geworden war. Er reflektierte nicht darüber und ließ die Tatsache einfach als solche gelten. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 15. Dezember 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Im Theater sah ich Sie heute leider nicht. Sonst hätte ich anfragen können, ob ich für die liebenswürdige Kritik in der heutigen „Vossin" Ihnen zu Dank verpflichtet bin*). Ist dem so, so lassen Sie mich's brieflich hiermit

*) Über die dritte Auflage der Gedichte Th. Fs.

ausſprechen. Eine Stelle deutet auf Pietſch oder irgend=einen andern ‚vieux'. Denn wer ſonſt noch hat die erſte Auflage von 1851 geſehn? Im Sommer 1850 erhielt ich (ſonderbar genug) ein Honorar für jene erſte Auflage und beſtritt davon meinen Hochzeitsanzug und vielleicht auch die Brautkutſche. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Karl Emil Franzos.

Berlin, d. 17. Dezember 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ehlermann hat mir heute früh einige Exemplare des Dezemberheftes*) geſchickt, und wenn ich Maximilian Harden für einen ſo famoſen Artikel zu danken habe, ſo doch nicht weniger Ihnen, der Sie den Artikel veranlaßt und zu ſeiner Abfaſſung den rechten Mann gefunden haben. Das Lob des Gelobten bedeutet in der Regel nicht viel. Ich darf aber ſagen, daß meine künſtleriſche Freude meiner Eitelkeits=freude mindeſtens die Wage hielt. Ein merkwürdiges Talent, ſolche Dinge ſo glücklich anzufaſſen. Man kann faſt ſagen: er ſchreibt ſo, wie er ausſieht: knapp, klug, nervös.

Nochmals beſten Dank. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 18. Dezember 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Wenn es möglich iſt, bin ich an „Schickſalswege" noch unſchuldiger. Übrigens fand ich die Kritik ganz aus=

*) Der von Franzos herausgegebenen Zeitſchrift „Deutſche Dichtung".

reichend. Ich fürchte, ich habe oft viel schwächere geschrieben. Einer von L. P. zufällig erhaltenen Karte nach wäre Stephany selbst der Verfasser. Doch glaube ich fest, daß sich Pietsch das bloß ausgedacht hat.

Heute traf ich Fulda unterwegs. Es war mir rührend, ihn gegen die kritischen Spötter eifern und voll Schwärmerei für Svavas Keuschheitsforderung*) plädieren zu hören. Ich bin eigentlich ganz seiner Meinung, nehme es aber nicht so ernsthaft, weil es doch nichts hilft. Die männliche Schweinigelei hat noch eine lange Zukunft.

Wenn ich am 31. Dezember nicht „revierkrank" bin, gehe ich, weil ich mit nichts Besserem abschließen kann, in „Turandot". Erstlich liebe ich es. Außerdem war es eins der ersten Stücke, die ich vor sechsundfünfzig Jahren, als ich 1833 nach Berlin kam, im Königstädtschen Theater sah. Kalaf Herr Schwanfelder, außerdem eine Frau Laddey, wahrscheinlich auch Beckmann und Genée, Vater des jetzigen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Stephan Waetzoldt.

Berlin, d. 21. Dezember 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Direktor.

Ergebensten Dank für die Karte, die mir eine große Freude war. So was aus dem Moment heraus Geborenes erquickt mich immer am meisten. Meine besten Grüße, bei Gelegenheit auch all den andern Herren, besonders dem

*) In Björnsons auf der „Freien Bühne" am 15. Dezember aufgeführtem Schauspiel „Ein Handschuh". Vgl. „Kritische Causerien" Ges. Werke II, 8 S. 212 f.

aus Finland, weil ich annehme, daß er der erste seines Landes ist, dem ich als Poet vorgestellt wurde.

Hochachtungsvollst in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 22. Dezember 1889.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Pietsch.

Ich hänge nur noch in den Gräten und bin immer nur vormittags außer Bett, um ein paar Briefe zu schreiben. Der 30. Dezember und dann hinterher das Abendfest am 4. Januar — das alles steht wie ein Berg vor mir. Sie sind der Glückliche, den das nicht anficht, und dem jede Gesellschaft nur Kräfte zu einer neuen gibt. So liegt es nun leider mit mir nicht. Ich bin der ewig mit Hilfskonstruktionen arbeitende.

So werden am 25. Dezember früh meine herzlichsten Glückwünsche*) da sein, aber am 25. Dezember abends wohne ich schon wieder in „Posen". Pardon für diesen Witz aus der Eckensteher- und Angely-Zeit. Meine Frau empfiehlt sich Ihnen bestens. In aufrichtiger Ergebenheit wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 12. Januar 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Die großen Wasser fangen an, sich zu verlaufen. Stephan ist durch den Ertrag von zweihundert Briefmarken

*) Zum fünfundsechzigsten Geburtstage L. Ps.

bereichert, und anderes fordert wieder sein Recht. Unter diesen andern Rechtsforderungen sind leider immer noch Exemplare meiner „Gedichte", die, so viele schon in die Welt gezogen, immer noch Nachschub fordern, weil immer noch unbesetzte Stationen existieren. Und so möchte ich denn noch mal (aber nun auch wohl zum letzten Mal) um zehn gebundene Exemplare bitten. Einige Personen sind immer noch leer ausgegangen, so z. B. der große Rittershaus in Barmen. Dagegen hat das Ausland: England, Holland, Belgien, Italien viel verschlungen, was immer neunzig Pfennige kostete, siebzig das Paket und zwanzig der Brief. Ich bin glücklich, daß ich's leisten kann, was ich nicht zu jeder Zeit meines Lebens sagen konnte. — Das Fest war sehr hübsch, aber ein Glück, daß es vorbei. Sich still einspinnen, ist mein Metier und meine Lust. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Adolf Kröner.

Berlin, d. 16. Januar 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Kommerzienrat.

Messen Sie meinen Dank nicht an meiner Versäumnis, die glücklicherweise bei Lichte besehn keine war noch ist. „Denn dieser letzten Tage Qual war groß."

Ich habe Ihnen, hochgeehrter Herr, für so vieles zu danken, nicht nur für eine Gratulationskarte, sondern auch für die Haltung der Gartenlaube während dieser meiner „großen Zeit", in der ich, nach fünfzigjähriger fast pennsylvanischer Absperrung vom Welt- und Literaturgetriebe, plötzlich meiner Nation als Theodorus victor gezeigt worden bin. Eine merkwürdige Rolle für mich. In schlimmer Lage bin ich auch R. v. Gottschall gegenüber, der sich

so freundlich mit mir beschäftigt hat, und dem ich immer noch eine Besprechung seiner „Töchter Rübezahls" schulde. Daß ich selber als alter Rübezahl durchs schlesische Gebirge geschritten und Erzähler einer dort spielenden Mordgeschichte*) geworden bin, wird er kaum als Gegendienst gelten lassen.

Mich Ihren ferneren wohlwollenden Gesinnungen empfehlend, hochgeehrter Herr Kommerzienrat, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Albert Ebell.

Berlin, d. 20. Januar 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Lieber alter Freund
aus den Tagen von Brinck und Krause.

Die Grüße von den ältesten Jahrgängen her haben mir natürlich am wohlsten getan. Und so hast Du denn nur zwei Rivalen: den Kürschnermeister Michaelis und Adolf Stegemann. Alles andere ist aus viel späterer Zeit**). Sei herzlich für Deinen Gruß bedankt.

Auf dem Felde von Vionville, in Nähe der Büsche von Trouville, sah ich einen Ebell-Grabstein. Liegt da Dein Sohn? Ich habe meinen Ältesten auch verloren, aber nicht im Kriege, den er heil mit durchmachte, sondern hier in nächster Nähe von Berlin.

---

*) Anspielung auf den Roman „Quitt". Gottschall hatte in der „Gartenlaube", die damals von Kröner verlegt wurde, den Jubiläumsartikel über Th. F. geschrieben.

**) Ebell, Sproß einer alten Neu-Ruppiner Patrizierfamilie, war ein Spielkamerad Th. Fs. vor der Übersiedlung nach Swinemünde im Juli 1827.

Letzten Sommer und Herbst habe ich mich viel mit Alexander Gentz beschäftigt. Ich möchte Dir das Geschriebene, so Du's erlaubst, gern zur Begutachtung schicken, da ich nicht gern Anstoß in Ruppin geben möchte. Dein alter

Th. Fontane.

An Maximilian Ludwig.

Berlin, d. 21. Januar 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Ludwig.

Seien Sie und Ihre hochverehrte Frau herzlichst bedankt für die lieben Worte, die Sie mir zum 30. Dezember zugerufen haben.

Es ist so was drin, woran man den Ernst und die Wahrheit merkt, auf die es allein ankommt, und in dieser Zeit des Scheins und der Phrase mehr denn je.

Die Festtage waren sehr schön und haben mir wohlgetan. Trotzdem bedurfte es nicht meiner Skepsis, um ein gut Teil davon nicht recht zu glauben. Für viele war es Ulk, Radau, Mumpitz, und einige fochten mit, deren Devise war: „Wir wollen doch mal sehen, was man dem Berliner alles einreden kann."

Aber schließen Sie hieraus nicht, daß mich dies stark sich einmischende Element verdrießt. Im Gegenteil, es gehört mit dazu. Das ganze Leben verläuft so.

In aufrichtiger herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Heinrich Jacobi.

Berlin, d. 23. Januar 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Prediger.

Die Glückwünsche aus dem lieben Pfarrhause in Kriele haben mich ganz besonders erfreut, und Sie dürfen meine Freude nicht nach der anscheinenden Säumigkeit beurteilen, mit der mein Dank zu Ihren Händen kommt.

Daß bei dem allen auch Egoismus mitspielt (dieser süße Begleiter durch all unser Tun hin), versteht sich von selbst. Alle havelländischen Pfarrhäuser und nun gar, wenn sie dem Ländchen Friesack zugehören oder angrenzen, sind mir doppelt lieb und wert und wichtig geworden, seit ich an den Plan einer Bredowgeschichte herangetreten bin. Denn wenn alle Stränge reißen, würde ich den Versuch machen, der Geschichte von der Pfarrhausseite her und mit Hülfe des Pfarrhauses beizukommen, und Ihre Hülfe würde mir dabei unschätzbar sein. Wie man sich in Italien als deutscher pittore früher von Kloster zu Kloster durchfraß, so würde ich an Ihrer Hand im Havellande vielleicht von Pfarrhaus zu Pfarrhaus wandern können und schließlich mit Beharrlichkeit und Mühe meinen Bredowstoff zusammenkratzen. Daß mir das auf die eine oder andere Weise noch vergönnt sein werde, wünsche ich aufrichtig. Denn ich halte den Bredowstoff nach wie vor für einen ganz besonders glücklichen, glücklich namentlich für mich, da ich nirgends auf das G r o ß e aus bin (d a s findet doch seinen Darsteller), sondern auf das Mittlere, selbst auf das Kleine, das ich, idyllisch und humoristisch angeflogen, am liebsten behandle. Leider — ich sage ganz aufrichtig leider — ist die ganze Geschichte in Schwanken und Unsicherheit geraten, da man mich nach meinem Jubelfeste

selber zu einer kleinen Größe raufgepufft hat und nun auch von mir etwas wissen will. Mit andern Worten, ich soll durchaus eine Autobiographie schreiben, und mir sind darauf hin pekuniär sehr günstige Anerbietungen gemacht worden, namentlich von meiner „Vossischen Zeitung", die sich ohnehin sehr generös gegen mich benommen und mich wie einen alten Beamten regelrecht und auskömmlich pensioniert hat. Aber können Sie sich denken (ein Fall, der in der Literaturgeschichte vielleicht noch gar nicht da gewesen ist), daß ich lieber über die Bredows als über mich selber schreibe, trotzdem mein Leben, in seinem bunten Wechselgange, auch ein sehr guter Stoff ist?

Vorläufig bin ich noch ganz in Schwanken und Unsicherheit. Es ist mir aber wahrscheinlich, daß ich aller äußerlich klugen Berechnung zum Trotz mich für die Bredowkapitel entscheiden werde. Denn abgesehen von der Bedeutung der Familie, neben der ein kleines Einzeldasein wie das meinige verschwindet, möchte ich auch — wie ich das schon mal in einem Briefe, ich weiß nicht mehr, ob an den Landiner oder Friesacker Bredow, ausgeführt habe — der Welt und der Geschichtsschreibung zeigen, wie man solchen Stoff überhaupt zu behandeln hat, gründlich und doch nicht langweilig. Das klingt etwas anmaßlich, aber ich glaube, daß ich dies zu sagen berechtigt bin.

Von meinem „Jubelfeste" schreibe ich Ihnen nicht. Die konservativen Blätter, die mich als einen „Abtrünnigen" (es ist aber nicht so schlimm damit) einigermaßen auf dem Strich haben, haben nur sehr wenig davon gebracht; aber gelegentlich kommt auch wohl ein anderes Blatt Ihnen zu Händen, und die haben es an weitschichtiger Schilderung, der ich kaum etwas hinzuzufügen hätte, nicht fehlen lassen. Man hat mich kolossal gefeiert und — auch wieder gar nicht. Das moderne Berlin hat einen Götzen aus mir ge-

macht, aber das alte Preußen, das ich durch mehr als vierzig Jahre hin in Kriegsbüchern, Biographien, Land- und Leuteschilderungen und volkstümlichen Gedichten verherrlicht habe, dies „alte Preußen“ hat sich kaum gerührt und alles (wie in so vielen Stücken) den Juden überlassen. Minister v. Goßler, mein alter Gönner*), riß die Sache zwar persönlich heraus, aber „ich sah doch viele, die nicht da waren“. Nun, „es muß auch so gehen“, sagte der alte York bei Laon, als die Russen nicht anrücken wollten. Empfehlen Sie mich allen lieben Insassen Ihres Pfarrhauses; nach Landin hin schreibe ich noch. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Detlev v. Liliencron.

Berlin, d. 23. Januar 1890.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr Baron.

Mein Dank für Ihre liebenswürdigen Worte kommt etwas spät; aber es waren arbeitsvolle Wochen, und noch immer ist der Briefberg nicht abgetragen. Diese Sachlage wird mich entschuldigen. Ich höre, daß Sie an Übersiedelung nach München denken. Ist dem so, so gratuliere ich dazu von ganzem Herzen. Ich glaube, das ist ganz Ihr Platz. Ich gehe noch weiter: es ist die einzige Stadt in Deutschland, wo Künstler leben können. Der eigentliche Grundstock der Bevölkerung ist zwar so geistig tot und verbiert wie nur möglich, aber der Kunstzuzug

*) Gustav v. Goßler (1838—1902), ein Schwestersohn der Frau v. Merckel, war in deren Hause schon als Student und Referendar mit Th. F. bekannt geworden. Daran erinnerte er selbst in seinem Trinkspruch am 4. Januar 1889.

aus aller Herren Länder ist so groß, daß eine Nebenbevölkerung existiert, und in dieser lebt sich's freier und frischer als irgendwo. So denn Glück auf! In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hermann Scherenberg.

Berlin, 24. Januar 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen herzlichsten, in der Unruhe dieser Tage leider verspäteten Dank für Ihren liebenswürdigen Brief, der alte liebe Zeiten wieder heraufbeschwor, besonders die Swinemünder Tage, die, soviel ich nachher auch noch gesehn und erlebt habe, doch die eindrucksvollsten und in gewissem Sinne auch die schönsten geblieben sind. Mit der Bitte, mir Ihre freundlichen Gesinnungen auch für die Zukunft bewahren zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Herrn und Frau Guttmann.

Berlin, d. 25. Januar 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.
Gnädigste Frau.

Seien Sie herzlichst bedankt für so viel Liebenswürdigkeit. Ihr freundliches Gedenken an eine Reisebekanntschaft, die zu sein ich das Glück hatte, hat mich hoch erfreut. Das Blatt aus der Villa Zirio kommt in mein Album, das zugleich ein kleines Herbarium ist und Erinnerungsblätter aus Inverneß, Helsingör und Ham ent-

hält. Macbeth, Hamlet, Napoleon III, welche sonderbare Genossenschaft für Kaiser Friedrich!

Wenn wir uns wiedersähen, so würden Sie an meiner Bekehrung Ihre Freude haben. Ich bin freilich auch jetzt noch der Ansicht, daß eine rein nationale Entwicklung (wie sie sich in manchen Teilen Skandinaviens findet) das Schönere wäre. Andererseits aber habe ich mich nicht bloß von der Unmöglichkeit der Durchführung dieser Idee überzeugt, sondern auch unserm von mir aufrichtig geliebten Adel gegenüber einsehen müssen, daß uns alle Freiheit und feinere Kultur, wenigstens hier in Berlin, vorwiegend durch die reiche Judenschaft vermittelt wird. Es ist eine Tatsache, der man sich schließlich unterwerfen muß und als Kunst- und Literaturmensch (weil man sonst gar nicht existieren könnte) mit Freudigkeit.

Nochmals herzlichen Dank. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Graf Philipp zu Eulenburg.

Berlin, d. 30. Januar 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Graf.

In Unkenntnis darüber, ob ein Gesandter ein für allemal eine Exzellenz ist oder nicht, halte ich es doch für geraten, bei der alten Anrede zu bleiben, die den Vorzug hat, im wesentlichen das Richtige zu treffen, auch wenn ihr das Vollmaß fehlt. Was Ihnen die Geburt gegeben, ist Gott sei Dank ein Etwas, das auf weiteres Ornament verzichten kann.

Ich hätte längst von mir hören lassen sollen, schon als mein „Fünf Schlösser"-Buch mit dem Liebenbergkapitel erschien, und auch jetzt wieder, wo die „Gedichte" schon

monatelang da sind, ist die heutige respektvolle Überreichung derselben ein verspäteter Akt. Aber man kommt ja aus den Verstößen und Irrtümern nicht heraus, und das Alter macht es nur schlimmer.

Zu meinen glücklichsten „Wanderungs"-Tagen in Mark Brandenburg gehören die in Liebenberg verbrachten, und in dankbarer Erinnerung daran empfehle ich mich Ihnen und Frau Gemahlin, wie der Gräfin, Ihrer Frau Mutter, desgleichen den Schwiegereltern, gleichviel ob sie zurzeit auf deutschem oder schwedischem Boden weilen mögen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 5. Februar 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank. „Da weiß man doch, warum man wacht" und bei Ihnen, warum man liest. Man hat sein morceau de résistance und erfährt hunderterlei, während der moderne Brief immer mehr den Telegrammstil annimmt und einen nur erfahren läßt: kann nicht kommen oder Ähnliches.

Von meinem Feste habe ich mich nun allmählich erholt, bin aber noch nicht zum Arbeiten gekommen, wonach ich mich nachgerade sehne, wie nach Linsensuppe, wenn Dinertage hinter mir liegen.

Ich habe seit mehr als sechs Wochen nichts geschrieben als eine längere Kritik über Tolstois „Macht der Finsternis" *), von der mir Stephany dann mehr als zwei Drittel

*) Vgl. „Kritische Causerien" Ges. Werke II, 8 S. 207 f.

strich, während die Druckerei sich mühte, durch Doppeldruck einiger Zeilen dies Defizit ein klein wenig wieder zu balancieren, dafür und dadurch aber einen vollkommenen Unsinn herstellte. Früher hätte das acht Tage lang an meinem Leben gezehrt, jetzt ist es mir beinah gleichgültig. Loben kann ich solch Verfahren aber freilich nicht. Soll meine Auffassung nicht gelten, so muß man einen andern mit der Berichterstattung dieser Dinge betrauen. Solange man mich aber darin beläßt, muß man mein „Ja" und „Nein" auch respektieren, um so mehr, als man weiß, daß ich nur durch rein künstlerische Motive in meinem Urteil bestimmt werde.

Sie schreiben an einer andern Stelle von einer G.-Tragödie. Wo viel Geld ist, geht immer ein Gespenst um. Je älter ich werde, je tiefer empfinde ich, soll heißen je schärfer beobachte ich den Fluch des Goldes. Es scheint doch fast wie göttlicher Wille, daß sich der Mensch sein täglich Brot verdienen soll, der Minister natürlich anders als der Tagelöhner, aber immer Arbeit mit bescheidenem Lohn. Ererbte Millionen sind nur Unglücksquellen, und selbst die reichen Philanthropen sind elend, weil das Studium der Niedertracht und Undankbarkeit der Menschen ihnen ihr Tun verleidet. Darf ich bitten, mich Frau Gemahlin empfehlen zu wollen. Gruß auch an die Kinder. In herzlicher Ergebenheit Ihr Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Donnerstag früh (d. 20. Februar 1890.)
(Vor der Schlacht.)

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ich komme schon wieder mit einem Wunsch. Darf ich von Ihrer Güte ein Exemplar — wenn's sein kann, ge-

bunden — der „Wahl- und Wappensprüche"*) erbitten? Ich will sie meinem Freunde Heyden, der morgen früh nach Berchtesgaden abdampft, mit auf die Reise geben. Er ist ein ganz besonders würdiger Leser, auf diesem Gebiet ein seltener Vogel. Und nun breche ich auf, um nach vielen, vielen Jahren zum ersten Male wieder einen Stimmzettel in die Urne zu tun; welchen? Ich habe es in meiner Verlegenheit durch Knöpfeabzählen festgestellt. Nur der, der nichts weiß, weiß es ganz bestimmt. Viele Empfehlungen an den Papa. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Theodor Wolff.

Berlin, d. 28. April 1890.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ja, das ist eine kitzliche Sache — so ganz genau weiß ich es selber nicht. Schuld an diesem Nichtwissen ist, daß ich meine Geschichten oft jahrelang lagern lasse, was mit den Zwischenschüben, die nun eintreten, allein schon ausreicht, Unsicherheiten zu schaffen. Sind nun aber die auf Lager gelegten Geschichten auch nicht einmal ganz fertig, so wird eine völlige Konfusion geboren, und Ostern und Pfingsten fallen nicht bloß auf einen Tag, sondern Pfingsten rangiert auch wohl mal vor. Ich glaube, daß es so hergegangen ist. Schon Anfang der achtziger Jahre habe ich die ersten Kapitel von „Irrungen, Wirrungen" geschrieben, aber nur bis zu der Stelle, wo Botho zum Abendbesuch kommt und getanzt

---

*) „Wahl- und Wappensprüche." Ein Beitrag zur Spruchpoesie (Berlin, W. Hertz, 1880), als deren ungenannter Herausgeber Th. F. viele Jahre galt. — Bei der Stimmabgabe handelt es sich um die Wahl zum deutschen Reichstag.

wird, während der alte Dörr das Kaffeebrett schlägt. Dann kamen jahrelang ganz andere Arbeiten, und etwa 1885 schrieb ich „Stine" bis zu dem Hauptkapitel, wo der alte Graf und die Pittelkow in dem „Untätchen"-Gespräch aufeinanderplatzen.

Dann wieder ganz andere Arbeiten, bis ich, etwa Ausgangs 1886, „Irrungen, Wirrungen" fertig schrieb und dann — mit abermaligem starkem Zwischenschub — etwa 1888 „Stine" fertig machte.

Diese vielen Pausen und Zwischenschiebereien sind schuld, daß sich manches wiederholt. Am deutlichsten tritt dies bei den Ulkereien mit den Namensgebungen hervor. Sarastro, Papageno, Königin der Nacht, das war, glaub', ich, ein ganz guter Einfall, den wir auf 1885 oder vielleicht etwas früher festsetzen können. Als ich nun Ausgangs 1886, also nach mehr als anderthalb Jahren, wieder „Irrungen, Wirrungen" aufnahm und fertig machte, hatte ich meinen Sarastro usw. ganz vergessen und machte nun den Witz noch mal, indem ich der ganzen Demimondegesellschaft die Namen aus Schillers „Jungfrau" gab. Hätte ich den Sarastro noch im Gedächtnis gehabt, so hätte ich das vermieden. Und so ist es mit vielen andern Einzelheiten. Es ließ sich aber nicht mehr herausschaffen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 29. April 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Von Bismarck reden wir erst wieder, wenn er selbst geredet haben wird, und von Pietsch ist nichts weiter zu

sagen, als daß er der alte ist, trotzdem man ihm einen Kronenorden vierter Klasse ins Knopfloch gehängt hat. Ich habe mich drüber geärgert und dabei wieder so recht das Dürftige dieser Quincaillerie empfunden. Es ist nicht nötig, daß ein Schriftsteller oder Journalist einen Orden kriegt. Wenn der Betreffende aber ein so großes Genie ist, so vielen Menschen im Laufe von dreißig Jahren Freude, Genuß, Belehrung verschafft hat, so muß man ihn durch was Besseres auszuzeichnen wissen. Es ist charakteristisch für die Stellung, die die Literatur bei uns einimmt. Und dabei ist der „Staat" noch nicht der schlimmste. Das Volk denkt noch geringer darüber. Ein Schriftsteller ist ein Schmierarius, ein käuflicher Lügenbold, eine verächtliche oder eine lächerliche Figur. Nun, es schadet nicht viel; man fällt davon nicht tot um.

Das literarische Leben des Winters gruppierte sich um die „Freie Bühne," sowohl um das Theater wie um das Blatt dieses Namens. Ich verfolge all diese Erscheinungen mit dem größten Interesse und finde, die Jugend hat recht. Das Überlieferte ist vollkommen schal und abgestanden. Unter herzlichen Grüßen und Empfehlungen an Sie und Frau Gemahlin wie immer Ihr aufrichtig ergebenster

Th. Fontane.

An Otto Arendt.

Berlin, d. 5. Mai 1890.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr Doktor.

Ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Wenn ich noch dazu komme, Dinge zu schreiben, die nach der Seite des märkisch Betrachtenden hin liegen (im Gegensatz zu dem ewig bloß Beschreibenden), so erlaube ich mir,

es Ihnen zu senden. Es wird aber nicht viel werden. Man wird immer spacker, und die Lust an derlei Dingen und an vielem andern erlischt. Zudem ist mir unser Adel, so sehr ich ihn menschlich und novellistisch liebe, politisch doch zu sehr gegen den Strich. Sie (die märkischen Adligen) haben sich das berühmte über die Jesuiten gesagte Wort zu eigen gemacht, aber sie werden nicht so lange dabei bestehn. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Theodor Wolff.

Berlin, d. 24. Mai 1890.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Heute abend erst bringt mir mein Sohn Ihre schon vor vier Tagen erschienene, überaus freundliche Besprechung meiner „Stine" *). Ich eile nun, Ihnen zu danken. Es ist gewiß alles so, wie Sie sagen. Es ist so hinsichtlich der Mischung von Romantischem und Realistischem, und es ist so hinsichtlich der Parallele zwischen Lene und Stine. Lene ist berlinischer, gesünder, sympathischer und schließlich auch die besser gezeichnete Figur. Auf die Frage Lene oder Stine hin angesehn, kann „Stine" nicht bestehen. Darüber habe ich mir selber keine Illusionen gemacht. Das Beiwerk aber — mir die Hauptsache — hat in „Stine" vielleicht noch mehr Kolorit. Mir sind die Pittelkow und der alte Graf die Hauptpersonen, und ihre Porträtierung war mir wichtiger als die Geschichte. Das soll gewiß nicht sein, und der eigentliche Fabulist muß der Erzählung als solcher gerechter werden. Aber das steckt nun mal nicht

*) Berliner Tageblatt vom 20. Mai.

in mir. In meinen ganzen Schreibereien suche ich mich mit den sogenannten Hauptsachen immer schnell abzufinden, um bei den Nebensachen liebevoll, vielleicht zu liebevoll verweilen zu können. Große Geschichten interessieren mich in der Geschichte; sonst ist mir das Kleinste das Liebste. Daraus entstehen Vorzüge, aber auch erhebliche Mängel, und diese so nachsichtig berührt zu haben, dafür Ihnen nochmals schönsten Dank. Frohe Pfingsten.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Emilie Zöllner.

Brotbaude,
Krummhübel 18. August 1890.
(Im Riesengebirge.)

Hochverehrte teuerste Freundin.

Auch von mir die herzlichsten Glückwünsche zum Zwanzigsten. Ich denke mir, daß Karl Friedrich*) auf ein kurzes Retourbillett herüberkommt, und daß Sie gemeinschaftlich einen schönen Tag haben. Mir tritt dabei der Tag vor die Seele, ich glaube Sommer 1867, wo wir von Kösen aus eine entzückende Tagesfahrt nach Weimar usw. machten. Dreiundzwanzig Jahre zurück. Ich war schon 47; aber verglichen mit heute ist es, als blickte ich in ein Tal der Jugend zurück. Im großen Speisesaal nebenan saß Spielhagen an der Tafel, damals auf der Höhe seines Ruhmes. Wer mir damals gesagt hätte, daß er bei der Feier meines siebzigsten Geburtstages an der Festtafel präsidieren würde! Ich glaubte nicht an siebzig und nicht an eine Feier und am wenigsten an Spielhagen. Es kommt immer anders, als man denkt.

*) Sohn des Zöllnerschen Paares, jetzt Königlicher Baurat.

Ich genieße meine Brotbaude mehr denn je und wünsche von Herzen, daß Arnstadt Ihnen ohngefähr dasselbe sein möge.

In herzlicher Ergebenheit und Verehrung wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 19 Oktober 1890.
Potsdamer Str. 134c.

Teuerster Doktor.

Sie kennen mein „Faible" für Dr. O. Brahm und wissen, daß ich mich freue, wenn ich mich ihm in irgendeiner Weise nützlich machen kann. Aber was Hebel mal zu Tieck sagte, als dieser fragte: „Sagen Sie, Herr Kirchenrat, warum schreiben Sie nichts mehr?" und dieser antwortete: „Mir fallt halt nix mehr ein" — das drückt genau meine Situation aus. In früheren Zeiten hatte ich wenigstens einen Zettelkasten, und jeder Zettel enthielt eine Überschrift, ein Thema, woraus sich dann in verzweifelten Momenten was machen ließ. Aber auch dieser Zettelkasten ist leer wie eine Armenbüchse in einem Tanzlokal. So auf der Straße oder im Tiergarten geht es noch, aber zu Hause sitzt man doch klapprig wie der alte Faust und sieht in die untergehende Sonne. Dann und wann fällt wohl noch ohne Zutun ein Apfel vom Baum, aber die Kraft zum Herabholen ist nicht mehr da. — Die kleine Kritik über Lubliner in der letzten Nummer*) war ein

*) In der „Freien Bühne" vom 15. Oktober 1890 hatte Otto Brahm eine Kritik über Hugo Lubliners Schauspiel „Im Spiegel" veröffentlicht. — Der vierte Akt zu Strindbergs Drama „Der Vater" war eine Parodie Hartlebens. Sie wurde als Schluß der dreiaktigen Tragödie, ins Deutsche übertragen von Otto Erich, eingeführt.

Meisterstück, Brahm noch über Brahm. Auch der vierte Akt zu Strindberg reizend; natürlich auch von Ihnen. Von wem sonst? Wie immer Ihr
Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 7. Dezember 1890.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Allerschönsten Dank für die „Weihnachtsgeschichten". Mein „a. D."-Zustand gönnt mir doch zu meiner Freude mehr Muße und Stimmung zum Lesen als vordem, wo ich, namentlich zur Weihnachtszeit, unter einem Strom von Lesestoff war, der gleichgültig und dadurch ungerecht gegen das Einzelne macht. Und so freue ich mich denn aufrichtig, einen Band Heyse mal wieder mit einer Art Hingebung lesen zu können.

Wie schade, daß ich nicht mehr zu einem gefälligen Rendezvous im Klub*) auffordern und eine Plauderhalbstunde mit Ihnen haben kann! Aber ich gehe nicht mehr hin, trotzdem ich es immer amüsant und auch selbst lehrreich gefunden habe. Der Grund ist die Zusammensetzung der Gesellschaft. Ich finde vielleicht Brahm, der eben von G. hat drucken lassen „er sei ein Schafskopf". Wie soll ich mich da benehmen? Kann ich mit dem kleinen Brahm ein Liebes- und Freundschafts-Tête-à-tête haben, während G. oder Z. oder irgendein anderer eben Abgeschlachteter daneben sitzt? Oder ich kose mit Mauthner, und im selben Augenblick tritt X. oder Y. ein, von denen Mauthner hat drucken lassen, sie seien Cretins oder könnten keinen Satz

*) Gemeint ist die Literarische Gesellschaft. Vgl. S. 229.

gutes Deutsch schreiben? Es geht nicht. Feinde können sich treffen. Das schadet nicht viel. Sie gehen sich einfach aus dem Wege. Der Neutrale aber, der mit Frankreich gut steht und mit Deutschland auch, der ist in einer höchst unbequemen Lage. Er mag es einrichten, wie er will: er gilt bei beiden als ein „unsicherer Passagier". In Dienst und Geschäft muß man mit Freund und Feind verkehren können, im Klub müssen Freunde, Gesinnungsgenossen zusammen sein. Ich erzitterte, als ich neulich las, daß der „Realismus" sechs Mann a tempo eingerückt sei: Bahr, Tovote, die Zwillinge Holz und Schlaf und noch zwei andere.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Witte.

Berlin, d. 4 Januar 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Mein lieber Witte.

Sei herzlich bedankt für Deine freundlichen Worte zu meinem Geburtstage, der diesmal sich weniger radaumäßig inszenierte. Trotzdem möchte ich sagen dürfen: immer noch zu laut. Ich weiß nichts Besseres vorzuschlagen und habe doch ein starkes Gefühl davon, daß diese Beglückwünschungsformen, die doch auch eine Beglückwünschung beabsichtigen, ihren Zweck sehr unvollkommen erreichen. In einem fort kamen liebe Menschen mit Blumentöpfen, Buketts, Likörflaschen und Dattelbüten, und jeder sagte was Freundliches, auch wohl was Hübsches und Zierliches. Ich selbst aber, statt dankbar zu sein, hätte immer nur sagen mögen: „Bitte, stellen Sie's dahin." Am Schluß weiß ich nie, von wem ich die Sachen bekommen habe; kaum, wer da war. Es

ist mir zu viel; ich bin Monogamist auch der Freude gegenüber.

Wir freuen uns, Dich und Deine Damen am 12. oder 13. Januar wiederzusehen. In der Zeitung interessieren mich jetzt sehr die Leitartikel über Bismarck. Ich finde sie ganz ausgezeichnet geschrieben und auch nicht zu streng in ihrem historischen Urteil. Ich finde nur, er ist nicht an seinen politischen Fehlern — die namentlich, solange die Dinge im Fluß sind, sehr schwer festzustellen sind — sondern an seinen Charakterfehlern gescheitert. Dieser Riese hat was Kleines im Gemüt, und daß dies erkannt wurde, das hat ihn gestürzt. Tausend Grüße und Empfehlungen.

Wie immer dein alter

Th. Fontane.

An Ernst v. Wolzogen.

Berlin, d. 7. Januar 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr v. Wolzogen.

Schon seit einer Woche liegt die „Freie Bühne", Nummer vom 31. Dezember, vor mir; aber erst gestern abend kam ich zum Lesen, begann mit Strindberg und ließ Wolzogens „Humor und Naturalismus" *) unmittelbar folgen. Gestatten Sie mir, Ihnen auszusprechen, welche große Freude Sie mir durch diesen Ihren Essay gemacht haben, inhaltlich und stilistisch. Wie wundervoll und zugleich doch wie maßvoll im Ausdruck (z. B. „Huldinnen") ist die Schilderung der Grünsten, die das weibliche Geschlecht nach einem beliebigen Straßentrottel beurteilen und auch

*) Vgl. Ernst v. Wolzogen: „Ansichten und Aussichten". Ein Erntebuch. (Berlin, F. Fontane & Co., 1908.) S. 55 ff.

hiernach ihr Urteil von Erfolg oder Mißerfolg abhängig machen.

Mir aus der Seele gesprochen auch alles, was Sie über den Humor und seine verklärende Macht sagen, und nur darin, daß Sie das geflügelte Wort Zolas ändern und Humor für Temperament setzen wollen, nur darin möchte ich abweichen dürfen. Mir persönlich ist die humoristische Betrachtung auch die liebste; aber es gibt doch auch andere, sehr respektable Betrachtungen, und das „Temperament" umschließt alle, läßt jede ran, gibt jeder ihr Recht.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ismael Gentz.

Berlin, d. 23. Januar 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Eben erst (etwas spät) habe ich in den „Neuen Monatsheften" Ihren Aufsatz über den Papa *) gelesen. Ich finde ihn ganz vorzüglich, namentlich die erste Hälfte, und mache Ihnen mein Kompliment. Mir fiel dabei wieder ein, was Professor Direktor Ewald **) vor etwa zwanzig Jahren mal im August v. Heydenschen Hause zu mir sagte: „Wissen Sie, Schriftstellerei ist eigentlich gar keine Kunst." Ich fand es damals nicht sehr verbindlich gegen mich, und verbindlich finde ich es auch heute noch nicht. Ich habe aber längst zugegeben, daß es wahr und richtig ist. Nur Verse,

---

*) Velhagen und Klasings „Neue Monatshefte". Herausgegeben von Th. H. Pantenius und P. v. Szczepański, 5. Jahrgang, Heft 5, S. 627 ff.

**) Professor Emil Ewald, Historienmaler, Direktor der Kunstschule in Berlin.

namentlich schwierige, sind eine Kunst. Alles andere kann jeder Gebildete, und unendlich oft macht es der Laie besser als der Fachmann, weil er frischer und naiver ist. Seien Sie bestens bedankt. Es ist auch im Ton, in der Gesinnung, in der geschmackvollen Pietät so sehr hübsch. Empfehlen Sie mich der Mama angelegentlichst. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 8. Februar 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Schönsten Dank für die Karte. Neugier und Zug des Herzens sagen „ja", aber Vernunft sagt „nein". Am Tage darauf ist nämlich Diner bei Lessings, und zweimal in vierundzwanzig Stunden debauchieren, geht über die Kräfte eines Jubelgreises. So bescheide ich mich denn, einen glänzenden Erfolg im Theater und ein glänzendes Souper bei Dressel zu wünschen. Wenn ich Sie mal wiedersehe, erfahre ich vielleicht auch, was das große nordische Orakel Ihnen zugeflüstert *).

Ihren Stauffer-Artikel im letzten Heft der „Freien Bühne" habe ich mit großem Interesse und unter ehrlicher Zustimmung gelesen. Aber diese Zustimmung gilt Ihnen, nicht Stauffer. Ich finde es ganz recht, daß Sie für einen Freund, ein beinahe großes Talent und einen gewiß Unglücklichen, so warm und doch auch wieder so entwaffnend maßvoll eintreten; aber mein Degout gegen solche Geschöpfe Gottes

*) Es handelt sich um die erste Aufführung von Ibsens „Hedda Gabler" im Lessingtheater, woran sich zu Ehren des anwesenden Dichters ein kleines Festmahl schloß.

— ich nehme dies letztere an, weil der Vater Prediger war — bleibt. Solche Genies sollten gar nicht existieren, und wenn das „Genietum" so was fordert, so bin ich für Leineweber.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 14. April 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ein süßerer Happen, Biskuit mit Schweizerhonig, ist mir noch nicht in den Mund gesteckt worden. Den edlen Gebern sei Dank dafür *). Ich stand heut recht elend auf, fühle mich aber nach Ihrem Briefe wohler, was Sie glauben werden. Freilich wandelt mich auch eine Sentimentalität an, und eine gewisse Rührung ist das prädominierende Gefühl. Ein Lebelang oder doch jedenfalls seit 1876, wo ich meine Akademiestellung aufgab, habe ich einer Anerkennung wie dieser zugestrebt, und es wollte nicht

*) Julius Rodenberg hatte, da sich der Abdruck des Romans „Unwiederbringlich" dem Ende nahte, Th. F. für die Überlassung dieses Werkes gedankt und erklärt, daß es der „Deutschen Rundschau" für alle Zeiten zur Ehre gereichen werde. Zugleich teilte er mit, was ihm Conrad Ferdinand Meyer — auf diesen Schweizer bezieht sich der Schweizerhonig — über die Dichtung geschrieben hatte. „Sehr interessiert es mich," heißt es, „Fontanes Roman quasi vor meinen Augen entstehen zu sehen. Man sieht ihn bauen. ‚Unwiederbringlich' ist wohl das Vorzüglichste, was die Rundschau in der reinen Kunstform des Romans je gebracht hat. Feine Psychologie, feste Umrisse, höchst lebenswahre Charaktere und über alles doch ein gewisser poetischer Hauch — aber selbst von den geschicktesten Händen getrieben, was für eine schwere Maschine ein Roman! Und wie unser guter seliger Gottfried an seinem Salander gestoßen haben mag."

kommen — die Widerhaarigkeit der Freunde, namentlich dieser, war zu groß. Nun, im Erfüllungsmoment „muß wohl ein armer Teufel sterben". Aber die Ohren steif halten! Ein Baurat, Freund meines Freundes Lucae, empfing auf dem Sterbebette den Roten Adlerorden, und sein letztes Wort, den Orden in der Hand, war: „Ich habe nicht umsonst gelebt." Da ist meine Situation doch besser. Nochmals sehr herzlichen Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 14. April 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ich habe eben nach einem kleinen Gedicht, nur zwölf oder vielleicht sechzehn Zeilen, gesucht, kann es aber nicht finden. An und für sich bedeutet es gar nichts; es hätte nur, wie ein kleiner Witz, dazu gedient, die vierte Auflage von der dritten auch inhaltlich zu unterscheiden. Vielleicht finde ich es noch. Wenn es aber bis Donnerstag früh nicht in Ihren Händen ist, dann war die Suche vergeblich.

Ich freue mich aufrichtig, daß die Eltern in Lugano sind. Beiden war ein Zug frischer Luft nötig, besonders der Mama, die die letzten Male, daß ich sie sah, recht deprimiert war und mit nur zu viel Grund*). Als ich von „Lugano" las, dem Asyl unseres Brahm, in das er sich, wenn mal wieder was ganz Wütiges in den Zeitungen

*) Die Eltern hatten in rascher Folge drei erwachsene Söhne verloren, denen bald auch Hans folgte.

gestanden hat, zurückzuziehen pflegt, kam mir momentan auch eine Reisesehnsucht, aber ganz flüchtig. Auch diese letzte der Passionen fällt von einem ab.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 15. April 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ich schreibe nun doch noch, trotzdem ich das Gesuchte nicht gefunden habe; dafür fand ich ein kleines Gedicht: „Wie sich die oberen Zehntausend einen ‚echten' Dichter denken und wünschen."

Es ist, glaub ich, nicht übel, aber so furchtbar malitiös, daß an Abdrucken gar nicht zu denken ist.

So bitte ich denn „los" ohne Zutat*).

Ich vergaß, vorgestern ein Wort über die Kritiken zu sagen oder doch über die eine aus der „Täglichen Rundschau" abgedruckte. Sie rührt offenbar von einem der Gebrüder Hart her, die Theater- und Literaturkritiker an der „Täglichen Rundschau" sind. Mit dem Maß von Anerkennung bin ich durchaus zufrieden. Ich kann also nicht in den Verdacht kommen, die Sache aus persönlichen Gründen untertaxieren zu wollen. Es ist aber eigentlich der helle Unsinn, nicht aus Dämlichkeit, sondern aus Hyperklugheit des Herrn Verfassers. Und diese Hyperklugheit hat die ganze neuere Schule. Jede Spur von

*) Es handelt sich um die vierte Auflage der Gedichte (Berlin 1892). Das Gedicht, dessen Abdruck Th. F. nicht möglich scheint, wurde erheblich abgeschwächt dennoch in die Sammlung unter dem Titel: „Der echte Dichter (Wie man ihn früher sich dachte)" aufgenommen.

Unbefangenheit fehlt, und ihre Wahrheitsucherei führt vielfach zur höchsten Unwahrheit. Sie spießen sich einen auf die Nadel, betrachten ihn und schreiben nun wieder: „Schultze ist also so.“ Eigentlich aber wissen sie immer schon vorher, was sie sagen wollen. Ihre Beobachtung richtet sich also nur auf den einen Punkt, der die vorgefaßte Meinung einigermaßen bestätigt. Ich bin mit Maria Stuart zu Bett gegangen und mit Archibald Douglas aufgestanden. Das romantisch Phantastische hat mich von Jugend auf entzückt und bildet meine eigenste südfranzösische Natur, und nun kommt Hart und sagt mir: ich sei ein guter, leidlich anständiger Kerl, aber Stockphilister mit einem preußischen Ladestock im Rücken. O, du himmlischer Vater! Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 20. April 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ich habe das Juwel noch gefunden und schicke es in zwei, spätestens drei Tagen, auch noch ein anderes kleines Gedicht. Alles (leider) ohne jede Bedeutung, aber doch ein paar neue Zeilen, so daß sich die Auflagen voneinander unterscheiden.

Gestern war ein Freudentag; denn ich erfuhr durch ein ministerielles Schreiben, daß mir für „meine Verdienste“ (Pardon) eine Prämie von dreitausend Mark zuerkannt worden sei durch Se. Majestät auf Antrag einer Kommission. Ich vermute, daß dies der sogenannte Schillerpreis ist, und die Zubewilligung desselben wird nun wohl als ein statutenwidriger Griff in den Welfenfonds angesehn

werden. Und vielleicht kriege ich einen Leitartikel. Ist mir aber schnuppe. Ich habe das Geld und keine Spur von Beschämung. Mich beunruhigt nur noch die Kommission. An diese oder an ein paar hervorragende Mitglieder müßte ich doch wohl eigentlich ein Dankeswort richten. Ich glaube, Heyse und Erich Schmidt sind Hauptmitglieder. Ist das richtig, und meinen Sie, daß ich an diese beiden schreibe? Vielleicht haben Sie so ein bißchen Fühlung mit der ganzen Sache und wissen Bescheid.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 23. April 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Anbei nun die beiden kleinen Sachen, aber nicht als letztes Aufgebot, sondern, fast mit Verlegenheit zu sagen, nur als Avantgarde. Ich bin nämlich bei dem Pusseln wieder „ins Dichten" hineingekommen, und so werden die zwei Vorläufer wohl noch etliche Nachläufer haben, und zwar in wenigen Tagen, denn alle sind dreiviertel fertig. Bei Eintreffen der Reserven erlaube ich mir auch die Stellen zu bezeichnen, wo die neuen Sachen am besten Quartier nehmen. Sie sehen, ich hetze das arme Bild zu Tode*). Unter Gruß und Empfehlung an die Luganeser wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) Die neue Auflage wurde um zehn Gedichte vermehrt. (Der echte Dichter. Unsere deutsche Frau. Brunnenpromenade. König Karl II. von Engelland. Contenti estote. In memoriam Nicolai. Verzeiht. Ikarus. Ja, das möcht' ich noch erleben. Dreihundertmal.)

An Erich Schmidt.

Berlin, d. 23. April 1891.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Ohne Kampf nichts, am wenigsten ein Schillerpreis, und daß schließlich die Würfel so günstig für mich gefallen, verdanke ich neben Heyses Zutun wohl zumeist Ihrem Becherschütteln vorm Wurf. Die keine Täuschung zulassende „innere Stimme“ sagt mir, daß es so sein muß, und daraufhin gestatten Sie mir einen herzlichen Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 3. Mai 1891.
Potsdamer Str. 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Anbei nun endlich die noch zugesagten Gedichte und nun „Laß, Vater, genug sein des grausamen Spiels“.

Von fünf, sechs Seiten her habe ich neuerdings Briefe bekommen: „Ach, ein Gedicht auf Moltke“ — manche verlangen es in zwei Tagen*). Keiner hat auch nur einen Schimmer davon, daß man dazu Zeit braucht, unter Umständen ein Jahr. Es kann natürlich auch in fünf Minuten gemacht werden, und wenn man Glück hat, besser als in einem Jahr; aber diese „fünf Minuten“ kann man sich leider nicht wie fünf Pfannkuchen bestellen. Gruß und Empfehlung an die Eltern. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

*) Moltke war am 24. April gestorben.



Wilhelm Hertz.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 26. Mai 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Durch Ihren Herrn Bruder *) weiß ich, daß Sie wieder zurück sind, und so schreibe ich an Sie, trotzdem Ihr Herr Sohn der Eingeweihtere in diese lyrische Nachmahd, ja, fast möchte ich sagen, der moralisch Mitschuldige ist. — Nun schicke ich nichts mehr, und so habe ich einen Zettel beigelegt, der die Reihenfolge gibt, und wie sich die Sachen in die schon gedruckten Lyrika beziehungsweise Reimereien einreihen. Was blau unterstrichen ist, ist alter Bestand. Über Wert oder Nichtwert der neuen kleinen Sachen bin ich ganz im Unsichern. Mit wem soll ich darüber sprechen? Alles ist tot, und seh' ich auf die, die noch übrig geblieben, so kann ich nur sagen, was der alte Wilhelm eines Tages sagte: „Gott, da ist freilich noch Papa, aber Papa ist noch tapriger als ich selber." Soll ich mit dem Senator Eggers darüber debattieren? Und der ist noch der Beste. So mag es denn so gehn. Selbst im Falle manches fragwürdig sein sollte, bleibt der Trost, daß es sich in der Menge vertut.

Zu meiner Freude habe ich gehört, daß Lugano Ihnen vorzüglich und Frau Gemahlin gut oder doch beinah gut bekommen sei. Wo Brahm sich immer wieder kriegsfertig macht, muß eine gesunde Luft wehn.

Ich erlaube mir, noch in dieser Woche mit heranzukommen. In der nächsten will ich nach Kissingen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Geh. Justizrat Otto Hertz.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 27. Mai 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Sie schreiben, „die Welt war nie so arm an Idealen". Diese Anschauung beherrscht mich seit Jahr und Tag, und jeder Tag bringt neue Belege und steigert mein Unbehagen bis zur Angst. Dabei muß ich bemerken, daß ich nie zu den Lobrednern des Vergangenen gehört habe, auch jetzt noch nicht gehöre. Die Zeit, in die meine Jugend fiel, Ende der dreißiger Jahre, war auch schrecklich in vielen Stücken. So in allem, was Erscheinung angeht, schrecklicher als jetzt. Die „Ruppigkeit" von damals ist überwunden (leider noch immer nicht genug). Aber so sehr ich diesen Fortschritt anerkenne, so sehr er mich geradezu beglückt, so gewiß ist er auf halbem Wege stecken geblieben, auf der Station „Äußerlichkeit". Alles dient dem Äußerlichen. Auf den ersten Ruck ist dadurch was gewonnen. Die Sinne werden befriedigter; aber sowie man ein bißchen schärfer zusieht, nimmt man eine Äußerlichkeitsherrschaft wahr, die mit einer gewissen Verrohung Hand in Hand geht. Die ganze Welt, man könnte beinah sagen: die Sozialdemokratie mit eingerechnet, hat sich durch gesteigerten Besitz und durch gesteigerte Lebensansprüche bis zu einer gewissen Bourgeoishöhe, vielfach von greulichstem Protzentum begleitet, entwickelt; aber von der Bewältigung der zweiten Hälfte des Weges, von der Entwicklung bis zur Aristokratie, der echten natürlich, wo das Geld wieder anfängt, ganz anderen Zwecken zu dienen als dem Bier- und Beefsteakskonsum — von dieser Entwicklung unserer Zustände sind wir weiter ab, denn je; weiter als in jenen Armutszeiten unter Friedrich Wilhelm III., wo es tausende von höchst erfreulichen Einzelerscheinungen namentlich im

Adel, im Professorentum und unter den Geistlichen gab. Einzelerscheinungen, die derart kaum noch vorkommen. Was ein Mann wie Krupp tut, vielleicht großartig in seiner Art, ist doch etwas ganz andres und wurzelt verstandesmäßig in sozialer Frage, nicht in einem schönen Herzen und liebevoller Menschlichkeit.

Ich habe dies weiter ausgeführt als man in einem Briefe wohl eigentlich soll, aber es ist die eigentlich „große Frage", in der die andern großen Fragen erst drin stecken. Natürlich kann man eine höhere Idealität der Gemüter ebensowenig wieder herbeizaubern wie die „Religiosität", die der gute alte Wilhelm seinem Volke wiedergeben wollte.*) Dazu gehören andere Nummern als Stöcker. Aber wenn man auch mit Predigten und Reskripten der Sache nicht beikommen kann, so ist doch, glaub ich, schon viel gewonnen, wenn die moderne Menschheit zur Einsicht der Sachlage kommt, wenn sie sich im Spiegel sieht und einen Schreck kriegt. Und ein bißchen davon, wenn mich nicht alles täuscht, ist schon da.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Moritz Lazarus.

Berlin, d. 1. Juli 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Leibniz.

Nicht um Ihnen von Kissingen oder gar von dem alten ozonfreien, gräßlich vermufften Berlin zu erzählen, verfolge ich Sie bis nach Schönfeld, sondern um Ihnen mein Entzücken auszusprechen über . . ja, über wen? Über Professor Wilhelm Schwartz, diesen Wochentags ziemlich lederschneidigen, dreimal in seiner märkischen Wolle gefärbten

*) Vgl. Paul Dehn, Wilhelm I. als Erzieher (Halle 1906) S. 249.

Mann, der aber lichte Momente hat, sobald er die Pfade seines Schwagers Kuhn weiterwandelt. Er schickte mir Heft 1 Ihrer Zeitschrift*) nach Kissingen, und ich bin ganz entzückt von den „Volkstümlichen Schlaglichtern“. Das ist doch was. Mein Freund Leo Berg löst immer noch am „sexuellen Problem“ herum — persönlich so ungeeignet wie möglich dazu — und die ganze deutsch-skandinavische Neuliteratur folgt seinem Beispiel. All der Quatsch, der sich geriert, als läute er eine neue Weltperiode ein, wird binnen kurzem vergessen sein, während der Bauer, der noch lebend für einen Sechser rasiert werden will, weil es nachher zwei Groschen kostet, in Äonen nicht untergehen kann. So waren die Menschen immer, und so werden sie wohl auch bleiben. Und dies Menschliche zu lesen, entzückt mich um so mehr, je rarer es, nicht im Leben wohl, aber in der Literatur wird.

Das Wort „Literatur für die Literaten“ erfüllt sich jeden Tag mehr.

Es tut meiner Bewunderung für den Schwartzschen Aufsatz keinen Eintrag, wenn ich hinzusetze: ich bewundere mehr das Verfahren als den Geist. Er verfährt nach einer bestimmten Methode, und wer die hat, der hat die Sache selbst. Er liest die Zeitungen, die Miszellen und Polizeiberichte auf diesen einen Punkt hin. Er steht auf einem Wartturm und wartet, „ob sich nicht was zeigt“. Er ist der Engländer, der sich einmietet und auf den Einsturz des Turmes wartet. Fallen muß er; alles bloß Frage der Zeit;

*) „Zeitschrift des Vereins für Volkskunde,“ herausgegeben von Karl Weinhold (Neue Folge der „Zeitschrift für Völkerpsychologie“, herausgegeben von Lazarus und Steinthal), Band 1, S. 17 ff. — Der weiterhin genannte Aufsatz ist von Konrad Maurer verfaßt und führt den Titel: „Zur Volkskunde Islands.“ (S. 36 ff.)

immer im Anschlag, Lampe muß kommen. In seiner märkisch-drähnigen Manier geht er aufhorchend rum und wartet, bis das Wort fällt. Und wenn es fällt, so hat er seinen Kasten, in den er es siegeslächelnd hineintut. Hat er's erst in dem Kasten, so ist der Rest Kleinigkeit. Der Vergleichspunkt, die Nutzanwendung muß sich finden. Wenn ich aufgeschrieben hätte, was unsere alte Mathilde, genannt „Tilla", in dreißig Jahren an Berliner Volksweisheit verzapft hat, so könnte ich auch Mitarbeiter werden. Und viele könnten es. Aber sie haben nicht aufgehorcht und haben nicht den Kasten. Schwartz hat ihn, und deshalb ist er Sieger und verdient seinen Kranz.

Auch der Aufsatz über Island hat mich interessiert. Die Anwendung des Wortes „Renaissance" ist sehr geistreich. Bitte, mich Ihren Damen zu empfehlen.

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 9. Juli 1891.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Heute mittag habe ich Ilse Frapans Briefnovelle*) gelesen, und ich bin ganz entzückt davon. Entzückt wodurch? Weil ich in dieser kleinen Arbeit das finde, was unserer deutschen Schreiberei so grausam fehlt: Leichtigkeit, Grazie, Humor und — wirkliche Kunst. Ein bedeutendes Buch und einen inhaltreichen Roman können in Deutschland,

*) Klärchens Frühlingsfahrt. Deutsche Rundschau (1891) Band 68 S. 1 f.

wenn die Leute wollen (die Besten wollen nur nicht recht), sehr viele schreiben. Dazu braucht man bloß gescheit zu sein und viel gelernt und viel gesehen zu haben. Das alles hat mit „Kunst“ sehr wenig zu tun, mit der Gabe, aus ein bißchen Brotkrume, sagen wir: den Raub der Sabinerinnen im Kate Greenaway-Stil humoristisch herauszukneten. Das können die Deutschen nicht. Das ist ihr Mangel, ihr Barbarenrest, und jedes Zeichen, daß es mit dieser Barbarei mal aufhören wird, begrüße ich mit herzlicher Freude. Wo diese Zeilen Sie auch finden mögen — ergeh es Ihnen gut. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Georg v. Graevenitz.

Berlin, d. 9. Juli 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr v. Graevenitz.

Empfangen sie meinen ergebensten Dank für Ihren Aufsatz*) und die begleitenden Zeilen. Ich habe, was Sie sagen, mit großem Interesse gelesen und finde mit Ihnen, daß die Wildenbruchschen Adelsgestalten historisch sehr anfechtbar sind. Kolossale Liebedienerei, die sich widerwärtig durch unsere ganze miserable Geschichtsschreibung zieht, trägt aber mehr Schuld als Wildenbruch. Wir alle sind durch mediokre Bücher in dieser Geschichtsauffassung großgezogen. Der Degout darüber würde in meiner Seele noch viel größer sein, wenn nur die Geschädigten (also der Adel der zurückliegenden Jahrhunderte) ein klein bißchen anders gewesen wären, als sie

*) „Die geschichtlichen Grundlagen Wildenbruchscher Dramen und der preußische Adel“ in der Wochenschrift „Deutsches Adelsblatt“, 9. Jahrgang (1891) Nr. 26 und 27.

waren. Aber wenn ich auch empfinde, daß man den alten Landesfamilien faktisch und historisch vielfach unrecht getan hat, so kann doch von Sympathie mit ihnen gar keine Rede sein. Wäre man besser unterrichtet, kennte man wirkliche Lebensdetails, so ließe sich vielleicht eine Seite finden, an die man mit seiner Begeisterung heran könnte, wie man sich für den alten Dessauer, für Zieten und Blücher trotz ihrer Knubbelschaft begeistern kann. Ein solches Material fehlt aber, und was wir haben, gestattet nur Rückschlüsse auf ein inferiores Geschlecht oder doch auf inferiore Allgemeinzustände. Nichts ist da, woran man sich erquicken könnte. Das in die Fehde Ziehn, um totzuschlagen oder totgeschlagen zu werden, hat für einen modernen Menschen allen Reiz verloren. Das, was noch hinzukommen muß, das fehlt bei uns, wenn man die alten Schmöker liest. Alles elende Selbstsucht. Und dann später die Kirchenkämpfe! Carpzov*) soll in der Hexenprozeßzeit zweiundzwanzigtausend Todesurteile gefällt und zweiundfünfzigmal die Bibel gelesen haben. Früher ließ ich mir das gefallen. Aber jetzt, in meinen ganz alten Tagen, habe ich nur Gefühle, die Herrn v. Wildenbruch zwar historisch nicht recht geben, aber seine Abtuungen nicht sehr bedauern. Meine Frau empfiehlt sich. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

*) Von den vielen Carpzovs, die sich im siebzehnten Jahrhundert in Sachsen als Lehrer der Theologie und der Rechte sowie als höhere Staatsbeamte hervortaten, ist der Ordinarius der Juristischen Fakultät in Leipzig, Benedikt Carpzov (1595—1666), gemeint, der durch seine Schriften einen großen Einfluß auf die Rechtsprechung hatte und die wissenschaftliche Grundlage des positiven deutschen Strafrechts schuf. Die von Th. F. zitierte Mythe über ihn als blutdürstigen Inquisitionsrichter ist so zu verstehn, daß er durch seine Schrift „Practica rerum criminalium“ (1635) die Ursache von mehr als zwanzigtausend Todesurteilen wurde.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 4. August 1891.
Potsdamer Str. 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Übermorgen will ich noch mal fort, um ein paar Wochen auf Föhr zuzubringen, „das — wie's in der Badeanzeige heißt — für schwache Konstitutionen besonders geeignet sei". Das lacht einen an, weil man mit allem Heldischen selbst in seinen Wünschen gebrochen hat.

Angesichts dieses Ausfluges, habe ich die betreffenden „Rundschau"-Hefte noch mal durchgelesen, um sie Ihnen vorher schon druckfertig schicken zu können. Glücklicherweise habe ich nur weniges gefunden, was zu ändern wünschenswert war*).

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Moritz Lazarus.

Berlin, d. 12. September. 1891.
Potsdamer Str. 134c.

Teuerster Leibniz.

Für einen so lieben Brief muß ich doch noch in ein paar Worten schriftlich danken, wenn Sie auch schon wieder in Sicht sind. Es ist mit Ihren Briefen wie mit Ihren Büchern und vielleicht mit aller Philosophie überhaupt — alles stellt sich mir so ganz eminent als Debattierstoff dar. Wenn mir anekdotische Sachen, namentlich Sentenzen von Friedrich dem Großen und Napoleon oder Bismarck, erzählt werden, so ruft in der Regel jeder

*) Es handelt sich um die Druckvorlage für die Buchausgabe des Romans „Unwiederbringlich", der zuerst in der „Deutschen Rundschau", (1891) Band 66 und 67, S. 1, veröffentlicht war.

Zweifel einen Widerspruch in mir wach. Ich nehme Sentenzen hin wie humoristische Glaubensartikel und habe bloß das Vollgefühl: „Ja, so ist es.“ Im Geplauder mit Ihnen habe ich immer den Eindruck: „Ja, das ist sehr hübsch, und so kann es sein, aber es kann auch anders sein.“ Ich würde dies nicht so naiv niederschreiben, wenn ich davon durchdrungen wäre, daß die Sentenzengruppe I höher stünde als die Sentenzengruppe II. Vielleicht liegt es gerade umgekehrt. Die Sätze, denen ich mich so ohne weiteres unterwerfe, haben nämlich alle etwas Grobes, und es ist vielleicht mehr die Grobheit als die Wahrheit darin, die mir imponiert. Je feiner die Geschichte wird, je zweifelvoller wird sie auch. Ein Musterbeispiel ist der von Ihnen zitierte Jean Paulsche Satz, daß der richtige Kerl aus einer Tatsache so viel lerne wie aus tausend. Ich schließe mich da — so wundervoll der Satz ist — ganz und gar Ihren Zweifeln an. Wenn es auf gedankliche Turnkunst und Ausbildung des Denkermenschen in mir ankommt, hat Jean Paul gewiß recht. Wenn es aber auf Wahrheits- und Erkenntnisannäherung, auf Reiferwerden im praktischen Leben ankommt, hat er gewiß unrecht. So liegt es auch, meine ich, mit den Mittelbegriffen und Mittelstufen, von denen Sie rühmend am Schluß Ihres Briefes sprechen. Ich persönlich bin sehr für Gestalten in der Kunst, die nicht bloß Typ und nicht bloß Individuum sind. Aber sonderbarerweise haben die größte Berühmtheit in Kunst und Literatur fast immer die Schöpfungen errungen, die die schön und echt menschliche Mittelstufe nicht einnehmen, sonderbare Gebilde, die einerseits gar nicht typisch (und menschlich nun schon gewiß nicht) und andererseits wie im Widerspruch dazu wiederum nur typisch sind. „Nur typisch“ insoweit, als sie eine bestimmte, aller Menschheit eigene Charakterseite zum Ausdruck bringen und weiter nichts

als das. Themata für kommende Rütlis, die hoffentlich bald wieder beginnen. Unter herzlichen Empfehlungen Ihr treu ergebenster

Th. Fontane.

An Siegfried Samosch.

Berlin, d. 18. September 1891.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Dio non paga il sabato — wundervoll, erst als Satz überhaupt und dann in der Anwendung auf meinen Roman. — Beide Ausstellungen, die Sie machen*), sind nur zu begründet und die liebenswürdige Form, worin Sie Ihre Bedenken kleiden, machen mir den Tadel beinah noch werter als das Lob. Es ist ganz richtig, daß der Gräfin Tod doch sehr stark auch auf den Grafen fällt, und daß das eine härtere Strafe ist, als seine kleine Techtelmechtel-Schuld verdient. Zu meiner Rechtfertigung kann ich vielleicht sagen: es ist alles nach dem Leben gezeichnet; die Geschichte hat gerade so am Strelitzer Hofe und dann auf einem P.schen Gute gespielt. Ich habe es nur transponiert. Aber ob nach dem Leben oder nicht, die Kunst hat eben ihre eignen Gesetze. — Das Aufgehen der anderen Geschichte wie ein Rechenexempel, ganz ohne Bruch, ist gewiß ein Fehler. Seien Sie herzlichst für diesen neuen Beweis Ihrer großen Güte gegen mich bedankt und genießen Sie den schönen Süden, für den Sie so viel Vorbereitung und so viel Liebe mitbringen, in vollen Zügen. Alle guten Reisegötter wollen mit Ihnen sein. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Vgl. „Theodor Fontanes neueste Romane" (Quitt und Unwiederbringlich). Nationalzeitung vom 18. September 1891, Nr. 533.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 29. Oktober 1891.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ich richte es nun so ein, daß das Paket*) mit der Bezeichnung „postlagernd" (furchtbares Wort; o, wie seufze ich nach all dem Fremdländischen zurück) am Montag in Fulda eintrifft, damit Sie's am Dienstag früh in Empfang nehmen können. Möge mir der alte Bonifacius hülfreich zur Seite stehn. Ich denke mir die Stadt mit ihrer Stille und ihren Glocken als einen guten Leseort. Sie sehen, ich berechne alle Chancen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 19. November 1891.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Empfangen Sie meinen herzlichen Dank für alles, was Sie mir so gütig geschrieben. Ich soll nun also wieder in der „Rundschau" erscheinen, was mir neben vielem anderm ein Behagen und eine Beruhigung gibt. Diese Worte drücken es nicht ganz aus, aber doch beinah. Wie ich Ihnen schon nach Fulda hin schrieb — vielleicht, weil auch „postlagernd", ist Ihnen der Brief gar nicht zu Händen

*) Es enthielt das Manuskript des Romans „Frau Jenny Treibel," der zuerst in der „Deutschen Rundschau" (1892) Bd. 70 und 71 veröffentlicht wurde. Die Buchausgabe erschien in demselben Jahre.

gekommen — ist die Stelle, wo etwas gesagt wird, von der allergrößten Wichtigkeit. Zum Beispiel kleine Frivolitäten, Anzüglichkeiten, selbst Zynismen — was habe ich vornehmen, klugen, geistreichen Frauen gegenüber nicht alles nach der Seite hin pecciert, ohne zu verletzen! Selbst die Frommen haben es mir verziehn oder gar zum Guten angerechnet, wenn sie nebenher gut, brav, ehrlich waren. Und andererseits wieviel Verlegenheiten und Abfälle habe ich erlebt, wenn die Ohren, vor denen ich sprach, nicht die richtigen waren! Erschiene meine Geschichte in einer Tageszeitung, so wäre sie nur noch halb, was sie ist. Vor diesem Sinken um 50% haben Sie mich bewahrt. Ich freue mich aufrichtig, Sie zu sehn und meinen Dank und meine Freude durch gewünschte Opferungen „schönster Stellen" (wofür man sie ja jedesmal hält) bezeugen zu können. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 23. November 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Anbei die ersten acht Kapitel, also gerade die Hälfte; die zweite Hälfte schicke ich morgen vormittag. — Die Korrekturen und Striche habe ich nicht unter Schmerzen, sondern mit Vergnügen gemacht. Es wird wohl immer so sein und ist damit, wie wenn man einen Witz macht oder eine Anekdote erzählt — alles hängt von der Aufnahme ab, die 's findet. Wird gelacht, so hatte man recht. Sieht man lange Gesichter, so hatte man unrecht und schließt sich diesem Urteil auch selber an. Es war viel-

leicht gar nicht so schlecht, aber mit einem Male kommt es einem albern und geschmacklos vor. — Bei „England expects" *) habe ich jetzt die Fassung genommen, die sich im Büchmann findet. Früher habe ich auch immer so zitiert, wie's bei Büchmann steht, und so wird es wohl die Form sein, die in Deutschland die geläufigste ist. Und darauf kommt es an. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 23. November 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Anbei, hochgeehrter Herr, die Schlußhälfte. Ich lege auch Ihre Notizblätter wieder bei, damit Sie bequem kontrollieren können, ob alles besorgt ist. Es ist aber nicht nötig, weil alles ganz zuverlässig nach Ihren mir immer einleuchtender gewordenen Vorschlägen geordnet ist. Selbst hinsichtlich der „Sitte" bin ich erschüttert. Sicherlich entspricht die frühere Fassung mehr der Ausdrucksweise der Schmolke, aber darin liegt doch noch nicht die Rechtfertigung, und ich räume ein, daß diesem ew[illegible]en Operieren mit Sitte und wieder Sitte, mal als Mo[illegible]= und mal als Lokalbezeichnung, etwas Kommißhaft[illegible] anklebt.

Nur ob Droschkenpferde [illegible]us Seideln trinken können, diese Frage ist noch offen weil ich in der Eile keinen Sportsman auftreiben könnte **). Und nun auf guten Stapellauf und glückliche Fahrt. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Vgl. Frau Jenny Treibel, Ges. Werke I, 8 S. 38 und S. 230.
**) Vgl. Ges. Werke I, 8 S. 139.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 12. Dezember 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerstes Geburtstagskind.

Das ist nun also der siebzigste. Der des redlichen Tamm war idyllischer. Aber die Kunst der Lebensführung besteht bekanntlich darin, mit gerade so viel Dampf zu fahren, wie gerade da ist. Blicken wir auf das, was geblieben. Es ist auch noch des Dankes wert: Frau, Sohn und das sogenannte „Geistige", das doch nicht ganz ein leerer Wahn ist. In hoc signo usw.

Zunächst aber sei den Anstrengungen des Tages gewachsen, und im ferneren halte Dich, solange noch das Lämpchen glüht, der Liebe aller derer versichert, die das Glück hatten, Dir nahe zu stehen, nicht zum wenigsten Deiner

Fontanes, er, sie, es.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 30. Dezember 1891.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Der Tag ist siegreich durchgefochten, und ich benutze die letzte Kraft und die letzte Stunde, um Ihnen für Ihre liebenswürdige Gratulationskarte zu danken.

Als ich vorgestern abend meine Karte schrieb, hatte ich Ihren kleinen Essay über Frau Escher-Welti *) noch nicht gelesen, wußte nicht mal, daß er im Hause sei.

---

*) „Karl Stauffer und Lydia Escher," Frankfurter Zeitung vom 17. und 18. Dezember 1891. Vgl. Otto Brahm, Karl Stauffer-Bern. 3. Auflage. (Stuttgart 1893) S. V.

Nun habe ich ihn gelesen, mit voller Hingabe (es dauerte weit über eine Stunde) und mit großer Bewegung. Es zählt zu dem Schönsten und Wirkungsvollsten, das Sie geschrieben, und es wird Sie mehr freuen als kränken, wenn Sie die Ehren des Tages mit Ihrem literarischen Partner, mit Frau Escher-Welti selbst, teilen müssen. Alles, was Sie aus ihren Briefen und Aufzeichnungen zitieren, ist wundervoll — edel, vornehm, korrekt und geschmackvoll im Ausdruck und durch Beichte, Wehmut und Todessehnsucht wie verklärt. Die Tragödie mit Held und Heldin macht einen großen Eindruck auf mich, und auch bei meiner Auffassung von der Sache (die doch mit der Ihrigen nicht recht mit kann) geht das Exempel rein auf. Maria Stuart sprengte den Darnley in die Luft, aber als ihr Kopf im Saale von Fotheringhay fiel, war alles beglichen, und nur ein tiefes Mitleid bleibt. Aber vorausgegangen — und das darf nicht vergessen werden — war nicht bloß eine Bothwell-Liebesgeschichte, sondern ein Mord vom reinsten Wasser. Und auch hier, in der Stauffer-Frau Welti-Tragödie, ist mehr voraufgegangen als eine bloße Liebesgeschichte. Beweise kann ich nicht beibringen, aber mein Sentiment ist sehr stark, daß noch anderes als die eheliche Treue verletzt worden ist. Stauffer war doch wunderlich gemischt, und wer ihn bloß nach seinen ganz wundervollen Briefen beurteilen will, der, glaube ich, leistet mehr der Freundschaft als der historischen Wahrheit einen Dienst. Liebe, Liebe, Liebe. Ich habe selbst zu der großen antiken Leidenschaft kein rechtes Fiduz, weil mir auf meinem, bis nun gerade heute zweiundsiebzigjährigen Lebenswege nichts vorgekommen ist, was unter der Rubrik „antike Leidenschaft" unterzubringen wäre. Es mischt sich immer sehr viel häßlicher Kleinkram ein, der mit der Erhabenheit der Gefühle nichts zu schaffen hat. Dennoch — wenn meiner

persönlichen Beobachtung auch fern geblieben — ich will in dieser Sache nicht eigensinnig sein und will ohne weiteres zugeben, daß eine große gewaltige Leidenschaft vorkommt und als solche nicht bloß rücksichtslos ihres Weges schreitet, sondern, weil elementar, auch schreiten darf. Von einem solchen „dürfen" darf aber nur dann die Rede sein, wenn es Götter von oben sind, die sich in unser menschliches Spiel einmischen. Sind es aber Dämonen von unten („da unten aber ist's fürchterlich"), so hört, ich will nicht sagen, der Spaß, aber doch der Beifall und die Verzeihungsgeneigtheit des Publikums auf. Erst der Tod kann all die Schuld wettmachen. Das tat er hier. Aber das Voraufgegangene bleibt, was es war, nicht ein liebes erhabenes Vergehen, sondern — starker Tobak, Nessing mit Spaniol. Und ich glaube hier viel Spaniol. In Ihrem schönen Aufsatze behandeln Sie diese Tabaksfrage, die ich übrigens meinerseits nicht zum Monopol in der Geschichte erheben will, zu milde, zu leis und lind.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Neumann-Hofer.

Berlin, d. 5. Januar 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

In der Regel bringen mich Fragen derart in Verlegenheit. Diesmal nicht.

Ich hatte die Geschichte, gleich als das Blatt kam, angelesen und fand mich, gegen Erwarten, so gefesselt, daß ich trotz später Stunde — Mitternacht war längst vorüber — bis zu Ende las*). Eben habe ich, in Morgennüchternheit,

*) Ein Knabenleben. Novelle von Gustav Landauer. (Magazin für Literatur. Herausgegeben von Fritz Mauthner und Otto Neumann-Hofer. 1891, Nr. 52).

alles noch mal gelesen und dabei denselben Eindruck empfangen.

Daß sich ein bemerkenswertes Talent darin ausspricht, ist mir ganz gewiß; daß es von Befangenen bestritten und die Geschichte selbst perhorresziert wird, ist mir ebenso begreiflich. Wer in die Wirklichkeiten dieses Familienvorgangs eingeweiht ist und vielleicht weiß, daß diese Wirklichkeiten anders lagen, muß notwendig gegen die Geschichte sein. So viel Drüberstehn, um auch in solchem Falle den Kunstwert als ein Ding an sich herauszufühlen, so viel Drüberstehn, sag ich, kann man auch von der klügsten und besten Tiergartenstraßenfamilie nicht verlangen.

Alle Beteiligten also, und wenn die Beteiligung auch ganz, ganz minim wäre, werden schon einfach aus Gründen, die mit Wert oder Unwert der Geschichte nichts zu schaffen haben, gegen die Geschichte sein. Die Gegner sind aber noch in einem zweiten Lager zu suchen, und diese Gegner sind ernsthafter zu nehmen. Es werden nämlich viele die psychologische und physiologische Wahrheit der ganzen Sache bestreiten und an solche keusche, entsagungs- und zuletzt opfervolle Liebe eines fünfzehnjährigen Berliner Jungen nicht glauben wollen. Ja, dieser starke Nichtglaube wird sie zu Spott und Bummelwitzen hinreißen. „Alles Mumpitz." Und wenn doch vorgekommen, eine tragikomische Krankheitserscheinung, mit der man sich als künstlerischer Aufgabe nicht zu beschäftigen hat.

So wird sich die Mehrzahl zu der Geschichte stellen. Eine Minorität aber wird anders denken, und zu dieser Minorität gehören vorläufig drei: Gustav Landauer, Sie und ich. Mir persönlich steht es ganz bummsfest, daß solche fünfzehnjährige Jungens vorkommen, auch gar nicht so furchtbar selten.

Das Gefühl, das sie beherrscht, ist nicht bloß Liebe.

Ein Grundstock von Edelmut muß in solcher jungen Seele ruhen, und nun wird aus Edelmut und Liebe ein tiefes Mitleid geboren. Dies ist das prädominierende Gefühl, so stark, daß der arme Junge über den in gewissem Sinne siegreich rivalisierenden „Kommis Karl" wegkommt und alles nicht bloß verzeiht, sondern mitunglücklich mit in den Tod geht. Ich persönlich glaube auch an Lenchen; aber selbst wenn dieser Glaube ungerechtfertigt sein sollte, so bleibt doch der an den Jungen und mit diesem Glauben auch das Interesse für ihn. Auch das Maß von Kunst und Kunsttechnik ist nicht gering; nur mit dem Worte „Schwangerschaft" hätte sich vielleicht vorsichtiger operieren lassen können, wiewohl ich einräume, daß Umschreibungen und Verschleierungen auch wieder ihr Mißliches haben.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An K. E. O. Fritsch.

Berlin, d. 10. Januar 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Genau heute vor acht Tagen, auch Sonntag abend, las mir meine Frau hintereinander weg die Geschichte*) vor, die auf uns beide einen großen Eindruck machte, aber auf mich einen doch viel stärkeren. Leute von Fach, die folgen können, empfinden immer stärker als die andern. Das ist die eine Mehrheit, und die andere Mehrheit ist die, daß die Männerwelt, ganz besonders im Liebespunkt, viel idealer angelegt ist als die Frauen, und daß wir noch

---

*) Heinrich Schirmacher, „Herr Baumeister." Novelle (Danzig, Kafemann, 1891).

ehrlich an unsinnliche oder höchst fein versinnlichte Gefühle glauben, wo die Frauenwelt stutzig wird und ein ganz kleines oder auch wohl ein ganz großes Fragezeichen macht. Erst nachdem ich mit einer Art von Begeisterung die ganze Geschichte rekapituliert und dabei nicht bloß die Gefühlsreinheit, sondern namentlich auch die ganz besondere Gefühlstiefe nachgewiesen und sozusagen als relativ selbstverständlich hingestellt hatte, sagte meine Frau sieben Achtel überzeugt: „Du wirst wohl recht haben." Diese große und reine Liebe hätte ich, glaub' ich, trotz bloßer Durchschnittsveranlagung auf diesem Gebiet, auch leisten können. Aber, wie hier ganz richtig geschildert, nur einem Backfisch gegenüber. Nachher hört es mit dem Engel auf.

Und nun noch eins. So entzückt ich von dieser schönen, echten, herzbewegenden Arbeit bin, so will es mir doch beinah erscheinen, als ob eine Darstellung derart nur als Selbstbekenntnis, als Beichte, um sich etwas von der bedrückten Seele herunterzureden, erlaubt sei. Erfindet sich jemand den Konflikt oder richtiger das Thema (denn zum Konflikte kommt es nicht), oder schreibt man die Geschichte von etwas neben sich Erlebtem als Beobachter und Augenzeuge ab, so wächst das Erzählte, das nun rein als „Kunstwerk" auftritt, in ein Genre hinein, das doch mehr oder weniger abzulehnen ist: ins Sentimentale. Man wird dann sozusagen ohne Not zum Vergnügen der Einwohner gequält. Als Erlebnis darf ich es aufzeichnen, aber ich darf es nicht erfinden. Es ist das eine sehr feine Frage, des Schweißes der Edlen wert.

Unter herzlichen Empfehlungen an Ihre Damen in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 14. Januar 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Mit der Arbeit, von der ich neulich schrieb — sie heißt: „Die Poggenpuhls", arme adlige Majorin mit drei Töchtern; ein Titel, auf den ich stolz bin — mit der Arbeit bin ich fertig und frage nun ganz ergebenst an, ob es Ihnen paßt, mit dem Neudruck der „Wanderungen" zu beginnen. Stimmen Sie dem zu, so erlaube ich mir, das höchst komplizierte Manuskript zu Band I einzusenden. Glücklicherweise habe ich eben — ganz gegen Erwarten — noch zwei Exemplare von Band I, 4. Auflage, gefunden, aus denen nur ein paar Kapitel herausgeschnitten sind, was aber nichts schadet, da gerade diese Kapitel eine total neue Form erhalten sollen.

Das von mir einzusendende Manuskript wird also aus aufgeklebten Druckseiten und aus wirklich neu Geschriebenem bestehn, hinsichtlich dessen ich nur den Wunsch habe, daß es vornweg gesetzt und in Fahnen mir zugeschickt wird, weil ich zwei dieser Kapitel, und zwar „Mathilde v. Rohr" und „Gentzrode"*), noch erst verschiedenen Personen vorlegen möchte, um nachher keine Unannehmlichkeiten zu haben. Unsere Freundin Rohr, Alexander Gentz sein Bankrott und sein Prozeß, vor allem auch ein von ihm (A. Gentz) geschriebenes Turmknopfmanuskript, in dem er den Ruppinern sagt, daß sie Philister und Schafsköpfe seien — alle diese Dinge sind heißes Eisen, daran

*) Vgl. oben S. 189. Das Kapitel über Mathilde v. Rohr erschien erst nach dem Tode Th. Fs. in der achten Auflage.

man sich verbrennen kann. Ich will also so sicher wie möglich gehen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ernst v. Wolzogen.

Berlin, d. 2. Februar 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr v. Wolzogen.

Es ist doch wohl in der Ordnung, Ihnen in ein paar Worten mein Gefühl über Ihr Stück*) zu sagen.

Ich weiche von Schlenther darin ab, daß ich das Ganze nicht realistisch finden kann. Es sind gut porträtierte humoristische Gestalten — der Bruder Wilhelm und mehr noch der Polizeiwachtmeister ganz vorzüglich — aber diese an und für sich lebenswahren und wirkungsvollen Figuren sind nicht in die richtigen Situationen hineingestellt. Wie die wundervollste Anekdote in ihrer Wirkung von dem Tisch abhängig ist, an dem sie erzählt wird, so spielt auch hier die Lokalfrage eine Rolle. Ich kann mir beispielsweise eine Visite bei „Geheimrats", wie sie die beiden Brüder ausführen, nicht gut vorstellen, und so ist man von Anfang an nicht in der richtigen Glaubensstimmung.

Das Nebeneinanderstellen von Ernstem, sogar sehr Ernstem und Burleskem ist an und für sich nicht anfechtbar. Ich glaube sogar, daß dies in der Intention ein sehr glücklicher Griff war; aber die Befriedigung darüber bleibt aus, weil durch das Hineinziehen des vorangegangenen Liebestechtelmechtels ein mehr oder weniger verwirrendes Extra mit in die Sache hineinkommt, ein Extra, das, eine wichtige

---

*) „Das Lumpengesindel" in der ersten, in der Zeitschrift „Freie Bühne" erschienenen Fassung, die Wolzogen dann umarbeitete.

Frage für sich bildend, nicht so nebenher auch noch mit abgemacht werden kann.

Ihre Güte wird mir diese Bemerkungen verzeihen und ihnen wenigstens vor ängstlichen Balancierstücken den Vorzug geben. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An August v. Heyden.

Berlin, d. 2. März 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Mein lieber Heyden.

Am Sonnabend ist Rütli — jetzt meist nur noch richtig gezählter Dreimännerschwur — beim Senator. Da könnte man sich sehen. In Erwägung aber, daß Du als kluger Feldherr wohl fehlen wirst, denn die Sache wird immer dünner, will ich doch noch ein paar Zeilen an Dich schreiben und mich entschuldigen, daß ich mich in Haus Heyden immer nur sehen lasse, wenn ich eingeladen bin. Es sollte notwendigerweise anders sein, aber das Alter hält mich seit einiger Zeit doch scharf in den Klauen, und das Wort der guten alten Pietsch, als er mal wieder den Kraftmeier spielte: „Jott, Sie solln 'n mal bloß zu Hause sehn" — dies große Wort ist auch der Fahnenspruch, unter dem ich fechte. Körperlich geht es noch, aber das „innen lebt die schaffende Gewalt" ist für mich leider zur Phrase geworden. Von Federkraft — bei mir doppelsinnig zu verwenden — ist keine Rede mehr. Ich raffe mich mit Anstrengung auf, um wenigstens jeden Abend meinen Spaziergang zu leisten.

Zu meiner großen Freude habe ich gehört, daß das mit dem Vorhang nun doch noch was wird*). — Es ist

*) Heyden erhielt den Auftrag, für das Berliner Opernhaus einen Vorhang zu malen.

eine schöne Einnahme, eine Auszeichnung und bringt Dich in erneute freundliche Beziehungen einerseits zum Kaiser, anderseits zum Theater. Ich bin froh, keine Kritiken mehr schreiben zu müssen, räume aber ein, daß das Theater unter den guten Zerstreuungen und Erquickungen doch obenan steht. Die Sache hat einen Reiz und auch die Personen. Ein Geheimrat muß schon sehr gut sein, wenn er so interessant sein soll wie Frau Kahle oder die kleine Conrad. Und der Nachwuchs soll ja gerade brillant sein. Empfiehl mich Deinen Damen. Wie immer Dein alter

Th. Fontane.

An August v. Heyden.

Berlin, d. 2. April 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Mein lieber Heyden.

Eben bringt uns unser Mädchen, das eine Stunde in der Stadt war, Deine Karte; wir beiden alten Nüßlers (die nach Fritz Reuter auch noch taub waren) haben also das Klingeln mal wieder überhört. Sehr zu unserm Leid; denn wir saugen nun seit dritthalb Wochen unausgesetzt an unsern eignen Fingern, so daß ein Besuch und ein freundlich Wort mehr denn je eine Erquickung ist.

Seit heute geht es etwas besser mit uns, auch mit mir, der ich entschieden schärfer drin saß.

Ergeh es Dir gut; empfiehl uns Deinen verehrten Damen. Eben hat mich Bismarcks Rede an die viertausend Fackelträger, trotzdem ich sie „stark" finde, sehr amüsiert*).

Wie immer Dein alter Noel.

---

*) Am 1. April 1892 hatten an viertausend Bürger Hamburgs und der Umgegend Bismarck in Friedrichsruh einen Fackelzug dargebracht. Der Fürst dankte mit einer Ansprache, in der er Deutsch-

An Wilhelm Hertz.

Zillerthal bei Schmiedeberg, d. 22. Mai 1892.
Villa Gottschalk.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Wenige Stunden vor meiner Abreise empfing ich „Merlin" durch Ihre Güte und fand nicht mehr Zeit, von Berlin aus dafür zu danken. So geschieht es denn von dieser Villa Gottschalk aus, angesichts des noch ganz im Schnee liegenden Gebirges. Dem entspricht denn auch die Temperatur. Und doch bin ich froh, hier zu sein, denn ich habe hier Stille statt Radau. Heyses neuesten Roman wollen wir abends ganz winterlich am warmen Ofen lesen. An Störungen ist nicht zu denken, wenigstens nicht von außen her. Buchwald und Fischbach liegen in unmittelbarster Nähe, und vor zwanzig, ja noch vor zehn Jahren hätte mich dieser liebesromantische Grund und Boden interessiert. Jetzt ist es vorbei damit, wie mit vielem. Das einzig Nette ist noch: in der Sonne sitzen und blinzeln, also das von Hermann Lingg besungene alte Krokodil „Am heiligen Teich von Singapur" usw. Mit der Bitte, mich Ihrem Herrn Sohn empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Carl Robert Lessing.

Zillerthal (Schlesien), d. 23. Mai 1892.
Villa Gottschalk.

Hochgeehrter Herr Geheimrat.

Vorgestern bin ich mit Frau und Tochter hier eingetroffen, um nach fast vierteljähriger Krankheit Genesung

lands Stärke gegenüber allen Feinden in Wendungen wie „sie können nicht gegen uns aufkommen". „Wir hauen sie alle in die Pfanne" betonte. Vgl. Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Herausgegeben von Horst Kohl, Bd. 13, S. 59.

und Kraft zur Arbeit an meiner alten schlesischen Heilstätte zu suchen. „Andere Luft" war der herkömmliche Doktorsrat. Aber die Luft allein kann es nicht. Ruhe, auch innerliche, ist gleichermaßen nötig, und diese zu gewinnen, dazu möchte ich wohl aus Ihrem Munde hören, daß Sie mir wegen meiner Indiskretion nicht weiter ernstlich zürnen. Dergleichen weiter zu schwatzen, wie ich getan, ist immer vom Übel, und es kann mir nichts ferner liegen, als mein Versehen verkleinern zu wollen. Aber ich spreche, wie ich schon mündlich zu Ihrer Frau Gemahlin tat, zugleich auch die herzliche Bitte aus, meine Schuld nicht als größer ansehen zu wollen, als sie ist. Was redet man nicht alles, wenn man mit einem Bekannten in einer Tiergartenallee spazieren geht! Immer dicht am Hochverrat vorbei. Was sagt man nicht alles zur Frau über die Tochter oder zur Tochter über die Frau oder zu beiden über die Söhne! So was muß verklingen und begraben sein. Darf ich mich der Hoffnung hingeben, daß Sie diese mildere Auffassung zu teilen beginnen?

Die ersten Zeilen, die ich von hier aus schrieb, waren an Frau Stephany gerichtet, vorsichtig abgefaßt, weil er selbst die Briefe zu lesen pflegt. Aber Ihnen kann ich aussprechen, daß mich der Zustand des Kranken mit wirklicher Sorge erfüllt. Sie werden diese Sorge teilen und haben leider die Zeitungssorgen dazu zu tragen.

Wir wohnen hier in nächster Nähe von Buchwald und Fischbach. Alles sehr schön, sehr still, sehr erquicklich, auch hohenzollerngeschichtlicher Grund und Boden. Aber die Tage, wo mich dergleichen mit einem kleinen Enthusiasmus erfüllte, liegen zurück, und tiefe Müdigkeit ist an Stelle davon getreten. Ob ich noch einmal von dieser Müdigkeit loskomme? Mit zweiundsiebzig sind die Chancen gering. Und so richte ich mich denn an einem

altwürttembergischen Wahlspruch auf, dem ich vor einiger Zeit begegnete:

„Sorg, aber sorge nicht zu viel.
Es kommt doch, wie's Gott haben will."

Mit der Bitte, mich Frau Gemahlin angelegentlichst empfehlen zu wollen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane

An Carl Robert Lessing.

Sommer 1892.

Herzlichsten Dank. Es geht mir noch immer recht schlecht, und wenn die Gebirgsluft nicht Wunder tut, so werde ich mich trotz guter Konstitution und glücklichen Temperaments doch auch wohl denen zuzählen müssen, die sich „vorzubereiten" haben. Der arme Stephany!

In herzlicher Ergebenheit und Dankbarkeit Ihr

Th. Fontane.

An Carl Robert Lessing.

Zillerthal (Schlesien), d. 15. Juni 1892.
Villa Gottschalk.

Hochgeehrter Herr Geheimrat.

Eh es in den Zeitungen steht (das „Hirschberger Tageblatt" hat schon begonnen), erscheint es mir Pflicht, Sie, hochgeehrter Herr, wissen zu lassen, daß wir uns entschlossen haben, Berlin aufzugeben und uns nach Schmiedeberg für den Rest unserer Tage zurückzuziehn *). Ich habe keine Freude mehr an dem großstädtischen Leben; aber wenn es auch anders läge, die Verhältnisse ließen mir keine Wahl. Seit meiner letzten Krankheit bin ich eine ganz gebrochene Kraft,

*) Dieser Plan kam nicht zur Ausführung.

zurzeit kaum fähig, ein paar Briefzeilen zu schreiben, und so schrumpfen denn meine Einnahmen auf weniger als die Hälfte zusammen. Damit in Schmiedeberg zu leben, wird gehen. In Berlin wäre es unmöglich, und so waren wir eines langen Schwankens überhoben. Einige Freunde drücken mir freilich ihr Entsetzen aus, davon ausgehend, daß ich ohne den Anblick einer Prinzessinnenkutsche nicht leben könne. Ganz gefehlt. In Wahrheit liegt mir nur noch an Ruhe. Finde ich die, so bin ich geborgen. Wenn nicht, weil durch Krankheit gequält, so kann auch Berlin mit Matkowsky und der dell Era nicht helfen.

Daß es mit Stephany besser geht, hat mich hocherfreut; mög es so bleiben.

Mit den aufrichtigsten Wünschen für Ihr und der Ihren Wohl Ihr dankbar ergebenster

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Zillerthal im Riesengebirge, d. 8. August 1892.
Villa Gottschalk.

Mein lieber Chevalier.

Ich will mich doch auch noch für Deinen lieben Brief bedanken, der an alte gute Zeiten erinnerte. Die Stelle über Lübkes Wiederverheiratung hat uns am meisten amüsiert. Fanchon bleibt sich immer gleich. Es ist nicht gut, so rücksichtslos vorzugehen. Die alten Anstandsgesetze haben doch ihr Gutes und Natürliches. Was mich betrifft, so geht es mir recht schlecht, rapide schlechter. Ich soll zwar einen auf fünfundachtzig Jahre berechneten Korpus haben; mir persönlich ist nicht danach zumute. Zudem hat mir eine Breslauer Autoriät, Professor Hirt, mit Hilfe des Augenspiegels ruhig versichert: Gehirnanämie, der Sehnerv

ganz weiß, also hochgradig, er könne es aber elektrisch heilen. Na, na. Die Reise nach Breslau war eine kolossale Anstrengung. Martha begleitete mich. Ende des Monats soll die Kur selbst folgen. Der Zustand ist elend, und die Kraft von Frau und Tochter hin, auch ihre Geduld. Ich bin ein Quängelpeter und Egoist. Gott, die Krankheiten sind verschieden in ihrer Wirkung auf das Gemüt. Du wirst mir immer als Heldenvorbild zitiert, was auch stimmt.

Tausend Grüße Dein

Noel.

An Karl Zöllner.

Zillerthal im Riesengebirge, d. 13. August 1892.
Villa Gottschalk.

Mein lieber alter Chevalier.

Wenn Dein erster Brief wie aus guter alter Zeit war, so war der zweite wie aus allerbester. Beneidenswert, daß Du's noch kannst, daß der gehäufte Löffel Resignation und andere gute Dinge Dir so viel Kraft geben. Wir haben uns alle herzlich an Ton und Inhalt gefreut, und meine zwei Damen haben nur leider wieder Kapital draus geschlagen oder richtiger einige neue Pfeile gegen mich abgeschossen. Sie werden der Tatsache nicht gerecht, daß nicht bloß die Menschen, sondern auch die Krankheiten verschieden sind, und daß unter den letzteren welche sind, die das „Leide, ohne zu klagen“ ganz besonders erschweren. Im übrigen gebe ich zu, daß der Charakter entscheidet und energische Persönlichkeiten das schier Unmögliche möglich machen.

Theo hat uns von einer Kaffeestunde mit Dir bei Josty oder in Café Bellevue erzählt. Er war sehr angetan davon. Alles das sind Taten, die mir imponieren.

Könnte ich noch eine Freude in meinem Herzen aufbringen, so wäre mir geholfen. Aber leider alles grau in grau; der Trübsinn hat die Oberhand. Montag über acht Tage will ich noch mal nach Breslau — die ganz aufgezehrte arme Frau mit mir — um bei Professor Hirt einen letzten Kurversuch zu machen. Etwa achtzehn Tage. Dann zurück nach Berlin. Ach, Berlin! Es liegt schon in Gedanken schwer auf mir. Der Lärm, all das wüste Treiben, die Jagd nach dem Glück und die Brücke, die bricht. Ach, man muß an das Leben glauben, um glücklich zu sein. Der schöne Wahn hält uns. „Nur der Irrtum ist das Leben, und die Wahrheit ist der Tod". Schiller hat es auch darin getroffen, wie so oft.

Und nun lebe wohl. Grüße Frau und Sohn.

In alter Freundschaft Dein

Noel.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 22. Oktober 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Gestatten Sie mir, Ihnen in Beifolgendem „Jenny Treibel" in Buchform zu überreichen unter nochmaligem Ausdruck meines Dankes für die voraufgehende Veröffentlichung in Ihrer „Rundschau". Man wird durch nichts dem guten Publikum besser empfohlen.

Für eine neue Arbeit wage ich eine neue Empfehlung via „Rundschau" kaum zu erbitten; denn meine Kräfte sind hin, und ob sie mir wiederkehren, ist mindestens zweifelhaft. Aber wenn — dann.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 22. Oktober 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Anbei mit schönsten Grüßen „Jenny Treibel", der Sie vielleicht — über meine Säumigkeit im Lesen und Kritisieren hinwegsehend — ein paar freundliche Worte widmen. Ich spreche diesen Wunsch noch mehr als Verleger- wie als Buchvater*) aus.

Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? Gehen Sie noch nach dem Süden? Vorläufig beziehen wir die Kälte von dort her.

Meine Frau hat den größten Teil Ihres Stauffer-buches gelesen und ist hinsichtlich Stauffers beinah bekehrt, hinsichtlich Brahms befestigt. Sie stellt es unter Ihren Büchern obenan. Ich weiß nicht, ob es richtig ist; aber ich halte es für leicht möglich, weil Sie hier — gerade bei Stauffer sonderbar zu sagen — eminent jungfräulichen Boden überall unter den Füßen hatten. Ich weiß aus Erfahrung, daß einem dies Bewußtsein die Flügel wachsen läßt.

Schreite ich in der Besserung nur noch ein klein wenig fort, so werde ich mir alles vorlesen lassen. Bisher war ich, in meinem Schwächegefühl, der Sache nicht gewachsen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 22. Oktober 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Ergebensten Dank für den zweiten Band Gerlach**), an dem ich nur beklage, daß er für **mich** um zwanzig

*) „Jenny Treibel" erschien als Buch bei F. Fontane & Co.

**) „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs,

Jahre zu spät das Licht der Welt erblickt. Wie vieles hätte ich ihm entnehmen, wie oft ihn als Wegweiser benutzen können! Ich spreche in der nächsten Woche vor und wiederhole dann meinen Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Auguste Scherenberg.

Berlin, d. 6. November 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Mein gnädigstes Fräulein.

Seit etlichen Wochen schreibe ich an meiner Biographie, deren erster Abschnitt die Swinemünder Kindertage behandelt. Da kommen denn etwa in der Mitte des Abschnittes zwei Kapitel vor, von denen das eine die Überschrift führt „Die Krauses", das andere „Die Schönebergs und Scherenbergs". Und zu Nutz und Frommen dieses letztgenannten Kapitels habe ich natürlich allerhand Fragen auf dem Herzen. Mit den Scherenbergs ginge es allenfalls ohne spezielle Anfrage, mit den Schönebergs aber steht es desto schlechter. Wo stammten sie her? War der alte Schöneberg, der Großvater des Sanitätsrates, der *erste* Schöneberg in Swinemünde, oder waren seine Eltern schon vor ihm eingewandert? Aus welcher Familie war seine Frau? Was begründete vorzugsweise seinen Reichtum oder sein Vermögen? Wie verlief das Leben seiner Söhne? Wie war seine Stellung zu den anderen Hono-

Generals der Infanterie und Generaladjutanten König Friedrich Wilhelms IV." Nach seinen Aufzeichnungen herausgegeben von seiner Tochter (2 Bde. Berlin, Hertz, 1891 und 1892).

rationen, von denen er sich durch mancherlei, besonders durch seine Solidität, wesentlich unterschied?

Ihre Güte wird mir das alles beantworten können. Haben wir Aussicht, Sie mal gegen sechs zu einer Plauderstunde erscheinen zu sehen? Ich händige Ihnen dann auch ein Buch und einen Brief ein, die seit einem halben Jahr in meinem Schranke liegen. Unter herzlichen Grüßen, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Schöneberg.

Berlin, d. 24. November 1892.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr Sanitätsrat.

Fräulein Auguste hat mir schon vorgestern Ihre freundlichen Aufzeichnungen gebracht, und so ist es denn höchste Zeit, Ihnen für so viel Liebenswürdigkeit zu danken. Vier Folioseiten schreiben ist immer eine Leistung. Ich freue mich sehr, diese Aufzeichnungen zu haben, die ich nicht bloß für meine Arbeit vorzüglich gebrauchen kann, sondern die mich auch menschlich und in Rückerinnerung an meine Knabenjahre lebhaft interessiert haben. Auch aus einer Art Eitelkeit. Denn alles, was Sie über die Stellung des Großvaters in der an Schwindel und Bummel so überreich gesegneten (übrigens dadurch nur um so interessanteren) kleinen Stadt sagen, stimmt genau mit den Eindrücken, die ich als kaum Zwölfjähriger empfangen habe. Das instinktive Ahnen war dem Erkennen weit voraus. Nochmals bestens dankend, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Richard M. Meyer.

Berlin, d. 1. Dezember 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für das „Magazin“-Heft und Ihren darin enthaltenen Aufsatz über „Friedrich Rohmer“ *). Ich fürchte, daß Sie recht haben, und daß sich wieder so etwas vorbereitet. Es gibt keine Klasse von Menschen — selbst die richtigen Verbrecher kaum ausgenommen — die mir so verhaßt wäre wie die Rohmersorte. Verwirrungsstifter und dabei gerade dessen entbehrend, worauf sie vorgeben geeicht zu sein — des Großen. Ridikül und langweilig. Ich komme in ein Nervenzittern, wenn ich an diese Leute bloß denke. Widmann und Orelli habe ich noch gut gekannt. Ersterer hatte viel Ähnlichkeit mit Rohmer. Ich habe Szenen mit Widmann und Orelli erlebt — im Zimmer meines Freundes Lepel, den sie ganz eingefangen hatten — daß ich am liebsten eine unanständige Gebärde gemacht und diese Gebärde mit einer Aufforderung im Berliner Kraftstil begleitet hätte. Dilettantismus, sagen Sie. Ja, das ist richtig, aber doch viel zu gütig. Es ist eine gräßliche Mischung von Dünkel und Schwindel. Jeder dieser Leute hätte sich eingebildet, sechs Bismarcks in der Tasche zu haben. Ein kleiner Flickschuster ist mir lieber. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Später abgedruckt in Richard M. Meyers „Deutschen Charakteren“ (Berlin 1897) S. 182 ff. Über Widmann und Orelli vgl. Th. Fs. Buch über Scherenberg. Gesammelte Werke II, 3, S. 370 ff.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 9. Dezember 1892.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Die Bände sehen sehr gut aus, und die Fichte mit Wasser und Berg*) macht sich vortrefflich; bin auch froh, daß Band I nicht allzu dick geworden ist, was ich beinah fürchtete. Ich würde sogar gern drin lesen und ausproben, wie das alles nach so vielen Jahren auf mich wirkt. Aber ich habe nicht mehr die Kraft dazu. Gerade lesen strengt mich am meisten an. Vielleicht ist es auch gut so. Man ist nach dreißig Jahren immer sein strengster Richter.

Unter Gruß und Empfehlung Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 12. Januar 1893.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Schönsten Dank. Die Sache ist politisch sehr interessant und ein neues Belagstück. Aber während ich den Kaiser ganz begreife (weil die Sache ganz zu seinen anderweit bekundeten Anschauungen paßt), begreife ich Begas, der doch eine Art Hofmann und Kaiserfreund sein will, gar nicht**). Erstlich

*) Der neue Einband der „Wanderungen“ zeigte die Umrisse einer Landschaft.

**) Auf einer Skizze des Nationaldenkmals für Kaiser Wilhelm I. hatte Reinhold Begas am Piedestal allerlei Gegenstände von symbolischer Bedeutung angebracht: auf der einen Seite eine Urkunde mit dem Reichssiegel und den Worten: Einheit, Gesetz, Verfassung, eine Wahlurne u. ä. Auf der andern Seite war das alte feudal-absolutistische Regiment durch eine Gruppe von Insignien wie Helm,

finde ich das ganze Sockelbildarrangement gedanklich konfus, und zweitens finde ich die konstitutionelle Gesinnungstüchtigkeit deplaciert. Marterwerkzeuge und Wahlurne sind gar keine Gegensätze, abgesehen davon, daß das alte Recht nicht durch Marterwerkzeuge und das moderne Recht nicht durch die Wahlurne bestimmt wird. Die Marterwerkzeuge waren ein Vollzugsmittel, und die Wahlurne ist ein politisches Machtmittel. Ich kann also da nicht mit. Weiß freilich, daß Künstler dergleichen nicht so genau nehmen.

Also gut: ich will die Sache gelten lassen, die Gedanken nicht weiter anfechten. Aber wie kann man aller höfischen Klugheit, ja aller ganz alltäglichen Lebensklugheit so bar und bloß sein, daß man mit Emblemen oder Symbolen operiert, von denen der Auftragerhaltende im voraus wissen muß, daß der Auftraggeber dergleichen nicht mag? Ob der Auftraggeber ein Recht hat, es zu mögen oder nicht zu mögen, ist dabei ganz gleichgültig. Begas mußte Embleme wählen: 1. die paßten, 2. die sowohl seiner wie der allgemeinen Anschauung entsprechen und 3. vor allem auch mit der Anschauung des Auftraggebers sich deckten.

Dagegen hat er verstoßen. Ich empfinde das so stark, daß ich zu Betrachtungen über das politische Gewicht der Sache erst in zweiter Reihe komme. Wenn der König von Baiern eine Teppichzeichnung bei mir bestellt, werde ich den bairischen Löwen stolz aufrichten, aber ich werde

Schild, mittelalterlichen Wappen, Marterwerkzeugen und sonstigen Attributen der Herrschergewalt ausgedrückt (vgl. den Bericht in der „Vossischen Zeitung“ vom 5. Januar 1893). Der Kaiser, so hieß es (vgl. die „Vossische Zeitung“ vom 13. Januar) hatte die Wahlurne beanstandet und einen Pokal dafür gewünscht. Das ausgeführte Denkmal zeigt weder jene noch diesen.

ihn nicht darstellen, wie er niedergeworfen am Boden liegt und ein mächtiger Adler auf ihm sitzt und mit dem Schnabel nach seinem Herzen pickt. Dem Tatsächlichen entspricht das vielleicht auch, aber es ist „unopportun". Verzeihen Sie diesen schreienden Undank für die sonst so lehrreiche Geschichte. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 6. Juni 1893.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Mit Entzücken bin ich heut früh unter R. Fellners Leitung Nordaus Ibsen-Anti-Ibseniaden usw. gefolgt *); mit Entzücken, denn Nordau ist ein ganz grundgescheiter Mann, aber doch ebenso auch unter intensivstem Lachen. Denn so gewiß Nordau ein geistreicher Mann ist, so gewiß ist Ibsen ein großer Dichter. Er hat mich in der „Wildente" erschüttert, in der „Frau vom Meere" aufs äußerste gespannt, und wer mich, der ich sehr nüchtern bin, so packen kann, der ist eben kein Nachtwächter aus Rixdorf. Ibsen ist ein segensreicher Revolutionär, der die ästhetische Welt um einen guten Schritt vorwärts gebracht hat. Schiller saß auch in der Stube und konstruierte sich Schweiz und Schweizer. — Als ich mit der Lektüre des Morgenartikels durch war, stach mich die Tarantel, und ich schrieb das, was ich mir beizuschließen erlaube. Sonst, in zurückliegenden Tagen, als ich mir noch vertraute, hätte ich es ohne weiteres drucken lassen. Jetzt tu ich es nicht mehr,

---

*) Richard Fellner: „Entartung" von Max Nordau. „Vossische Zeitung" vom 4. und 6. Juni 1893 (Nr. 257 nud 259.)

weil man dadurch nur in Ungelegenheiten kommt. Es heißt dann: „mit gefangen, mit gehangen", und dem mag ich mich nicht aussetzen. Andrerseits will ich mit meiner total abweichenden Ansicht doch auch nicht feige zurückhalten, und so lege ich denn meinem hochverehrten Gegner auf diesem Gebiete, Friedrich Stephany, das heute früh in dieser Sache Geschriebene ganz ergebenst vor. Vielleicht erheitert es Sie einen Augenblick. So viel werden Sie auch als Gegner zugeben: man kann alles klein machen, und man kann auch alles beweisen. Ja, ich verpflichte mich, einen Essay zu schreiben, in dem ich nachweise, daß Bismarck nach einem von Dietrich v. Quitzow hinterlassenen politischen Testament das Deutsche Reich aufgebaut hat, um auf diese geniale Weise die Hohenzollern zu stürzen und dadurch die märkischen Radaubrüder von damals an dem Nürnberger Burggrafentum ein für allemal und zwar großartig zu rächen. Es war auch schon alles fertig: da, im letzten Augenblick, merkte Wilhelm der Zweite Lunte und stürzte den Verschwörer mit Hülfe der Sozialdemokratie. Soll ich solchen Essay schreiben? Ich kann es. Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 8. Juni 1893.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank. Ich weiß es zu schätzen, daß Sie, mitten in Ihrer Arbeitsfülle, noch Zeit finden, mir einen so langen und liebenswürdigen Brief zu schreiben. Natürlich stellt sich nach dem, was Sie gütigst aus dem Buche selbst zitieren, mein Urteil über die geistreichen und teilweise sehr berechtigten Nordauschen Angriffe (Gesuchtheiten sind

Ibsens großer Fehler) sehr anders als vor zweimal vierundzwanzig Stunden, wo ich meinen kleinen Ulk niederschrieb, hinsichtlich dessen ich nur bedaure, daß er nicht genug als solcher erkannt worden ist. Sie haben diesen Übermut eines dann und wann auf dreiundzwanzig zurückfallenden Dreiundsiebzigers offenbar zu ernst genommen, und das ist Grund, daß ich schlecht abschneide. Ich kann doch die drei Beinamen Blasphemist usw. nicht im Ernst erfunden und hinter dem Worte „Klassizitätspopanz" ebensowenig eine wirkliche Meinung oder auch nur einen Schimmer davon versteckt haben. Es lag mir, wie ich Ihnen auch schon schrieb, nur daran, zu zeigen, daß es mit allem Urteil, besonders aber mit dem Urteil Vorwegeingenommener, immer ein mißlich Ding ist, und daß, zumal wo geistreiche Menschen sich ins Geschirr legen, alles bewiesen werden kann. Zu diesem Satze, der mir als solcher zu altbacken war, wollte ich gern eine wirksame Illustration schaffen, und so entstand das, was ich Ihnen schickte und vielleicht besser nicht geschickt hätte. Ihr

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 16. Juli 1893.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Anbei vier ganz kleine Geschichten aus dem schlesischen Gebirge. Daß sie eine Woche früher als versprochen bei Ihnen eintreffen, wird kein Schaden sein*). Ich habe

*) „Auf der Koppe." „Gerettet." „Der alte Wilhelm." „Wieder daheim." Vgl. „Deutsche Rundschau" Bd. 76 (1893) S. 439 ff. Gesammelte Werke II, 9, S. 423 ff. — Ernst Wechsler war ein österreichischer Literat, der sich in Berlin heimisch zu machen suchte.

mich gefreut, in der Zeitung zu lesen, daß Sie beim Begräbnis des armen Wechsler zugegen waren, ihm die „letzte Ehre“ erwiesen haben. Von „Ehren“ vorher war wohl nicht viel die Rede. Solche Existenzen machen immer einen tragischen Eindruck auf mich, aber die Empfindung ist nicht rein. Es mischt sich so viel anderes mit hinein: „warum blieb der Schöps nicht hinter seinem Ladentisch?“ usw. Es klingt hart, besonders aus dem Munde eines, der selber hinter dem Ladentisch gestanden. Und doch hab ich recht. Es muß einer ganz gesund sein und sich vertrauen dürfen. Sonst sind es Krankheitserscheinungen. Und solch Unglücksbraten wie der Hamerling zieht solche Gewächse groß.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An August v. Heyden.

Berlin, 5. August 1893.
Potsdamer Str. 134c.

Mein lieber Heyden.

Ich freue mich, daß Du in München warst und an der Sezessionistenausstellung überhaupt wie speziell an den Bildern Deines Hubert so viel Freude gehabt hast. Er ist ein richtiger Künstler geworden, im Gegensatz zu solchen, die bloß malen, und wenn er im Schönheitlichen, auch nach der holländischen Reise, noch hinter Deinen Wünschen zurückbleiben sollte, so schadet das, soweit ich es beurteilen kann, nicht viel. Das große Schweinebild, so gut es ist, ist auch nicht mein Geschmack; aber wenn ich mir die Hühnerbilder vergegenwärtige, so finde ich: er hat Schönheit genug. Die Beobachtung ist ganz vorzüglich, alles charakteristisch und mit einem freien Humor gewürzt.

Du fragst wegen Bismarck. Meine Damen, die mir

die Zeitung vorlesen, müssen schlecht aufgepaßt haben. Ich weiß nichts von einer Rede in Hannover. Aber sie wird gewesen sein wie die andern. Das ewige sich auf den Waisenknaben und Biedermeier hin Ausspielen ist gräßlich, und man muß sich immer wieder all das Riesengroße zurückrufen, was er genialisch zusammengemogelt hat, um durch diese von den krassesten Widersprüchen getragenen Mogeleien nicht abgestoßen zu werden*). Er ist die denkbar interessanteste Figur. Ich kenne keine interessantere; aber dieser beständige Hang, die Menschen zu betrügen, dies vollendete Schlaubergertum ist mir eigentlich widerwärtig, und wenn ich mich aufrichten, erheben will, so muß ich doch auf andere Helden blicken. Dem Zweckdienlichen alles unterordnen, ist überhaupt ein furchtbarer Standpunkt, und bei ihm ist nun alles noch mit so viel Persönlichem und geradezu Häßlichem untermischt, mit Beifallsbedürftigkeit, unbedingtem Glauben an das Recht jeder Laune, jedes Einfalls und kolossaler Happigkeit. Seine aus jedem Satz sprechende Genialität entzückt mich immer wieder, schmeißt immer wieder meine Bedenken über den Haufen; aber bei ruhigem Blute sind die Bedenken doch auch immer wieder da. Nirgends ist ihm ganz zu trauen. Andrerseits (Kritik ist billig) trifft er in dieser seiner Kritik meistens den Nagel auf den Kopf und hat sicherlich darin recht, daß wir an unsichern Zuständen laborieren, und daß ein tiefes Mißtrauen durch das Land schleicht. Noch richtiger wäre wohl der etwas mildere Ausspruch, „daß wir kein rechtes Vertrauen zu uns hegen". Der Zusammenbruch der ganzen 1864 bis 1870 aufgebauten Herrlichkeit wird offen diskutiert, und während immer neue hunderttausend Mann und immer

*) Vgl. Anmerkung S. 42. Die Ansprache in Hannover vom 29. Juli ist abgedruckt bei Horst Kohl, Bismarcks Reden Bd. 13, S. 212.

neue hundert Millionen bewilligt werden, ist niemand (auch wenn die Sache mit den Bewilligungen noch so fortginge) im geringsten von der Sicherheit unserer Zustände überzeugt. Das Eroberte kann wieder verloren gehen. Baiern kann sich wieder ganz auf eigne Füße stellen. Die Rheinprovinz geht flöten, Ost- und Westpreußen auch, und ein Polenreich (was ich über kurz oder lang beinah für wahrscheinlich halte) entsteht aufs neue. — Das sind nicht Einbildungen eines Schwarzsehers. Das sind Dinge, die sich, „wenn's los geht", innerhalb weniger Monate vollziehen können, und die auch in fast jedes Deutschen Vorstellung als eine Möglichkeit leben. Und nun mache die Gegenprobe und vergleiche diesen Zustand mit dem gegenwärtigen Zustand in England. England steht in diesem Augenblick auf der denkbar niedrigsten Stufe, dank den Unsinnigkeiten of the great old man*). Der richtige Prinzipienreiter! Homerule bedeutet eine Gefahr, auch wenn nichts draus wird. Indien wackelt; Australien und Canada sind kaum noch in Zusammenhang mit dem Mutterland. Rußland gewinnt Oberwasser und Frankreich desgleichen. Auf den ersten Blick eine Situation, die viel schlechter ist als die unsrige. Und doch welch riesiger Unterschied! Vor zwei, drei Tagen haben die großen Flottenmanöver in der irischen See begonnen, und ich bin wie von meinem Leben überzeugt, es gibt nicht hundert Engländer im Lande, die nicht beim Anblick dieser Flotte das Gefühl hätten: mag kommen, was will, der Ozean ist vorläufig immer noch unser, und wir vernichten alles, was uns diese Herrschaft bestreiten will. Und ginge diese Flotte verloren, so schüfen wir eine neue. Wir haben das Geld dazu und den guten Willen und das Vertrauen, daß es so sein muß,

*) Gladstone.

daß es nicht anders sein kann. Von diesem Vertrauen haben wir keine Spur. Die alte Wangenheim sagte mir immer mit ihrem allerkatholischsten Gesicht: „Preußen-Deutschland hat keine Verheißung." Das ist richtig. Im alten Testament kommen wir noch nicht vor. Die Engländer geriern sich, als hätten sie die Verheißung. — Und nun leb wohl. Herzlichste Grüße und Empfehlungen dem ganzen Hause Heyden. Wie immer Dein

Th. Fontane.

An Emilie Zöllner.

Karlsbad, d. 19. August 1893.
Silberne Kanne.

Hochverehrte Freundin.

Also diesmal vom schönen Karlsbad aus meine herzlichsten Glückwünsche. Möge das neue Jahr Ihnen Kraft und Gesundheit und Ihrem teuren Gatten den Mut, die Frische, die philosophische Betrachtung erhalten, die ihn auszeichnen! Karl ist über den Berg und wird seinen Weg machen zu Ihrer Freude. Vor Krieg bleiben wir hoffentlich bewahrt, und des jungen Kriegers Waffen dürfen ruhn. Haben Sie morgen einen glücklichen Tag. Schade, daß der Sonntag und sein Publikum Ihnen das Café Bellevue so gut wie verschließt.

Uns geht es hier „den Umständen nach" wohl. Wir haben eine gute Wohnung gefunden, einen guten Eßplatz („Österreichischer Hof") unmittelbar neben uns und einen guten Kaffeeplatz: Pupp, der trotz des Glanzes seiner Erscheinung keineswegs so vornehm und so teuer ist, wie man annehmen sollte. Bauern, Jüdinnen, sächsische Spießbürger sitzen in größerer Zahl um uns her, als Lords, ungrische Magnaten und industrielle Millionäre aus Wol-

hynien und der Bukowina. Das Preußische, wie immer das Preußische, verkrümelt sich völlig, und es wäre unsichtbar, wenn nicht ein paar Jüdinnen aus Berlin und Breslau für preußische Vertretung sorgten. Aber von solcher Vertretung wollen wir nichts wissen, und was sonst noch da ist und als „echt" gelten kann, hat den grauen Aschenputtelcharakter, der, ich will nicht sagen, unter uns heimisch ist, aber sofort in die Erscheinung tritt, wenn wir uns unter andern Nationen bewegen. Wir sind immer die Armen oder wirken wenigstens so. Zum Teil hängt es mit einer gewissen Dezenz zusammen, die das Farbenbunte mit Geflissentlichkeit vermeidet und es als zigeunerhaft oder affig ansieht.

Unser Arzt ist ein Dr. Becher. Er hat aber wohl keinen Zusammenhang mit unserm frisch verheirateten Berliner Geheimrat, stammt vielmehr von einem alten Dr. Becher ab, dem in der Sprudelhalle ein Denkmal (große Porträtbüste) errichtet ist, und der als der Schöpfer des Weltruhms von Karlsbad gilt. Bis Mitte des vorigen Jahrhunderts war es doch mehr von lokaler Bedeutung d. h. im wesentlichen auf Österreich und das „Reich" beschränkt. Interessant sind die vielen Erinnerungstafeln an den Häusern: „Hier wohnte Goethe. Hier wohnte Peter der Große. Hier wohnte Heinrich Laube." An einer Stelle hat sich Kiß verewigt, ein Löwenkopf (in einem Felsen angebracht), der Schlangen und Nattern frißt. Kiß bekämpfte ewig offiziell — man könnte sagen im höchsten Auftrag — die Revolution, und von diesen Leistungen ist dies hier ein Ableger. Inschrift: „In dankbarer Erinnerung an Karlsbad von Kiß aus Berlin". Vielleicht ist es alles symbolisch, und der Löwenkopf ist nichts als der „Sprudel", der alle Kißschen Krankheiten (in Reptiliengestalt) vertilgt. Man empfindet hier sehr eine draußen liegende, andere Welt. Und das ist recht gut. Ich stimme ganz mit Bismarck

überein: „es muß auch Lippen geben“. Und wenn schon „Lippen“, so Slowenen, Rumänen, Serben erst recht. Diese alle sorgen nicht für Tugend, aber für Leben, was im Leben doch das Wichtigste und jedenfalls das Interessanteste ist.

Tausend Grüße Ihnen und den Ihrigen.

Wie immer Ihr treu ergebenster

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 3. Oktober 1893.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ich empfinde genau so wie Sie, kann also sehr gut folgen, aber ich bin sanguinischer und dadurch in meinem Gemüte glücklicher beanlagt, und mit Hülfe dieser glücklichen Beanlagung bin ich verhältnismäßig leicht über unausgesetzte Kränkungen fortgekommen. Ohne Vermögen, ohne Familienanhang, ohne Schulung und Wissen, ohne robuste Gesundheit bin ich ins Leben getreten, mit nichts ausgerüstet als einem poetischen Talent und einer schlechtsitzenden Hose. (Auf dem Knie immer Beutel.) Und nun malen Sie sich aus, wie mir's dabei mit einer gewissen Naturnotwendigkeit ergangen sein muß. Ich könnte hinzusetzen, mit einer gewissen preußischen Notwendigkeit, die viel schlimmer ist als die Naturnotwendigkeit. Es gab natürlich auch gute Momente, Momente des Trostes, der Hoffnung und eines sich immer stärker regenden Selbstbewußtseins. Aber im ganzen genommen darf ich sagen, daß ich nur Zurücksetzungen, Zweifeln, Achselzucken und Lächeln ausgesetzt gewesen bin. Immer, auch als ich schon etwas war, ja auf einem ganz bestimmten Gebiete (Ballade) an der Tête marschierte, sah ich mich beargwohnt und andere, oft wahre Jammerlappen, bevorzugt. Daß ich das alles gleichgültig

hingenommen hätte, kann ich nicht sagen. Ich habe darunter gelitten; aber andrerseits darf ich doch auch wieder hinzusetzen: ich habe nicht *sehr* darunter gelitten. Und das hing und hängt noch damit zusammen, daß ich immer einen ganz ausgebildeten Sinn für *Tatsächlichkeiten* gehabt habe. Ich habe das Leben immer genommen, wie ich's fand, und mich ihm unterworfen. Das heißt nach außen hin, in meinem Gemüte nicht. Sie wissen so gut wie ich oder besser als ich, daß es in unserm guten Lande Preußen (wie übrigens in jedem andern Lande auch) etablierte Mächte gibt, denen man sich unterwirft. Diese Mächte sind verschieden: Geld, Adel, Offizier, Assessor, Professor. Selbst Lyrik (allerdings eine Art Vaduz und Liechtenstein) kann als Macht auftreten. Von dem Kuglerschen Hause wurde vor vierzig Jahren gesagt: „Dort gilt nur, wer einen Band lyrischer Gedichte herausgegeben hat." Es kommt nun darauf an, daß einen das Leben, in Gemäßheit der von einem vertretenen Spezialität, richtig einrangiert. So kam es, daß ich trotz meiner jämmerlichen Lebensgesamtstellung doch jeden Sonntag nachmittag von vier bis sechs richtig untergebracht war, nämlich im Tunnel. Dort machte man einen kleinen Gott aus mir. Und das hielt mich. Ist man aber aus seiner richtigen Rubrik raus, so ist das Elend da. Bankiersöhne (z. B. der junge Bleichröder) sind in Offiziers- und Professorenkreisen der größten Richtachtung ausgesetzt. Offiziere werden in Bankierkreisen wie Hungerleider behandelt. Professor Oppert, linguistische Größe ersten Ranges, der aber, wie Ahlwardt, immer vergißt, daß Beinkleider auch Knöpfe haben, würde in Adels- und Offizierskreisen wie Gundling oder Morgenstern behandelt werden. Humboldt, als er zu ausschließlich vom Popokatepetl sprach, mußte erleben, daß Louis Schneider ihm vorgezogen wurde. Jede Gesellschaftsklasse, jeder Haus-

stand hat ein bestimmtes Idol. Im ganzen aber darf man sagen: es gibt in Preußen nur sechs Idole, und das Hauptidol, der Vitzliputzli des preußischen Kultus, ist der Leutnant, der Reserveoffizier. Da haben Sie den Salat. Hätten Sie in eine bocksteife Professoren- oder vor Hochmut platzende Künstlerfamilie hineingeheiratet, so würden Sie der Leutnantsreserveoffizierbewunderung glücklich entgangen sein, aber es hätten sich Übelstände herausgestellt, die gleich bedrücklich wären. Man muß sich darin finden, daß immer wer da ist, der einem vorgezogen wird. Vielfach — namentlich in der Jugend und ehe man sich etabliert hat — ist dies kränkend. In späteren Lebensjahren aber hört es auf kränkend zu sein, weil man sich überzeugt, daß niemand, auch der Größte nicht, von dieser Kränkung ausgeschlossen bleibt. Es läuft darauf hinaus, daß immer „das Andre" besser ist. Eine Frau, die einen Schöngeist hat, sehnt sich nach einem Kürassieroffizier, und eine Frau, die einen Kürassieroffizier hat, sehnt sich nach einem Schöngeist. Ist man klug, so kommt es auf Stattlichkeit, und ist man stattlich, so kommt es auf Klugheit an. Dem Loyalitätsfatzke steht der Freiheitsapostel und dem Freiheitsfatzke der Loyalitätsapostel gegenüber. Wie man's auch einrichten mag, zur Hälfte kommt man immer schlecht weg. Hat man sich damit durchdrungen, daß es nicht anders sein kann, so fällt zwar nicht der momentane Ärger fort, aber man verheiratet sich nicht mit ihm. Eins der schönsten Lutherworte ist das folgende: „Ja, die bösen Gedanken. Wir können nicht hindern, daß die Vögel über uns hinfliegen. Aber wir können hindern, daß sie auf unsern Köpfen Nester bauen." Das ist ein gutes Bild. Dafür ist es aber auch von Luther.

Herzlichste Grüße Ihren Damen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Bernhard Caspar.

Berlin, d. 28. Oktober 1893.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Geheimrat.

Ergebensten Dank für das Buch und die so freundlichen Begleitzeilen. Das Buch wird mich — die letzten vierzig Seiten habe ich bereits gelesen — mutmaßlich sehr interessieren, so sehr, daß ich über das Unangenehme hinwegkomme, vielleicht es gar nicht mal empfinde*). Wer solch Buch schreiben, aus Rache schreiben kann, ist natürlich ein Schofelinsky. Es bleibt aber andrerseits wahr, daß man die wichtigsten Aufschlüsse, Bekenntnisse, Handlungen immer oder doch fast immer den fragwürdigsten Personen zu verdanken hat. Revolutionen gehen zum großen Teile von Gesindel, Va banque-Spielern oder Verrückten aus, und was wären wir ohne Revolutionen! Das sage ich, der ich eigentlich ein Philister bin. Es ist fast, als ob die große Triebkraft mehr im Schlechten als im Guten der menschlichen Natur läge.

Nochmals besten Dank. In vorzüglicher Ergebenheit
Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 1. Dezember 1893.
Potsdamer Str. 134 c.

„Was? wie?
'ne Biographie?
Und, Gott bewahre,
Bloß bis zum zwölften Jahre.
Was man nicht alles erleben kann!"
Nehmen Sie's trotzdem freundlich an.

Ihr Th. F.

---

*) August Strindberg, „Die Beichte eines Toren".

An Otto Brahm.

Berlin, d. 3. Dezember 1893.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für die freundliche Sendung. Hansi Niese sieht sehr gut aus, ein bißchen scharf soubrettelich, und die Unterschrift: „Muntere Liebhaberin" klingt fast wie eine Liebeserklärung. Sie werden sich nun bald an dergleichen gewöhnen müssen *).

Den Bericht im „Berliner Courier" habe ich mit Vergnügen gelesen, besonders Ihre Rede **). Ich finde es alles sehr gut, doppelt gut, wenn ich bedenke, wie schwierig die Situation war. Deutsch sein und patriotisch und sich nichts vergeben und zugleich doch wieder artig und huldigend.

Mauthner ist ganz Mauthner, ich möchte sagen mehr denn je. Er ist ein kluger und geistvoller Mann, aber es gibt einen seidenen Zeugstoff, den man, glaub ich, Changeant nennt. Es sieht ganz gut aus, aber man weiß nicht recht, ist es grün oder rot oder braun. Mauthner beschwört immer was herauf; aber wenn man eben sagen will: „Erlauben Sie mal", ist er schon wieder weg. Für eine etwas langsame und schwerfällige Natur, wie die meine, ist das störend. Ich komme zu keinem rechten Vergnügen. Mauthner ist der splendideste Gastgeber, aber auch zugleich der routinierteste Kellner, der einem den Teller schon

*) Brahm hatte für die Zeit vom Herbst 1894 an die Direktion des Deutschen Theaters übernommen.

**) Der Pariser Schauspieler Antoine war zur ersten Aufführung von Hauptmanns „Hannele" im Königlichen Schauspielhaus nach Berlin gekommen. Auf dem Bankett, das ihm zu Ehren veranstaltet worden war, hatte Otto Brahm eine deutsche, Fritz Mauthner eine französische Rede gehalten.

wieder wegnimmt, wenn man eben anfangen will. Vorgestern abend war Hopfen bei mir. Merkwürdige Mischung.

Wie immer Ihr Th. Fontane.

An Hermann Scherenberg.

Berlin, d. 2. Januar 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Wenn ich das Glück gehabt habe, Ihnen mit meinen „Kinderjahren" eine Weihnachtsfreude zu machen, so haben Sie mir mit Ihrem so überaus liebenswürdigen Brief eine große Geburtstagsfreude gemacht. Solche Leser zu finden, ist das größte Schriftstellerglück. Gegen das Lob auf Löschpapier — ein paar glänzende Ausnahmen zugegeben — brüht man ab; aber solche Herzensstimmen unmittelbar aus dem Publikum heraus tun unendlich wohl. Lassen Sie mich, was Ihnen vielleicht einen kleinen Spaß macht, hinzusetzen, daß ich mit diesem Buche zum ersten Male das erlebt habe, was ich einen Erfolg nenne; denn den Swinemünder Weihnachtsmarkt habe ich literarisch beherrscht. Freilich nur ein Lokaltriumph, aber besser als der Absatz der üblichen tausend Exemplare auf fünfzig Millionen Deutsche. Das ist ein Tropfen im Ozean, jenes ein tüchtiger Schuß Kognak in einem Glase Wasser.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Siegfried Samosch.

Berlin, d. 15. Januar 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Wie schon so oft, so haben Sie mir auch diesmal wieder durch Ihre Besprechung meiner neuesten Arbeit eine große

Freude gemacht *). Alles ist in hohem Maße liebenswürdig, schmeichelhaft, auch nachsichtig. Denn ich fühle wohl heraus, wie alles, was jenseits der Schilderung meiner beiden Eltern liegt, nicht recht gewirkt hat. Meine nächste Umgebung (Frau und Tochter) hat mir dies von Anfang an gesagt, und die liebevollste Kritik ist überall derselben Meinung gewesen. Ich muß also da was versäumt oder — und das ist inmitten eines kleinen Erfolges doch auch wiederum eine Niederlage — nicht das Richtige gewollt haben. Ich sagte mir: soweit deine Kenntnis reicht, ist das alltägliche Leben einer kleinen baltischen Stadt aus dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts und desgleichen das alltägliche Leben eines norddeutschen Jungen aus derselben Epoche noch nicht geschildert worden, und so ging ich los, um im engsten Rahmen ein Zeit- und Kulturbild zu schaffen. Hiermit bin ich gescheitert. Es geht oft so. Man will ein Rebhuhn schießen und schießt einen Hasen. Es muß einem genügen, nicht ganz leer heimzukommen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ismael Gentz.

(Berlin, d. 8. März 1894.)

Hochgeehrter Herr Gentz.

Haben Sie schönsten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ein Neffe von mir ist seit acht Tagen wieder in die Apotheke neben Joh. Chr. Gentz, wo ich geboren wurde, eingerückt und wird sie hoffentlich länger festhalten als mein Vater. Unter ergebensten Empfehlungen an die Mama wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) „Aus der Jugendzeit eines Dichters." Nationalzeitung vom 14. Januar 1894 Nr. 47.

An K. E. O. Fritsch.

Berlin, 26. März 1894.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Daß ich jemals mit Ihnen — und noch dazu in einer literarischen Frage — so verschiedener Meinung sein könnte, hätte ich bis vor acht Tagen, wo mir meine Frau den „Philotas" *) vorlas, nicht für möglich gehalten, und daß ich Adler zustimmen würde, womöglich noch für unmöglicher.

Und doch liegt es so. Sie kennen mich zu gut, als daß Sie nicht wissen sollten, daß der ganze streitsuchende Krimskrams von Klassizität und Romantik, von Idealismus und Realismus, beinahe möchte ich auch sagen, von Tendenz und Nichttendenz — denn einige der allergrößten Sachen sind doch Tendenzdichtungen — weit hinter mir liegt. Alles ist gut, wenn es gut ist.

Ich bin also auch für einen Heldenjüngling, der unter Umständen à tout prix fürs Vaterland sterben und sich dadurch unter die Unsterblichen einreihen will.

Aber für diesen Philotas bin ich nicht.

Der Schauspieler Grube **) hat mir vor einigen Monaten

*) In einer Abendgesellschaft bei Th. Fs. Freund und späterem Schwiegersohn Fritsch war die Rede darauf gekommen, daß die unmittelbare Anregung, die der Siebenjährige Krieg auf das Schaffen der gleichzeitigen deutschen Schriftsteller und Poeten ausgeübt habe, nur gering gewesen sei. Fritsch hatte hierzu bemerkt, daß unter die durch den Krieg hervorgerufenen Dichtungen auch der Lessingsche „Philotas" gerechnet werden müsse, und gleichzeitig die Ansicht geäußert, daß sich der Versuch lohnen würde, dieses nicht nach Gebühr gewürdigte Drama zur Aufführung zu bringen. Th. F., dem die Dichtung nicht mehr gegenwärtig war, hatte versprochen, sie nachzulesen.

**) Max Grube, jetzt Intendant des Meininger Hoftheaters.

eine Döringgeschichte erzählt. Döring stand ganz gut mit Kahle, hielt ihn aber von Anfang an für einen schwachen Schauspieler.

„Lieber Kahle, Sie sind kein Schauspieler, Sie sind ein Rhetor."

„‚. . . Aber lieber Herr Döring!'"

„Sie sind ein Rhetor."

„‚Aber ich habe doch auch meine Erfolge . . .'"

„Täuschung, lieber Kahle. Machen Sie den Versuch, gehen Sie von hier direkt rüber zu Lutter und Wegener und bestellen Sie sich bei dem Küfer Wilhelm, einem Freunde von mir, eine halbe Flasche St. Julien."

„‚Nun? . . .'"

„Er bringt sie Ihnen nicht."

„‚Aber warum denn nicht, lieber Herr Döring?'"

„Er glaubt es Ihnen nicht."

So wirkt Philotas. Ich bin ganz der Küfer Wilhelm und glaube ihm seine halbe Flasche St. Julien nicht. Wenn ich jemals das Wort „akademisch" passend gefunden habe, so hier. Es ist nicht Aktzeichnen, was ja auch tot genug ausfallen kann; es ist Zeichnen nach dem weißesten Gips. Totgeborner Seifensieder, wie er im Buche steht. Es hat auf mich gar keinen Eindruck gemacht, und wenn einen, so einen wenig angenehmen. Ein patenter, gebildeter Renommierbruder.

Ich habe das volle Vertrauen, daß Sie mir diese völlig abweichende Meinung zugute halten werden.

Unter besten Empfehlungen an Ihre drei Damen aus drei Generationen in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An August v. Heyden.

Berlin, d. 6. Mai 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Mein lieber Heyden.

Vielleicht treffen Dich diese Zeilen noch hier. Sie sollen Dir sagen, wie dankbar ich Dir für den Bayeux-teppich bin*). Fast zwei Stunden lang habe ich mir den Hals verrenkt und unter Hervorsuchung meiner kümmerlichen Latinität den eingestickten historischen Kommentar gelesen. Ein Hundevergnügen. Aber es verlohnte sich. Nach meiner Meinung hätten sowohl Vorstand wie Presse die Sache ganz anders in die Hand nehmen und ein verhundertfachtes Interesse des Publikums wachrufen müssen. So war es ein Schlag ins Wasser. Ich war nicht nur der einzige Beschauer. Ich wurde auch — weil ich in meinem Interesse „verdächtig" war — von fünf oder sechs ausgestellten Posten in Zivil und Uniform, von den verschiedensten Punkten aus, beobachtet, ganz so wie ein nach Magdeburg Gereister, weil er der Polizei gemeldet hatte „Vergnügens halber", von dieser observiert und schließlich sistiert wurde. Man glaubte es ihm nicht. So geht es mir in Berlin immer. Lasse ich mich mal wo sehn und zeige meine ganz besondere Teilnahme, so bin ich sofort Hochstapler, pickpocket. So ist es mir im Königlichen Schloß und im Hohenzollernmuseum ergangen. Alles bei uns ist roh, kommissig, urdämlich. Ich verlange, daß man mir meine Nicht-pickpocket-Beschaffenheit schon auf dreißig Schritt ansieht. Aber in einem

*) Von diesem bedeutendsten Werk der monumentalen Gewebemalerei romanischer Zeit (aus dem Ende des elften Jahrhunderts), auf dem die Eroberung Englands durch die Normannen abgebildet ist, war eine Kopie in Berlin ausgestellt.

Menschen lesen, ihn einigermaßen richtig taxieren — o du himmlischer Vater! Deshalb haben mir auch Anno 70 alle preußischen Offiziere gesagt: „bei uns wären Sie erschossen worden“. Glückliche Reise. Dein

Th. F.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 27. Mai 1894.
Potsdamer Str. 134c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Darf ich von Ihrer Güte zwei Exemplare meiner „Wanderungen“ erbitten, zweimal vier Bände. Meine Tochter will zwei Geschenke damit machen. Ich weiß nicht, wie die Abmachungen darüber sind, und sehe deshalb — Schicksal nimm deinen Lauf — eventuell einer gefälligen Rechnungsbeifügung entgegen.

Waren Sie mit auf dem Goethetag? Was Schlenther darüber geschrieben — besonders die Schilderung der witzig-graziösen Fehde zwischen Erich Schmidt, Heyse, Alexander Meyer — war geradezu reizend. Ein Jammer, daß die „Vossin“ nicht hundert Leser hat, die die Zunge dafür mitbringen. Aber wo sitzt hier überhaupt die Zunge? Der Borussismus hat keine oder eine belegte. Welch Glück, daß wir noch ein außerpreußisches Deutschland haben. Oberammergau, Bayreuth, München, Weimar — das sind die Plätze, daran man sich erfreuen kann. Bei Strammstehn und Finger an der Hosennaht, bei Leist und Wehlan*) wird mir schlimm. Und dabei bin ich in der Wolle gefärbter Preuße. Was müssen erst die andern empfinden!

*) Kolonialbeamte, die beschuldigt wurden, das Züchtigungsrecht gegenüber den Eingeborenen überschritten zu haben.

Haben Sie heute Hans v. Hopfens Brief*) in der „Vossin" gelesen? Großartig. Ein furchtbarer Knüppel. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ismael Gentz.

Berlin, d. 1. Juni 1894.
Potsdamer Str. 134c.

Sehr geehrter Herr Gentz.

Ich glaube, Sie waren es, dem ich, als ich Ihren Aufsatz über Ihren Papa gelesen hatte, schrieb: „Ja, da bildet man sich nun ein, Schriftsteller zu sein, und behandelt das Schreibemetier wie eine feierliche Kunst und muß es jeden Tag erleben, daß ein Nichtmetiermann kommt und es besser macht als man selber". So etwa waren meine Worte. Und wenn mich Ihr Aufsatz dies sagen ließ, was soll ich nun erst sagen, nachdem ich eben diese Max Kleinsche**) biographische Skizze gelesen habe! Daß ich Sie daneben ganz naiv in die zweite Reihe stelle, werden Sie nicht übelnehmen. Denn ich glaube, Sie empfinden gerade so wie ich. Ich bin ganz benommen von dieser

---

*) In Nr. 243 der „Vossischen Zeitung" vom 27. Mai 1894 wendet sich Hans v. Hopfen gegen eine Auffassung seines im Deutschen Theater in Berlin aufgeführten Dramas „Der König von Thule", nach der das Stück als eine Satire gegen die Modernen in Kunst und Literatur gerichtet und gedichtet worden sei. Diese Auffassung war auch in einer Rezension über den dritten Band seines „Neuen Theaters" in Nr. 218 der „Vossischen Zeitung" ausgesprochen worden.

**) Max Klein war später berufen, das Berliner Fontane-Denkmal zu schaffen. Der hier erwähnte Aufsatz war unter dem Titel „Einige Lebenserinnerungen" in der Zeitschrift „Magazin für Literatur" (62. Jahrgang Nr. 27 S. 425 ff.) erschienen. Zum Eingang des Briefes vgl. oben S. 257.

Arbeit, mehr als von irgend was, das ich seit Jahren gelesen. Jedenfalls auf diesem Gebiete der biographischen Skizze ganz Nummer 1. Dieser Bildhauer W., welche Figur! Ich habe eigentlich eine Vorliebe für gewaschene Leute. Wenn die Dreckkruste aber so auftritt, flößt sie mir Respekt ein. Die Schlußgegenüberstellung von Schlächter und Bildhauer W., und wie Klein jeden der beiden bedauert, ist großartig. Auch sehr witzig. Wenn Sie Klein mal sehen sollten, so bitte ich, daß Sie ihm ausdrücken, welchen großen Genuß er mir durch diese literarische Gastrolle bereitet hat. Alles wirkt echt künstlerisch und gesinnungsanständig an jeder Stelle, besonders auch der Schluß. Alles frei, männlich, offen. Unter Empfehlungen an die Frau Mama wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 4. Juni 1894.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Unsere Briefe kreuzten sich. Seien Sie schönstens bedankt für die ausführlichen und interessanten Mitteilungen über die Hopfentragödie. Sehr bemerkenswert ist Ihr Satz: „Durch Rücksichtslosigkeit macht man sich meist bloß einen, durch Rücksichtnahme viele Gegner.“ Traurig, daß es so ist, aber es ist so. Vorzüglich ist auch Ihre Bemerkung über Hopfens Zukunftsangst. Er ist ein kluger Kerl, guter Schriftsteller und sehr talentvoller Dichter (Einzelnes, besonders Balladeskes, ist ihm vorzüglich gelungen; seiner gepriesenen und hübschen Lyrik haftet immer was vom Gigerl an) — aber trotzdem steht es mir fest, daß sich ein Literarhistoriker des zwanzigsten Jahrhunderts

mit seinem „König von Thule" usw. nie beschäftigen wird. Als wir vor hundert Jahren noch keine reichgegliederte Literatur hatten und in ganz Deutschland in einer Art Groß-Posemuckel lebten, konnte man sich — ich denke an Tiecks verwandte Arbeiten — mit solchen Quisquilien beschäftigen. Jetzt haben die Leute Besseres zu tun, als Hopfensche Nüsse zu knacken. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Sonnabend, d. 9. Juni 1894.

Da mein Briefschreiberuf nun doch mal feststeht (. . . Wenn er seinen Ruf verliert, Lebt der Mensch erst ungeniert . .), so sehe ich nicht ein, warum ich Ihnen für Ihren Bürgeraufsatz*) nicht danken soll. Entzückend ist die Parenthese: „Darf ich sagen so glücklich." Übrigens ist in dem wundervollen Gedicht die Strophe:

> Und als der Herbstwind über die Flur
> Und über die Stoppel des Habers fuhr usw.

doch schöner.

Von Stephany hatte ich zwei Briefe; eine Bemerkung darin, „Brahm wirke etwas direktoral" (was, glaub' ich, zutrifft), hat mich amüsiert. Unter Grüßen und Empfehlungen an die hochverehrte Frau Ihr

Th. Fontane.

---

*) Schlenther hatte zum hundertjährigen Todestage G. A. Bürgers in den Sonntagsbeilagen zur „Vossischen Zeitung," Nr 266. 278. 302 Aufsätze über den Dichter veröffentlicht. Das „wundervolle Gedicht" ist die Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain".

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 2. Juli 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Heute wollte ich nun ganz bestimmt kommen, um Sie zu begrüßen und zu sehn, was Kissingen alles Gutes an Ihnen getan hat. Aber die Hitze! Bei vierundzwanzig Grad über den Opernplatz — denn durch düstere Gassen will ich mich doch auch nicht gern schlängeln — dem bin ich nicht mehr gewachsen. So wollen Sie mir verzeihen, wenn ich kühlere Tage abwarte.

Sie sind hier gleich hübsch in die Arbeit hineingefallen. Kotze *) und Carnot, das wie Stabreim klingt, bündeln einem schon was auf. Schrecklich zu sagen, daß mich der Skandalfall mehr beschäftigt als der erschütternde Mord, der noch nebenher ein großes politisches Ereignis ist. Aber der Tod schließt alles ab, während ein hinter Schloß und Riegel gesetzter Hofmann, mit einem ganzen Waschzettel schöner lüderlicher Weiber in der Hand, merkwürdige Perspektiven eröffnet. Die Details sind mir ganz gleichgültig — Liebesgeschichten in ihrer schauderösen Ähnlichkeit haben was Langweiliges — aber der Gesellschaftszustand, das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische, das diese Dinge haben, das (speziell hier) beständig an die Verschwörung Grenzende, das ist es, was mich so sehr daran interessiert. Und dabei, bei naiven Leuten, immer noch die Vorstellung: so was kommt bei uns nicht vor!

*) Zeremonienmeister Leberecht v. Kotze war am 17. Juni verhaftet worden unter der Beschuldigung, an hohe Personen des Hofes Briefe häßlichen und verräterischen Inhalts geschrieben zu haben. Nach sechzehn Tagen wurde er aus der Haft entlassen, April 1895 freigesprochen. Vgl. S. 351.

Der kleine Leitartikel mit dem Klingelbeutel war sehr reizend. In den kleinen Anzapfungen, die der Adel gelegentlich in der „Vossin" erfährt, kann ich mich nicht gut zurechtfinden; aber solch aus berechtigter Empörung geborener Spott, der tut mir wohl. — Sehr interessant war auch der Schlußartikel unseres Schlenther über Bürger. Der Artikel hat eine literarhistorische Bedeutung, weil er fixiert, was seit lange in der Luft schwebt: Nationales und Volkstümlichkeit gegen das Schillertum als etwas halb Fremdes. Die Sache war schon öfter da, aber der Ausgangspunkt (Bürger) ist hier neu. Mit aufrichtigen Wünschen für Ihr Wohl, unter Empfehlung an Frau Gemahlin, Ihr

Th. Fontane.

An Otto Neumann-Hofer.

Berlin, d. 21. Juli 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für Ihren gütigen und ausführlichen Brief vom 15. Ich hätte diesen Dank früher ausgesprochen, wenn ich nicht krank gewesen wäre. Leider bin ich auch jetzt noch schlecht im Stande. — Sie fordern mich freundlichst auf, Ihnen mal was für die „Romanwelt" *) zu senden. Ich habe den besten Willen dazu, werde von Ihrer Aufforderung auch seinerzeit Gebrauch machen, aber mit Bangen. Ich entferne mich in meinem Geschmack immer mehr von dem, was das Publikum will, und was ihm, *weil* es es will, auch geboten wird. Was ich noch einen Zug fühle zur Darstellung zu bringen, das sind die

*) Wochenschrift für die erzählende Literatur aller Völker, herausgegeben von Otto Neumann-Hofer. Stuttgart, Cotta (1893—1900).

kleinsten alltäglichsten Hergänge. Verführungen, Entführungen, Radauszenen und alles das, was an den Müllkasten des Polizeiberichts erinnert, ist mir ein Greul, und mit einer Geschichte von mir mich vorzuwagen, ist, als ob ich mit einer in lila Barége gekleideten „Einfalt vom Lande“ auf einem von Sportsleuten gegebenen Ball erscheinen soll. Ich passe mit meiner Dame nicht auf den Ball, und der Ball paßt nicht zu mir. Die exzeptionelle Stellung, die Verwunderung und Zweifel verstummen macht, nehme ich leider nicht ein. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Karlsbad, d. 6. September 1894.
Silberne Kanne.

Teuerster Chevalier.

Ja, Brahm und Deutsches Theater! Mir tut Brahm leid *), denn er ist besser als sein Ruf und hat jenen eigentümlichen Idealzug, der sich bei den Juden, auch wenn sie noch so scharf und bissig und selbst noch so happig sind, so häufig findet. Er lebt ganz für ein Prinzip, und das wird ihm eine spätre Zeit mal anrechnen. Im allgemeinen glaube ich nicht an die Auszahlungen durch eine „spätre Zeit“. Hier ist aber ein Ausnahmefall gegeben, denn die literarische Bewegung der letzten zwanzig Jahre, die jetzt auf einem Tiefpunkt steht, wird sehr bald wieder anerkannt werden. Was sich jetzt als „Sieg“ der Gegner geriert, ist ein letztes Aufflackern. Die Großen bleiben und wachsen natürlich. Was aber zwischen dreißig und siebzig geschrieben

*) Die ersten Vorstellungen im „Deutschen Theater“ unter Brahms Direktion begegneten einer scharfen Opposition.

wurde — wenige, die eine Sonderstellung einnahmen, abgerechnet — ist mausetot. Die Schönrednerei kommt nicht wieder auf.

Uns geht es gut. Alle Bekannten reisen ab. Vorgestern war ich drei Stunden bei Saint Cère's und gestern auf einem kleinen Diner, das Direktor Goldschmidt *) im Hotel Bristol gab; nur vier Personen. Goldschmidt, Saint Cère und Frau und ich. Es war kolossal interessant. „In einer Stunde mehr gewinnen" usw. Wir nahmen gerührt Abschied. Heute reisen sie. Ich soll sie in Paris besuchen! Was man nicht alles noch in seinen Urgreistagen erlebt!

Sei herzlich gegrüßt. Wie immer Dein alter

Noel.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 27. September 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Doktor und Direktor.

Allerherzlichste Glückwünsche zu dem großen Erfolg **) Ich hätte Ihnen dies schon gestern ausgesprochen, doktorte aber an einem Artikelchen herum, zu dem mich meine Erregung und der Wunsch, doch auch noch mit dabei zu sein („letztes Aufgebot"), drängte.

Das Stück ist vorzüglich, epochemachend. Ob jemand

---

*) Anna Lindau geborene Kalisch und ihr zweiter Gatte, Jacques Saint Cère, Mitarbeiter des Pariser „Figaro". — Friedrich Goldschmidt war Direktor der Patzenhoferschen Bierbrauerei, sowie Mitglied des Reichstags und des Abgeordnetenhauses.

**) Am 25. September hatte die erste öffentliche Aufführung von Hauptmanns „Webern" in dem von Otto Brahm geleiteten „Deutschen Theater" stattgefunden.

dran herumtadelt, meinetwegen selbst mit Recht, ist gleichgültig. An Bismarck wird auch herumgetadelt (ich mit), er bleibt aber Bismarck, und das ist gerade genug. Sprechen Sie dem liebenswürdigen Dichter, der mal wirklich einer ist und ein Mensch dazu, meinen herzlichsten Dank aus. Auch Freund Schlenther hat sich wieder glänzend bewährt. Der heutige kleine Essay scheint mir ein Nummer-eins-Stück.

Mit dem Wunsche, daß, wie die deutsche Literatur ein Prachtstück, so das Deutsche Theater ein Zug- und Kassenstück gewonnen haben möge, unter schönsten Grüßen von meiner Frau (die ganz baff war) Ihr

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 28. September 1894.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ich hoffe Sonntag 1 Uhr bei Ihnen antreten zu können. „Sieh da, sieh da, Timotheus, die Kraniche" usw. Ich werde ihn*) aber artiger und minder kalauermäßig begrüßen. Meine Frau wünscht sehr mitzukommen, ist aber zur Stunde krank und elend — Wunsch gibt indessen Kraft, zumal bei Frauen.

Ich hatte bei dem Zitat von Anno 1844 aus der „Vossin" und bei der Nathaneinschmuggelung am Schluß ausgerufen: „O dieser kluge Ostpreuße." Seit Eintreffen Ihrer letzten Zeilen seh' ich es anders. Das Zitat kann Ihnen als Denunziation auf Mitschuld und die Parallele zwischen „Nathan" und den „Webern" als Hochverrat und

*) Emil Granichstädten aus Wien.

jedenfalls als ein „horreur“ angerechnet werden*). Was man auch tut, 'rein fällt man immer.

Ich stehe auf dem Punkte, bei Frau Lessing einen Besuch zu machen; vielleicht höre ich da was.

Unter besten Grüßen Ihr

Th. Fontane.

An Paul und Paula Schlenther.

Berlin, d. 6. Dezember 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochverehrtes Paar.

Ich habe, wenn auch unaufgefordert, zu schreiben versprochen. Erfüll ich es, so verfall ich in eine etwas komische Gewissenhaftigkeit. Erfüll ich es nicht, so verfalle ich in halbe Unart. Ich wähle das kleinere Übel und schreibe.

Da Sie sich die „Vossische“ wahrscheinlich nachschicken lassen, so erzähle ich Ihnen nichts von der Einweihung des Reichstagsgebäudes, und daß L. P. in seinem Berichte nicht bloß von „verflossenen“ Ministern gesprochen, sondern auch den Kaiser dahin charakterisiert hat:

„ . . einerlei;
Ich will, daß alles fertig sei.“

Ich finde es nicht richtig, daß Pietsch das schreibt, und noch weniger richtig, daß die Zeitung es druckt. Sieht man aufs Prinzip, so ist das Vorgehen mit Dynamit-

*) P. S. hatte in seiner Kritik über die Aufführung der „Weber“ die Berichte Dr. Schweitzers in der „Vossischen Zeitung“ aus dem Jahre 1844 über den Aufstand der Weber in Schlesien herangezogen und seine Ausführungen mit den Worten geschlossen: „Die ‚Weber‘ sind ein Werk sui generis. Wie der ‚Nathan‘ nicht durch eine Tendenz, sondern durch seine literarische Größe etwas zu bedeuten hat, so muß es auch mit den ‚Webern‘ sein.“

patronen minder despektierlich als das mit Nasenstübern. Die Junker-, die Zentrums- und die sozialdemokratische Opposition lasse ich mir gefallen. Da ist Muck drin. Die fortschrittliche Opposition, die alles von der Existenz eines „Paragraphen", des Entsetzlichsten, was es gibt, abhängig macht, ist einfach ridikül. Und ich weiß auch, daß man darüber lacht.

Vor ein paar Tagen kam Brahm zu uns in ziemlich guter Stimmung und wortspielproduktiv. Wir sprachen auch über „Daniela Weert" *), die er mir mehr mit dem Auge des Direktors als des Richtungsgenossen anzusehn schien. Ich möchte nicht über „Daniela Weert", aber über so viele Stücke von ähnlichem Charakter ein Wort sagen dürfen, und vielleicht hat Sie der Süden so weit eingelullt, daß Sie nicht böse darüber werden. Alle die Stücke, die mir dabei vorschweben, sind auf der Anschauung von der Größe des Weibes aufgebaut. Wie sich vor ein paar Jahren die Franzosen eine âme russe zurechtmachten, so haben sich bestimmte Dichter eine âme féminine zurechtgemacht, die dem ein für allemal inferior Männlichen, das immer feige, selbstisch und dürftig ist, gegenübersteht. Nun, gewiß gibt es so was in der Welt, auch heutzutage noch, und wenn unsere Dichter solche hohen Frauenseelen (die einer Prinzessin und auch einer Köchin, viel, viel öfter einer Köchin angehören können) zu finden und, wenn sie sie gefunden, darzustellen verstehn, so will ich eine Mark in den Klingelbeutel tun. Jedenfalls will ich mich freuen und den Geschehnissen mit großer Bewegung folgen. Aber so gewiß solche Gestalten da sind, sie sind nicht leicht zu finden. Sie sind keine Bildungs- und Salonprodukte.

*) Schauspiel von Ernst von Wolzogen, zuerst aufgeführt am 20. November 1894 im Deutschen Theater.

Sie verbergen sich, und wenn sie hervortreten, so fehlt unsern Dichtern das Auge dafür, und sie gehen an ihnen vorüber. Sie sehen nur das, was ihrem falschen Ideal, ihrem eignen nicht richtigen Fühlen entspricht. Savigny hat unserer Zeit die Fähigkeit für die Gesetzgebung abgesprochen — in natürlichem Empfinden hat sie auch nicht ihre Stärke. Gott, alle diese Damen! Wenn es einen Menschen gibt, der für Frauen schwärmt und sie beinah doppelt liebt, wenn er ihren Schwächen und Verirrungen, dem ganzen Zauber des Evatums, bis zum infernal Angeflogenen hin, begegnet, so bin ich es. Aber alles muß seinen Stand und Namen behalten, und wenn ich die echten, ehrlichen Magdalenen unwiderstehlich finde, so kann ich mich mit krankhaft verliebten Weibern nicht befreunden, die ihre ganz landläufige Verliebtheit oder sonstige Gefühlsüberschwenglichkeit zu was Anbetenswertem heraufpuffen möchten. Antike Gestalten, die wie das Schicksal schreiten: à la bonne heure, davor wird man klein. Aber wenn sich Berliner Kuchenkrümelmamsells aufspielen, da spiel' ich nicht mit. Und solche Mamsells gibt es überall.

Ob diese Zeilen noch rechtzeitig kommen, um sich durch ein paar Reisevorschläge nützlich machen zu können, ist mir leider zweifelhaft; denn die festgesetzten vierzehn Tage sind beinah um. Treffen die Zeilen aber noch vor des Doktor-Gemahls Abreise nach Florenz ein, so möchte ich — indem ich Bologna und Ravenna, wovon ich früher sprach, fallen lasse — statt dieses unverhältnismäßig weiten Umwegs Pisa proponieren, das, über Spezzia, am Wege liegt und einen halbtägigen Aufenthalt lohnt. Die dicht nebeneinander liegenden drei Dinge: Dom, Camposanto, Baptisterium sind ganz einzig in ihrer Art. In Florenz selbst lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine, wenn ich nicht irre, neben der Via Calzajoli (oder so ähnlich) laufende schmale mittelalterliche Straße mit hundert kleinen Kramläden;

höchst interessant. Der hochverehrten Frau und Freundin aber wünsche ich volle Genesung mehr noch als eine rasche. Denn Italien sieht man nicht gleich wieder, und da heißt es denn: „Halte, was du hast." Meine Damen grüßen bestens und vereinigen ihre Wünsche mit den meinigen. Wie immer in herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 9. Dezember 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ihr lieber Brief war mir eine große Freude, wenn schon mich seine freundlichen Worte keinen Augenblick überraschten. Denn daß Sie und die lieben Ihrigen — und die verehrte Frau wollte sogar selber schreiben, was mich wirklich gerührt hat — zu denen gehören, die mir's nicht bloß gönnen, sondern sich mit mir aufrichtig darüber freuen, das wußte ich im voraus, dessen war ich sicher. Im ganzen genommen stehe ich mau und flau zu Auszeichnungen derart. Diese aber hat doch einen Eindruck auf mich gemacht, trotzdem ich recht gut weiß, wie dergleichen gemacht wird und auch diesmal gemacht worden ist. Erich Schmidt ist mein besonderer Gönner. Der nahm es in die Hand und versicherte sich zunächst Mommsens, der — wegen „Vor dem Sturm" — auch ein kleines liking für mich hat. Da sagte denn keiner mehr „nein", und alle einundfünfzig „ja" kamen glücklich zustande — sie sprangen nach. Aber trotzdem ist es eine Freude. Vor strenger Kritik kann überhaupt nichts bestehn. Der „Ulk" hat in seiner letzten Nummer auch einen Vers über mich gebracht, halb Huldigung, halb

Spott, von letzterem wohl eine Spur mehr. Er lautete (ohngefähr):

> Fontane ist nun schön heraus.
> Doktor wurde das alte Haus.
> Und will er nicht bürgerlich mehr bleiben,
> So kann er sich auch von Tane schreiben.

Herzlichste Empfehlungen Ihren Damen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 11. Dezember 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Besten Dank für „Grevinde Holk", das zweite Buch von mir, das ich in einer fremden Sprache vor mir liegen sehe*). Meine geliebten Engländer, für die ich meinerseits so viel getan, lassen mich aber immer noch im Stich.

Herr Jes Thaysen hatte auch mir ein Exemplar geschickt, begleitet von einem Briefe, drin es heißt, „daß der Kopenhagener Verleger gleich nach dem Erscheinen bankrott gemacht habe". Wäre ich ein Graf und so reich, wie die Agrarier arm sind, so würde ich ihm Schadenersatz anbieten. Einen Inseldänen an mir scheitern zu sehn, erfüllt mich mit Schmerz. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Es handelt sich um die Übersetzung des Romans „Unwiederbringlich" ins Dänische. Das erste in eine fremde Sprache übertragene Buch Th. Fs. war „Kriegsgefangen", wovon anfangs der neunziger Jahre eine französische Ausgabe bei Perrin in Paris erschien. Ins Englische wurde bis jetzt nur eine Schöpfung Th. Fs. übersetzt: die Ballade „Die Brück' am Tay". — Nach dem Tode des Dichters kamen eine französische und eine russische Übersetzung von „Effi Briest" heraus.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 24. Dezember 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Pietsch.

„Zum Fest, zu dem die Völker ziehen . .“, zieh auch ich — wenn auch nur auf postalischem Umweg — um Ihnen zu diesem schönen und, wenn Sie dies ablehnen sollten, zu diesem seltenen Tage zu gratulieren. Denn wer wird siebzig? Freilich von einem Fünfundsiebziger gestellt eine etwas sonderbare Frage. Und doch ist sie richtig. Wenn Leben überhaupt ein Glück ist, so ist siebzig ein besonderes Glück, eine Götterauszeichnung in sich.

Verleben Sie den Tag unter schönen Eindrücken und freun Sie sich der Huldigungen, die, so nehme ich an, tout Berlin seinem Schilderer und Stoff- und Urteilsspender für hunderttausend Abendunterhaltungen darbringen wird.

Wie immer Ihr treu ergebenster

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 31. Dezember 1894.
Potsdamer Str. 134 c.

Mein teuerster Zöllner.

Sei herzlich bedankt für Deine lieben Zeilen, die trotz der Zeiten Ungunst immer noch den alten Chevalierstempel tragen. Ich komme, sobald ich kann, um mündlich meinen Dank zu wiederholen. Es wird aber leider noch etliche Tage dauern, da ich mich durch eine Mauer*)

*) Th. F. hatte zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstage und zu dem ihm einige Wochen vorher von der Berliner Universität verliehenen Ehrendoktorat der philosophischen Fakultät eine Fülle von Gratulationen erhalten, für die er gewissenhaft einzeln dankte.

durchzuarbeiten habe, die von der bekannten Mauer in Schlaraffenland freilich weit abweicht. Von Reis keine Rede; höchstens ist das ein Zimt!

Vorläufig beste Wünsche zum neuen Jahr.

Wie immer Dein alter

Th. Fontane.

An Heinrich Jacobi.

Berlin, d. 5. Januar 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Eben erhalte ich Ihren Brief und eile, Ihnen für Ihre freundlichen und schmeichelhaften Worte herzlich zu danken. Ich habe die bei Ihnen verlebten Stunden noch in frischester Erinnerung: das Haus, die Bank, die Linden, die alte Kirche und den Efeu, der, wenn ich nicht irre, an der der Pfarre zugekehrten Seite dran emporkletterte. In der Kirche selbst war etwas von historischem oder katholischem Überbleibsel; doch hab ich vergessen, was. Dann machten wir einen Spaziergang, und ich fand Gelegenheit, mich in die Museumsschätze Ihres alten Lehrers, eines vollkommenen märkischen Originals, zu vertiefen.

Oft und gern erinnere ich mich meines Aufenthaltes im Ländchen Friesack. Es war meine letzte märkische Liebe, und es hätte mich glücklich gemacht, das von mir intendierte Buch schreiben zu können. Mir lag ganz ungemein daran, denn ich wollte nicht bloß meinen märkischen Landsleuten, sondern — so anspruchsvoll es klingt — der ganzen Welt zeigen, wie man das eigentlich machen muß. Alles, was von unsern historischen Kleinforschern über Mark Brandenburg geschrieben wird, ist das Ödeste, das bodenlos Langweiligste, was Gottes Sonne je beschienen hat, und alles, was von unsern Novellisten, Belletristen und Feuilletonisten

(immer Willibald Alexis ausgenommen, der eine ganz große Nummer war) märkisch gesündigt worden ist, ist wieder wertlos in seiner historischen Dünnheit und Oberflächlichkeit. Mein stolzes Beginnen lief nun darauf hinaus: Allerkleinstes — auch Prosaisches nicht ausgeschlossen — exakt und minutiös zu schildern und durch scheinbar einfachste, aber gerade deshalb schwierigste Mittel: durch Simplizität, Durchsichtigkeit im einzelnen und Übersichtlichkeit im ganzen, auf eine gewisse künstlerische Höhe zu heben, ja, es dadurch sogar interessant oder wenigstens lesensmöglich zu machen. Sie sehen, daß ich mich noch in der bloßen Rückerinnerung daran wie erhitze. Warum nichts daraus geworden? Die ganze Sache — dies dürfen Sie aber nicht weiter ausplaudern — bedeutete meinerseits ein kolossales Geldopfer. Ich hätte (in Blättern, von denen der Schriftsteller lebt, nicht von seinen Büchern) keine Leser und keine Honorare gefunden. Aber darauf, in meiner Passion für die Sache, hätte ich's ankommen lassen, wenn meine Passion einem ähnlichen Gefühl bei den Bredows selbst begegnet wäre. Dies war aber nicht der Fall. Alle waren artig, liebenswürdig, verbindlich, aber es mischte sich etwas von Verlegenheit mit ein, und der Totaleindruck war der einer gewissen Fläue. Davon bildete nun freilich Ihr Landiner — dem ich mich wie seiner liebenswürdigen Hausherrin angelegentlichst zu empfehlen bitte — eine glänzende Ausnahme; aber das reichte nicht aus. Alle mußten die Passion teilen, sonst ging es nicht.

Da haben Sie ein Bekenntnis.

Und nun nochmals schönsten Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 14. Januar 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Doktor.

Zunächst nochmals schönsten Dank für den Klein Eyolf-Abend. Es hat mich doch alles — oder fast alles — aufs höchste interessiert. Das Heraufziehen und Einschlagen der Schicksalsmächte (Schluß des ersten Aktes) ist von mächtiger Wirkung, und der ganze zweite Akt gibt sich ohne Abzug großartig, zählt zu den Großtaten aller Literatur überhaupt. Akt 3 fällt ab und ist beinah langweilig. Der Asta Aus- und Abgang streift das Ridiküle, und auch der Dialog zwischen Rita und Allmers ist mir zu ibsensch-doktrinär. Trotzdem bleibt das Ganze eine kolossale Leistung und überwindet bis zu einem gewissen Grade sogar meine Bedenken, die sich gegen das Fundament des Ganzen richten*). Dies Fundament ist der Charakter Ritas. Schöne Frauen wie diese Rita spielen sich nicht auf die (hier wenigstens in Gedanken) kindermordende Gräfin von Orlamünde aus, und die Gräfin von Orlamündes, die leider vorkommen, sind wieder nicht Ritas. Es ist im Maß vergriffen. Natürlich. Wer rechnet, ist immer in Gefahr, sich zu verrechnen. Die einfache dumme Kuh trifft immer das richtige Gras.

Darf ich Ihnen anbei ein einaktiges Drama „Vergangenheit" unterbreiten.

Es möchte im Deutschen Theater aufgeführt werden. Freilich, da könnte jeder kommen. Ich habe übernommen, ein empfehlendes Wort über das Stück zu sagen. Das

*) Als Th. F. in der Zwischenpause um seinen Eindruck befragt wurde, antwortete er nach kurzem Besinnen: „Ablehnung unter Bewunderung!"

kann ich auch. Der Verfasser hat an einer Zitze von Wolf Ibsen gesogen. Ein Romulus ist aber nicht dabei 'rausgekommen und vielleicht nicht einmal ein Remus. Trotzdem ist es nicht übel und wohl der Beachtung wert. Trude müßte sich schließlich als Schwester von Westhoven entpuppen. Dann ginge es. Dazu hat der Verfasser aber wohl nicht den Mut gehabt, und so läuft es auf einen Tugendrabau hinaus, den man nicht recht begreift. In der Regel verzeihen sich Frauen noch ganz andere Geschichten. Und die hier auftretende ist sogar durch eine Schwiegermutter freigesprochen. Der höchste Grad von Freispruch. Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Otto Neumann-Hofer.

Berlin, d. 30. Januar 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Wie gern wäre ich Ihnen zu Diensten und versuchte dadurch eine kleine Huldigung gegen Sie, gegen Ihr Blatt*) (das mir immer mehr gefällt) und gegen N. N. Aber es ist ganz unmöglich, weil ich eine längere Arbeit an den „Pan" abzuliefern habe, ein Blatt, das demnächst erscheinen soll, und von dem Sie vielleicht schon gehört haben.

Im Vertrauen aber doch auch das noch zu Ihnen — und wirklich nur zu Ihnen, denn ich möchte meinen lieben N. N. um keinen Preis kränken oder verdrießlich stimmen — daß ich diese Unmöglichkeit segne. Denn es ist, für mich wenigstens, ein undankbares Vergnügen, über

*) Magazin für Literatur. — Die längere Arbeit für den „Pan" waren das erste und dritte Buch der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig" mit geringen Auslassungen.

ihn zu schreiben. Ich bin wahrscheinlich der größte N. N.=Schwärmer, der existiert. Er hat entschieden was vom Genie, und in Wort und Schrift habe ich das hundertmal betont. Aber damit ist unser alter Freund nicht zufrieden. Er will mit Haut und Haar womöglich verschluckt sein und ärgert sich, wenn man hinterher erzählt, daß einem an einer Stelle, oder wohl gar an mehreren, eine Gräte im Halse stecken geblieben sei. Das kann er nicht ertragen. Daß es einen „liebevollen Tadel" gibt, wird er wohl zugeben, aber er mag nicht der Gegenstand eines solchen sein. Wer sich an ihn 'ranmacht, darf ihn nur loben, und von vornherein unfrei an eine Arbeit gehen, das ist mir langweilig.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hans Fechner.

Berlin, d. 12. Februar 1895.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Es ist hohe Zeit, daß Ihr Conrad Ferdinand Meyer zu Ihnen zurückkehrt, natürlich mit Dank und Entschuldigung von meiner Seite. So hoch ich die beiden Schweizer G. Keller und C. F. Meyer als Erzähler stelle — ich möchte ihnen geradezu den ersten Rang anweisen — so kann ich doch mit ihrer Lyrik nicht recht mit. Eben vor dem Einpacken habe ich noch wieder ein gutes halbes Dutzend gelesen. Die ersten gefielen mir so gut, daß ich an meinem früher empfangenen Urteile momentan irre wurde. Aber als ich weiter las, war der alte Eindruck wieder da. Die Sachen haben alle was Ernstes, Verständiges, Männliches. Man empfindet, daß man es nicht mit einem jugendlichen Quatsch=

peter zu tun hat; aber der lyrische Zauber, der bei Storm, Mörike, Justinus Kerner so groß ist, fehlt (ein paar Ausnahmen zugegeben) total. Beide Schweizer haben keine leichte Hand. In ihrer Prosa haben sie Schönheit und Grazie, in ihrer Lyrik meistens nicht.

In herzlicher Ergebenheit, unter Empfehlungen an Frau Gemahlin, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 21. Februar 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Begegnungen sind immer Mahnungen. Immer erinnert man sich einer Schuld. Ein Glück, wenn es sich nicht um Zwanzigmarkstücke handelt. Als ich mich gestern von Ihnen verabschiedete, hatte ich den Stich „immer noch nicht gelesen" — nämlich den Rubinsteinaufsatz.*) Dieser Schuld habe ich mich nun gestern abend entledigt, und ich danke Ihnen herzlich für eine glückliche Stunde. Das Verdienst fällt Ihnen und Rubinstein zu gleichen Teilen zu. Solche Aufsätze glücken viel seltener, als man denken sollte. Sie versehen es entweder im Maß oder im Ton, und das Schöne an Ihrer Arbeit ist, daß Sie's in diesen beiden wichtigen Punkten so vorzüglich getroffen haben. Es ist sehr hübsch, dazu beinah rührend. So viel Glück, so viel Triumph, so viel Geld, und doch! Unter den Briefen Rubinsteins ist der auf Seite 256 der weitaus interessanteste, weil er da, erregten Gefühls, am meisten aus sich herauskommt.

---

*) Julius Rodenberg, Meine persönlichen Erinnerungen an Anton Rubinstein. Nebst Briefen. „Deutsche Rundschau" (1895) Bd. 82 S. 242 ff.

Eben habe ich in der „Vossin" Richters gestrige Rede gegen Mecklenburg und die Mecklenburger gelesen. Wenn Sie vielleicht zu denen gehören, die die Reichstagsreden nicht lesen, so erlaube ich mir, Sie auf die Richtersche Rede hinzuweisen. Sie werden einen großen Genuß davon haben. Es ist das in höherem Stile Witzigste, was ich seit lange gelesen habe. In jedem andern Land würde man vor Vergnügen darüber Kopf stehen, aber die Deutschen, die kaum ein schlechtes von einem guten Hammelkotelett unterscheiden können, wo sollen die den Geschmack hernehmen für eine so glänzende Leistung?

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Neumann-Hofer.

Berlin, d. 1. März 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Da bin ich mit einem kleinen Artikel, den ich Ihnen zu eventueller Aufnahme im „Magazin" unterbreite. Meinen Namen, so relativ harmlos die Geschichte ist, möchte ich nicht drüber oder drunter setzen. So habe ich, als wirklich „Gequälter", Torquato gewählt. Es handelt sich um die jetzige furchtbare Unsitte, jeden Tag um einen beliebigen Quark oder Blödsinn feierlich befragt zu werden. Ich kann mich nicht mehr davor retten. Seitdem ich den kleinen Artikel schrieb, sind schon wieder drei Anfragen eingetroffen *). Sie werden wohl auch darunter zu leiden haben.

Den Artikel „Friedrich Nietzsche und Frau Lou Andreas-Salomé **) habe ich mit dem größten Interesse gelesen

*) Der Aufsatz ist im „Magazin für Literatur" nicht zu finden.
**) „Magazin für Literatur" Bd. 64 (1895) Nr. 8. Sp. 225 f.

und bezweifle keinen Augenblick, daß Herr Fritz Koegel recht hat. Wer aber (was ich auch nicht bezweifle) noch mehr recht hat, das ist Frau Lou Andreas-Salomé! Männer sind immer gewissenhafter und gerechter, aber ihre Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit läuft auf Kleinkram oder, wenn dies zu hart ist, auf „Nummer für Nummer" hinaus. Kluge Frauen — wenn sie nicht einen zu schlechten Charakter haben, und die ganz klugen sind selten ganz schlecht — gehen immer aufs Ganze, irren im Einzelnen, aber treffen den Kern. Intuition geht über Studium.

Wie immer Ihr ergebenster

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 1. März 1895.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Eben erhalte ich das Märzheft, und, ohne hineingekuckt zu haben — oder doch nur auf die ersten Seiten meines lieben Max Müller, dem ich eine alte Liebe treu bewahre *) — will ich doch sofort Gelegenheit nehmen, Ihnen noch einmal zu danken, daß Sie der armen „Effi Briest" nicht bloß eine Stätte gegeben, sondern ihr auch so viel Liebe bewiesen haben und ganz ohne „wenn" und „aber". Ich glaube, ich habe es Ihnen schon früher ausgesprochen, aber ich muß es doch noch einmal tun, welche Befriedigung, ja geradezu

*) Max Müller, Das Religionsparlament in Chicago. Th. F. wurde mit dem berühmten Sanskritisten und Religionsforscher 1841 in Leipzig befreundet. Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", Gesammelte Werke II, 2 S. 335 ff. — Der Roman „Effi Briest" war zuerst in der „Deutschen Rundschau" Bd. 81 (1894) und Bd. 82 (1895) abgedruckt.

welches Glück es mir bereitet hat, in meinen alten Tagen in Ihrer Rundschau seßhaft geworden zu sein, wobei Sie seßhaft (dessen strengste Form der „Kleber" ist) nicht zu wörtlich streng zu nehmen haben. Ach, was habe ich unter den Plätzen gelitten, auf denen ich mich früher einzuquartieren hatte! Jede geistige Arbeit nimmt von dem Ort (ein unter Umständen schwer wiegendes Wort), wo sie sich niederläßt, einen ganz bestimmten Geruch an und kann ihrem eignen Erzeuger dadurch wie verleidet werden. Das hab ich oft durchgemacht. In der „Rundschau" haben mich meine Arbeiten immer berührt wie ein Stück havelländisches Luch, das in Ampfer und Ranunkeln steht. Ihr

Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 2. März 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihre liebenswürdigen Zeilen, die mir, weil von einem starken Gefühl eingegeben, eine große Freude gemacht haben.

Ja, die arme Effi! Vielleicht ist es mir so gelungen, weil ich das Ganze träumerisch und fast wie mit einem Psychographen geschrieben habe. Sonst kann ich mich immer der Arbeit, ihrer Mühe, Sorgen und Etappen erinnern — in diesem Falle gar nicht. Es ist so wie von selbst gekommen, ohne rechte Überlegung und ohne alle Kritik. Meine Gönnerin L. erzählte mir auf meine Frage: „Was macht denn der?" (ein Offizier, der früher viel bei Ls. verkehrte, und den ich nachher in Innstetten transponiert habe) die ganze „Effi Briest"-Geschichte, und als die Stelle kam, zweites Kapitel, wo die spielenden Mädchen durchs

Weinlaub in den Saal hineinrufen: „Effi, komm“, stand mir fest: „Das mußt du schreiben.“ Auch die äußere Erscheinung Effis wurde mir durch einen glücklichen Zufall an die Hand gegeben. Ich saß im Zehnpfundhotel in Thale, auf dem oft beschriebenen großen Balkon, „Sonnenuntergang“, und sah nach der Roßtrappe hinauf, als ein englisches Geschwisterpaar, er zwanzig, sie fünfzehn, auf den Balkon hinaustrat und drei Schritt vor mir sich an die Brüstung lehnte, heiter plaudernd und doch ernst. Es waren ganz ersichtlich Dissenterkinder, Methodisten. Das Mädchen war genau so gekleidet, wie ich Effi in den allerersten und dann auch wieder in den allerletzten Kapiteln geschildert habe: Hänger, blau und weiß gestreifter Kattun, Ledergürtel und Matrosenkragen. Ich glaube, daß ich für meine Heldin keine bessere Erscheinung und Einkleidung finden konnte, und wenn es nicht anmaßend wäre, das Schicksal als ein einem für jeden Kleinkram zu Diensten stehendes Etwas anzusehen, so möchte ich beinah sagen: das Schicksal schickte mir die kleine Methodistin.

Wie immer Ihr Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 16. März 1895.
Potsdamer Str. 134. c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Mein verstorbener Freund Hesekiel war wegen Gnadengaben aus der Hand königlicher Herrschaften immer in Streit mit mir. „Lieber Fontane, Du faßt das ganz falsch auf. Du betonst immer den Dank, den Du schuldest. Ich sehe in solchen Gaben nur die Anwartschaft auf eine zweite, höhere Gabe, beinah die Verpflichtung dazu.“ *)

*) Vgl. Bd. 1 S. 149.

Dessen bin ich in diesem Augenblick eingedenk, wo ich meinen Dank für die in Ihrem letzten Briefe enthaltenen Freundlichkeiten dadurch spende, daß ich neue Freundlichkeiten von Ihnen erbitte.

Ich will einen neuen Roman schreiben (ob er fertig wird, ist gleichgültig), einen ganz famosen Roman, der von allem abweicht, was ich bisher geschrieben habe, und der überhaupt von allem Dagewesenen abweicht, obschon manche geneigt sein werden, ihn unter die Rubrik „Ekkehart" oder „Ahnen" zu bringen. Er weicht aber doch ganz davon ab, indem er eine Aussöhnung sein soll zwischen meinem ältesten und romantischsten Balladenstil und meiner modernsten und realistischsten Romanschreiberei. Den „Hosen des Herrn von Bredow" käme diese Mischung am nächsten, bloß mit dem Unterschiede, daß die „Hosen" wie es ihnen zukommt, was Humoristisches haben, während mein Roman als phantastische und groteske Tragödie gedacht ist.

Er heißt „Die Likedeeler" (Likedealer, Gleichteiler, damalige — denn es spielt Anno 1400 — Kommunisten), eine Gruppe von an Karl Moor und die Seinen erinnernden Seeräubern, die unter Klaus Störtebeker fochten und 1402 auf dem Hamburger Grasbrook en masse hingerichtet wurden. Alles steht mir fest, nur eine Kleinigkeit fehlt noch: das Wissen. Wie eine Phantasmagorie zieht alles an mir vorbei, und eine Phantasmagorie soll es schließlich auch wieder werden. Aber eh es dies wieder wird, muß es eine bestimmte Zeit lang in meinem Kopf eine feste und klare Gestalt gehabt haben. Dazu gehört genaustes Wissen. Wo nehme ich das nun her? Ich glaube, daß man in den Hamburger Archiven ein reiches Material aus jenem großen Prozeß her beherbergt, und wenn es sein müßte, würde ich mich selbst an derartig Archivalisches machen. Aber ich denke mir, daß die Hamburger Historiker all dies längst

extrahiert und in ihren Geschichtswerken niedergelegt haben. Reichen nun Ihre Hamburger Beziehungen und Einflüsse*) so weit, daß Sie zunächst in Erfahrung bringen können, wie's damit steht, und zweitens, wenn dergleichen da ist, in welchen Schriften und Büchern? Weiß ich erst, ob und wo dergleichen zu finden ist, so zweifle ich nicht, daß sich mir die Erlangung ermöglicht, trotzdem unsere Bibliothek ein elendes Institut ist und wohl auch noch lange bleiben wird. Dafür sind wir das Volk der Denker und Dichter. In Wahrheit sind wir das Volk für zweieinhalb Silbergroschen. In vorzüglicher Ergebenheit.

Th. Fontane.

An Friedrich Holtze.

Berlin, d. 16. März 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Allemal, wenn ich in großen Buch- und Wissensnöten bin, flüchte ich zur Familie Holtze, Vater und Sohn.

Ich trage mich mit einem schon vor länger als zehn Jahren in Ostfriesland aufgepickten Stoff, der, an den Ort „Marienhafe" anknüpfend, die Leiden und Freuden, Leben, Tod und Höllenfahrt der Vitalienbrüder oder „Likedeeler" (Likedealer, Gleichteiler, also damalige Kommunisten) unter ihrem vielgenannten Führer Klaus Störtebeker behandelt.

Der Stoff in seiner alten mittelalterlichen Seeromantik und seiner sozialdemokratischen Modernität — „alles schon dagewesen" — reizt mich ganz ungeheuer. Ich kann aber nicht eher an die Arbeit gehn, als bis ich mich mit so viel Wissen, wie ich vertragen kann, vollgesogen habe.

Wo nehme ich nun die Literatur dazu her? Zweier-

*) Hans Hertz' Mutter und Gattin stammen aus Hamburg.

lei, und zwar Dinge, Schilderungen, die den Anfang und den Ausgang der Tragödie bedeuten, hoffe ich mir in Emden und in Hamburg verschaffen zu können; in Emden, wo sich Aufzeichnungen über den damaligen friesischen Häuptling von Marienhafe namens Tem Broke usw. befinden, und in Hamburg, wo 1402 oder 1403 die ganze Likedeelergruppe enthauptet wurde, Störtebeker, was er sich in Tapferkeit ausbedungen, zuletzt.

Also Anfang und Ende, was immer sehr wichtig, ist da. Aber wo finde ich ein Buch, das mir — natürlich nur mit Rücksicht auf das Hansagebiet — ein Zeitbild gibt, historisch und kulturell? Ich habe an Lappenbergs „Geschichte der Hansa" gedacht. Habe ich Glück, so finde ich darin die ganze Likedeelergeschichte und zugleich auch den Zeithintergrund in allen Tönen. Klöden, in den „Quitzows", spricht öfters von „Grotuff", aus dem er zitiert. Wer war das?*) In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Holtze.

Berlin, d. 22. März 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie doppelt bedankt, erst für die freundlichen und so reichen Angaben, dann für Ihre Geneigtheit, mir auch die Bücher selbst zur Verfügung zu stellen.

Es trifft sich dabei so glücklich, daß ich das, was Ihnen nicht zu Händen ist, durch einen Zufall bereits besitze: Raumers Taschenbuch mit dem Voigtschen Aufsatz**). Auch Koppmanns Hansarezesse habe ich in Händen.

*) F. H. Grautoff, Die Lübeckischen Chroniken in niederdeutscher Sprache (Hamburg 1829—30). Bei Klöden steht fälschlich Grotuff.

**) Johannes Voigt, „Die Vitalienbrüder" in Raumers Historischem Taschenbuch. Neue Folge, Bd. 2 (1841) S. 14.

Und so möchte ich Ihre Güte denn um folgende Nummern angehen:

1. „Zeitschrift für Hamburgische Geschichte", Bd. 2 (1842).
2. Koppmann, Klaus Störtebeker in Geschichte und Sage, in den „Hansischen Geschichtsblättern" 1877 (1879) und
3. Das Störtebeker- oder Vitalienbrüdervolkslied in Liliencrons historischen Volksliedern der Deutschen (1865).

Vielleicht läßt Ihre Güte auf einer Karte mich wissen, wann ich schicken und die Bücher mir abholen lassen darf.

Erstaunt bin ich immer, wie wenig Brauchbares man in den Büchern unserer Historiker aus der Zeit unserer Väter, Großväter und Urgroßväter findet. Die Anordnung ist miserabel und von Kunst des Aufbaues keine Rede. Alles wie Kraut und Rüben durcheinander, aber immer mehr Kraut als Rüben. Ich kann es mir nur aus der Abwesenheit jedes Gefühls für Poesie erklären. Dadurch geht jedes Unterscheidungsvermögen für interessant und uninteressant, für wichtig und unwichtig verloren. Wichtig in meinen Augen ist immer nur der Hergang und die ihm vorausgehende oder ihm folgende Leidenschaft. Also das Menschliche. Das bloß Aktenmäßige ist immer langweilig. Wie haben die beiden Westnationen das doch immer besser verstanden! In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 31. März 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

An diesem Vorabend des Bismarcktages beschäftigt mich unpatriotischerweise mein neuer Freund Klaus Störte-

beker mehr als der ihm nicht ganz unverwandte Altreichskanzler. Beide waren „Stürzebecher" und ein Schrecken ihrer Feinde. Selbst mit Religion und Kirche haben sich beide befaßt, wenn es gerade vorteilhaft war. Nur war Bismarck nie „Likedeeler". Er behielt immer möglichst viel für sich. Zur Strafe dafür kriegt er jetzt so viel Geschenke, daß er sie nicht unterzubringen weiß. Am meisten scheint er sich über die japanische Vase zu ärgern.

Also Störtebeker! Ich komme auf Ihre Erlaubnis hin mit neuen Bitten, nachdem mich mein Freund, der Amtsrichter Dr. Holtze — der Sie durch Guttaten. seinerseits entlasten sollte — im Stiche gelassen hat. Er schrieb mir sechs, acht Bücher auf und erbot sich mit jener großartig stilisierten Artigkeit, deren nur die Familie Holtze fähig ist, mir alles schicken zu wollen, was ich von diesen Büchern brauchte. Da nannte ich denn drei Sachen. Aber ich habe in beinah vierzehn Tagen keine Antwort empfangen und keine Bücher. So muß ich denn doch wieder bei Ihnen anklopfen und erlaube mir drei Zettel beizulegen, auf denen meine Wünsche verzeichnet stehn. Hoffentlich macht es Ihnen nicht zu viel Umstände.

Mit besten Grüßen und Empfehlungen an Haus Hertz in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 3. April 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Zolling schickte mir heute früh die letzte Nummer der „Gegenwart" *) mit Sammelurteilen über Bismarck. Das

*) Nr. 14 vom 6 April.

meiste ist Blech und stellenweise sogar Blödsinn (so beispielsweise das, was der furchtbare Mensch, der Wilhelm Jordan, losläßt). Eine Perle aber befindet sich unter diesem minderwertigen Material, eine Perle von so hohem Wert, daß der Kohinur und ähnliche berühmte Steine daneben verschwinden. Verfasser ist ein Pole (lächerlicherweise Romanschriftsteller): Henrik Sienkiewicz. Auch nicht annähernd Ähnliches ist, was Tiefe der Erkenntnis angeht, bisher über Bismarck gesagt worden. Es ist, wenn ich nur einen Schimmer von Bismarck habe, einfach nicht zu übertreffen. Schlägt alle Historiker aus dem Felde; schlechtweg großartig. Lassen Sie sich diesen Happen nicht entgehen. Es ist ein Leitartikel comme il faut, wie mir die besten Ihrer Leitartikelschreiber zweifellos zugestehn werden. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Gustav Karpeles.

Berlin, d. 3. April 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Zolling schickte mir heute früh die letzte „Gegenwart"-Nummer, in der ich Ihnen als Übersetzer der Zeilen begegne, die Sienkiewicz über Bismarck geschrieben hat. Da ich dem Verfasser nicht danken kann, will ich Ihnen danken dafür, daß Sie mir durch Ihre Kenntnis des Polnischen diesen Hochgenuß vermittelt haben. Es ist nicht bloß das weit weitaus Bedeutendste und Richtigste, was über Bismarck gesagt worden ist, auch wohl je gesagt werden wird. Es ist überhaupt das Bedeutendste, was ich von Erfassung einer historischen Persönlichkeit je gelesen habe, die berühmtesten Historiker nicht ausgeschlossen. Ich

bilde mir ein, ihn, Bismarck, nach zahllosen kleinen und großen Zügen ganz genau zu kennen, und bin die helle Bewunderung, daß ein Fremder ihn so treffen konnte. Das ist dichterische Intuition. In vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Hans Hertz.

Berlin, d. 4. April 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Herzlichen Dank für die Bücher und die freundlichen Begleitzeilen. Das Störtebekerlied*) ist sehr famos, und ich habe was davon. Das, was vom Volk kommt (im Gegensatz zum Ratsherrn oder gar zum Assessor) ist immer mehr oder weniger brauchbar; furchtbar wird die Welt erst mit der Aktenschmiererei, mit dem Kommissionsbericht und der — Enquête. Unter besten Empfehlungen an Sie und den Papa wie immer Ihr

Th. F.

An Friedrich Holtze.

Berlin, d. 12. April 1895,
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Schönsten Dank für den Sammelband, in dem ich den Aufsatz über die Totentanzsprüche sehr gut brauchen kann.

Was Störtebeker und die Likedeeler angeht, so habe ich jetzt alles, ein angenehmer Zustand, der mir aber doch die Verpflichtung auferlegt, mich vor Ihnen zu entschuldigen.

Als ich auf meinen letzten Brief keine Antwort erhielt,

---

*) Vgl. R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert (Leipzig 1865), Bd. I, S. 210 ff.

sagte ich mir: „Dr. Holtze hat entweder deinen Brief nicht gekriegt oder du seine Antwort nicht. Anfragen darüber sind ausgeschlossen. Also laß es laufen und benutze Dr. Holtzes Notizen, um dir die darauf verzeichneten Bücher anderwärtig zu verschaffen". So wandte ich mich an meinen Freund und Gönner Hans Hertz, der mir aus der hiesigen Königlichen und der Hamburger Stadtbibliothek alles besorgt hat.

Ich hielt es für das Angemessenste, Ihnen dies offen zu schreiben. Mein Dank für Ihre freundliche Wohlgeneigtheit und für die Direktiven, die mir Ihr erster Brief gab, bleibt derselbe. Ich habe mehr als ein halbes Dutzend Bücher durchzulesen. Voigts Aufsatz (in Raumers „Taschenbuch"), wiewohl etwas altmodisch und kraut- und rübenhaft geschrieben, enthält doch das weitaus Beste. Lappenbergs Mitteilungen sind knapp, klar, übersichtlich und dadurch verdienstlich. Im ganzen aber sieht man mit Schaudern, wie ein Buch vom andern abgeschrieben wird.

Meine Bewunderung und Liebe für die Historiker, drin mir mein Leben vergangen ist, ist mir in den letzten Jahren überhaupt stark erschüttert worden.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paula Schlenther-Conrad.

Berlin, d. 12. April 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrte Frau und Freundin.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief, der uns eine Freude war, wie jedes Lebenszeichen von Ihnen, und es diesmal mit seinen guten, hocherfreulichen Nachrichten über Ihr Befinden doppelt sein mußte. Seit drei, vier Tagen haben wir hier das schönste Wetter. Der Tiergarten hat

einen grünen Schimmer — wie muß es da erst in San Remo aussehen! Alles muß blühen und Glanz und Farbe sein.

Wenn die Gesundheit schon vorher wiedergewonnen war, so muß sie sich jetzt festigen. Und in sechs Wochen haben wir Sie wieder hier, und Ihre tausend Verehrer können sich Ihrer freuen und ihre Freude bezeigen.

Hier geht alles seinen alten Gang. Paraden bereiten sich vor, und Wucherprozesse setzen sich fort. Dagegen hat der famose Prozeß Kotze*) endlich sein Ende erreicht. Der zu Unrecht verdächtigte „Leberecht" ist freigesprochen und kann, wenn er will, nachträglich sein halbes Dutzend Duelle mit denen haben, die ihm dies eingebrockt. Ich denke aber, er wird drauf verzichten. Erst verdächtigt und eingesteckt und dann vielleicht auch totgeschossen, das ist zu viel auf einmal.

Vor etwa einer Woche hatten wir eine dramatische Vorlesung bei Brahm. Ihr teurer Gatte wird Ihnen darüber geschrieben haben. Den Titel des Stückes**) habe ich schon wieder vergessen, aber nicht aus Mangel an Interesse; ganz im Gegenteil. Die Vorlesung interessierte mich lebhaft und erfüllte mich aufs neue mit Respekt vor dem Talent der liebenswürdigen kleinen Verfasserin. Ich sprach das auch aus. Hinterher ist mir aber doch so, als ob Brahm, der sich ziemlich mau verhielt, mehr recht gehabt hätte, als wir andern. In gewissem Sinne ist das Stück ein Blender. Die Figuren berühren sympathisch, sind gut gezeichnet und sprechen überaus anziehend; alles geistvoll und pikant. Aber es spricht mehr zum Leser als zum Zuschauer. Die Figuren, so gut sie sind, sind sämt-

*) Vgl. die Anmerkung S. 322.

**) „Tedeum" von Ernst Rosmer.

lich alte Bekannte. Dazu kommt, daß der Hergang zum Schluß etwas schleppend wird. Brahm wird es natürlich bringen, aber keine goldnen Äpfel davon einheimsen.

Unsere Tochter ist seit vier Wochen in Meran, also beinah Wand an Wand mit Ihnen. Daß Sie Sudermanns und Fuldas haben, ist ein rechtes Glück, wiewohl mein Ideal auf Reisen darin besteht, nicht literarische nette Leute zu finden. Man hat zu Hause so viel davon. Meine Frau grüßt herzlich und beglückwünscht Sie zu Ihrem Wohlergehen. In alter Verehrung und aufrichtiger Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 22. Juli 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Wenn man gar nichts feststellen kann, hat man immer noch den Indizienbeweis. Und danach kann ich denn für fünf Bände „Störtenbeker" — daran sich möglicherweise noch fünf weitere schließen (aber nicht meine) — niemand anders verantwortlich machen als Sie*) und Ihre Güte.

*) Schlenther hatte vor der Nikolaikirche in Hamburg bei einem fliegenden Antiquar einen alten Störtebekerroman in zahlreichen einzelnen Heften erworben und schickte von der Nordsee aus jeden Tag ein Heft anonym an Th. F. — Die „Kriegskosten der Umsturzvorlage" beziehen sich auf die Massenpetition an den Reichstag, die im Anfang des Jahres in Umlauf gesetzt worden war. Im Dezember 1894 hatte der Bundesrat die Änderung und Verschärfung einiger gesetzlicher Bestimmungen zum Zweck einer stärkeren Bekämpfung der auf den Umsturz des Bestehenden gerichteten Bestrebungen beantragt. Zu denen, die die Aufforderung zur Beteiligung an der Petition gegen die Annahme der Vorlage erließen, gehörte Th. F.

Die Sache muß Ihnen schon ein kleines Vermögen kosten, und es gereicht mir zum Trost, daß seit gestern früh zwölf Zehnpfennigmarken bei mir lagern, die aus Dresden zu Begleichung der durch die Umsturzvorlage veranlaßten Kriegskosten eingetroffen sind. Absender: ein Realschuldirektor. Wie er sich gerade die zwölf Nickel herausgerechnet hat, weiß ich nicht. Er muß ein Anhänger des Duodezimalsystems sein.

Haben Sie die „Vossin" in ihrem Anti-Koburg-Biereifer verfolgt? Ich finde doch, Renner*) rennt zu toll. Das ist nicht mehr Breite Straße, das ist Hoppegarten. Aber ich breche ab. Schon diese Worte setzen mich dem Verdacht der Mordbuben- und Mithelferschaft aus. Rein journalistisch angesehn, war die Campagne ganz vorzüglich geführt, mit Talent und Verve. Verve ist immer die Hauptsache, wiewohl mich das Leben und die Ehe gelehrt haben, daß sie fast immer deplaciert ist. Tausend Grüße und herzlichste Wünsche für die verehrte Frau. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Richard Sternfeld.

Berlin, d. 8. August 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihre freundlichen Zeilen und desgleichen für die Treitschkesche Festrede**).

*) Heinrich Renner, Redakteur an der „Vossischen Zeitung". Hier war in mehreren Artikeln Ferdinand von Bulgarien der Mitschuld am Attentat auf Stambulow, das am 15. Juli stattfand, und dem der Staatsmann erlag, bezichtigt worden. Wiederholt wurde die Erwartung ausgesprochen, daß sich der Regent durch unverzügliche Abdankung halbwegs rehabilitiere.

**) Zum Gedächtnis des Großen Krieges. Rede, bei der Kriegs-

Ich habe bei ihrer Lesung meinen Tag von Damaskus gehabt. Wie ich Ihnen wohl schon in Karlsbad vorgeplaudert habe (denn was hätte ich Ihnen in Karlsbad nicht vorgeplaudert!), war ich bisher mit dem historischen Essay der deutschen Professoren nicht ganz einverstanden; jedenfalls schien er mir hinter dem englischen zurückzustehen. Hier aber haben wir die Ausnahme oder, lassen Sie mich hoffnungsvoller sagen, den großen Wandel überhaupt! Es ist ganz wundervoll in jedem Anbetracht, und ich habe einen großen Eindruck davon gehabt, der mich über das gegenwärtige patriotische Tagesblech hinaus in die höhere Sphäre hineingehoben hat. Gesinnung, Anschauung, Komposition, Stil und Ton, Getragenheit und Durchsichtigkeit und, unter Zurückhaltung alles gröblichen Wissens, nur überall das feine Destillat davon — ja, das lasse ich mir gefallen. Welche Gabe der Charakterzeichnung in ein paar Strichen und wie pikant und zugleich wie historische Gerechtigkeit übend das Übergehen einiger der Paladine, nicht weil ihnen die Verdienstlichkeit, wohl aber die Hoheit der Gesinnung fehlte! Wahrscheinlich hat die Rede in der ganzen Welt keinen so begeisterten und keinen so verständnisvollen Leser gefunden wie in mir. Denn ich zweifle, — selbst beste Generalstabsoffiziere nicht ausgeschlossen — daß irgendwer in der ganzen Geschichte so beschlagen ist wie ich. Zwölf Jahre lang von 1864 bis 1876 habe ich nur in dieser Zeit- und Kriegsgeschichte gelebt. Bewundernswert ist auch die Auswahl, die Treitschke unter den Aussprüchen und anekdotischen Zügen trifft, um seine Figuren zu charakterisieren. An dem, was die Leute „frappant" nennen, geht er in seiner Stilfeinheit geflissentlich vor-

---

erinnerungsfeier der Universität zu Berlin am 19. Juli 1895 gehalten (Leipzig 1895).

über und wählt das, worüber man unter Umständen hinweglesen könnte, das aber durch die Stelle, die er dem scheinbar Indifferenten gibt, ein sehr differentes Mittel wird. — Wie immer in aufrichtiger Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 12. August 1895.
Potsdamer Str. 134c.

Sehr geehrter Herr.

In der Regel verläuft es so, daß, wenn man ins Coupé tritt, die letzte Zeile noch nicht trocken ist. Diesmal aber hab ich mich nach der entgegengesetzten Seite hin verrechnet, und so blieben mir himmlische acht Tage, die ich zu allerhand Nettem verwandt habe, darunter (in erster Reihe) die Erinnerungen von Verdy in Ihrer Rundschau Heft 9, 10 und 11, die ich hintereinanderweg gelesen habe. Da ich an Verdy selbst nicht gut schreiben kann, so will ich Ihnen wenigstens aussprechen, wie sehr mich das alles entzückt hat, speziell auch in der von einem ledernen Schulstandpunkt aus vielleicht anfechtbaren Form, in der sich diese Erinnerungen geben. Die ganze Superiorität unserer Leute d. h. unserer derartigen Leute spricht sich darin aus. Klar, einfach, fast nüchtern (von der „Beherrschung" der ganzen Affäre zu sprechen, wäre meinerseits Anmaßung). Keine Spur von Tamtam, keine Spur von Überhebung, weder allgemeiner noch beruflicher noch persönlicher. Eine im Bummelton vorgetragene, kolossal ernste Predigt, gegen die sechs Domprediger nicht ankämen. Mit unserer Macht und unserer Weisheit ist nichts getan. Wie groß die eine und die andere sein möge, irgendeine Allmacht hält die Fäden in der Hand und entscheidet über Sieg und Nieder-

lage. Wir waren in jedem Anbetracht die Stärkeren, und doch wird man, mit fast alleiniger Ausnahme der Schlacht bei Sedan, das Gefühl nicht los, daß es, all unserer Überlegenheit zum Trotz, auch ganz schief gehen konnte. Immer hing es am Haar. Und auch nur eine einzige Niederlage zu ertragen, waren wir kaum imstande.

Ich habe von der Lektüre einen großen Genuß gehabt (welch wundervolle Schilderung diese Schlacht bei Gravelotte) und mich in meinen Anschauungen über vieles gefestigt. Aber inmitten dieses Genusses — diesen Genuß im gewissen Sinne steigernd — bin ich die Frage nicht los geworden: „Wie stellt sich nun der Berliner Bildungsphilister zu so was Apartem, das die Weltüberlegenheit Preußens inmitten aller loyalen Freudigkeit doch keineswegs als etwas Unumstößliches ansieht und den Mut hat, den ganzen Generalstab im Nachthemde und Moltke im perückenlosen Zustand auftreten zu lassen? Wie ich meine Landsleute zu kennen meine, die von „Kunst" keinen Schimmer haben, werden sie sagen: das Historische kannten wir schon (aus irgendeinem patriotischen Schmöker), und das persönlich Hinzugetragene ist anfechtbarer Ulk. Daß es eine Sache gibt, die drüber stehendes Menschentum heißt, geht dem Bildungsphilister schwer ein.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 24. September 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Unser junger Freund Georg Hirschfeld notiert nie seine Wohnung. Das ist nun zwar riesig fein — manche, die

„drei Treppen links, bei Meyer“ genau angeben, wirken immer bedenklich — aber, wie fast immer das Feine, es ist unbequem, und Sie müssen nun wieder dran glauben. Bitte, lassen Sie den einliegenden Brief an „Gerhart Hauptmanns (der nun schon unter die Alten geht) Nachwuchs“ gelangen.

Er ist ein sehr reizendes Kerlchen, aber (unter uns) unser alter Freund hat doch mehr „Forsche“.

Wie geht es Ihnen? Hoffentlich „vor Paris viel Neues“.

Podbielski
Th. F.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 13. Oktober 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Wir begegnen uns immer in unserer Liebe: wie vordem bei Hauptmann, so jetzt bei Hirschfeld. Ich habe den „Bergsee“ *) nun ordentlich durchgelesen, mit Vergnügen und Andacht, was mir wohl nur wenige Berliner nachmachen werden, am wenigsten die Madames, die vielleicht eine solche Versicherung abgeben.

Ich denke es mir so.

Brahm und Hirschfeld ziehen nach dem Salzkammergut. Brahm halb Faust halb Mephisto, Hirschfeld als „Schüler“, aber doch schon in einem Stadium, wo die Sentenzen über den Geist der Medizin einigermaßen gewirkt haben. Ich schließe das „aus den kleinen Füßen“, die an ein paar Stellen sichtbar werden. In einem Wirtshaus am Mondsee nächtigen sie, finden ein altes Paar, einen Knecht, einen Strudel und eine Kapelle mit

*) Der Bergsee. (Dresden 1896.)

Inschrift, und durch ein Erlebnis oder eine wie Mariengarn durch die Luft ziehende Geschichte dazu angeregt, komponiert Hirschfeld seine mystisch-philosophisch-romantische Erzählung. Sehr wahrscheinlich ist weniger phantastisch Erfundenes drin, als der Kommißleser anzunehmen geneigt sein wird, und das Wunderbarliche, das sich uns auftut, ist nur ein Produkt von Zusammentragungen, von Heranziehung räumlich weit auseinander liegender Dinge. Was wir da erfahren, ist wahrscheinlich alles passiert, aber an den verschiedensten Stellen und hier bloß auf einen Hümpel gebracht.

„Nun", wie's bei den Manövern heißt, „zur Kritik, meine Herren".

Wenn ich richtig verstanden habe, läuft die Geschichte so: ein reizendes, ganz jugendliches Geschöpf, das ein junger Mann liebt, wird von einem alten Ekel verführt und kriegt ein Kind. Der feine, schwärmerische Liebhaber läßt sich dadurch (was ich sehr schön finde) in seiner Liebe nicht stören, heiratet das junge Ding, rettet sie vor der Schmach der Welt und legt sich und ihr nur die eine Buße auf: „nich rühr' an." Gut. Er hat die Kraft, es zu leisten. Sie, von Evas wegen, ist weniger für Askese, und da's der Mann nicht sein kann, so der Knecht. Freilich Italiener und Heilandsschnitzer. Sonderbarerweise ist aber auch der Knecht gerade so wie sein Herr aus der Josephsfamilie und zieht den Tod der Begehung von Undank und Untreue vor. Eva aber schleppt sich mit ihrem Liebesgefühl weiter, zugleich von einem ebenso andauernden Schuldgefühl bedrückt. Was sie, von Liebe und Schuld gleichmäßig verzehrt, am Leben hält, ist die Verehrung für den hilflosen Mann, der ihr Freund, ihr Lehrer und zugleich Ehemann ist, und als dieser scheidet, wirft sie selbst ein Leben fort, das ihr nur Qual bedeutet.

Hab' ich hierin die Geschichte richtig skizziert, so kann ich nur sagen: es ist, dem Stoff und der Aufgabe nach, eine sehr gute und sehr, sehr eigne Geschichte, die mir nach der Talentseite hin (denn schon so etwas zu wollen, verrät ein sehr bemerkenswertes Talent) mehr imponiert als sein, Hirschfelds, Stück. Aber freilich, so famos die Aufgabe, so gut Anfang, Führung und Ende: das, was von beiden Seiten her beständig in den Weg hineinwächst, verwirrt und verdunkelt. Man wandelt nicht in klarem Licht, sondern in einem wunderlichen Dämmer, in dem es irrlichterhaft hin und her zuckt und unsere Aufmerksamkeit von der Hauptsache ableitet. Die Hauptsache bleibt doch das Leben, das Gertrud und Waland führen, und hinter ihrer Charakterzeichnung, hinter ihrer psychologischen Durchdringung und Aufklärung hätte alles andere zu verschwinden gehabt. Statt dessen weiß man nicht, ob es sich nicht ebensosehr oder noch mehr um Weltmann und Faber handelt, zu deren Erbauung und Belehrung die beiden Alten nur wie ossianische Gestalten nebelhaft im Nebel stehn. Hirschfeld hat zu viel hineingestopft. Ich bin nicht sehr für eingeschachtelte Geschichten, aber hier hätte sich vielleicht etwas derart empfohlen. Etwa so: Weltmann und Faber kommen an den See. Weltmann hofft die beiden Alten wiederzufinden, aber beide sind tot. Der Pfarrer, den die zwei Reisenden in seiner Pfarre aufsuchen, und mit dem sie über den See fahren oder die Kapelle besuchen, erzählt ihnen das Leben der beiden Alten, und unter dem Eindruck dieser Erzählung und im Gespräch über die psychologisch feinen Sachen, die da mit hineinspielen, setzen sie durch die große Natur hin ihre Reise fort.

Sehr schön ist die Inschriftstafel in der Kapelle, die ich, nach der Anmerkung unten, für echt nehmen muß. Sie (die Inschrift) gibt den Ton an, in dem die ganze

Erzählung gehalten ist, und beweist wieder, wie weit das Moderne zurückreicht. Alles schon dagewesen. Auch Novalis, Brentano, Zacharias Werner. „Und auch die Träume sind nur Traum" — so klingt es durch das Ganze.

Amüsiert haben mich die Namen: Weltmann und Faber. Faber ist der Bleistift, der nachschreibt, was Philosoph Weltmann diktiert.

Grüßen Sie den feinen und liebenswürdigen Dichter.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Erich Schmidt.

Berlin, d. 22. Oktober 1895.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Effi hätte sich Ihnen eigentlich schon in dem Morgenkostüm, in dem sie zuerst auftritt, beim Frühstück präsentieren sollen. Aber wenn man um zwei Uhr zu Bett geht — auch nach der schönsten und spätesten Gesellschaft lese ich, um mich dem Alltag wiederzugeben, noch die „Vossin" von A bis Z — kann man nicht um sieben schon wieder einen Roman einpacken. Die Kraft zu solchen Rapiditäten hat nur der Kaiser. Übrigens bin ich über die Sachlage beruhigt. Ihre Gesinnungen sichern Effi zu jeder Tageszeit ein freundliches Willkommen.

In „Petri" *) habe ich schon hineingekuckt. Die Verse scheinen nett und gut, auch gesünder, als man von einem Kranken, wie er es war, erwarten sollte. Nur nicht sehr originell. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Julius Petri, Rote Erde. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt (Berlin 1895).

An Erich Schmidt.

Berlin, d. 2. November 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Das Buch Petri, das ich Ihrer Güte verdanke, habe ich nun mit einer Andacht durchgelesen, als ob es sich um den großen Namensvetter handelte. Das Vorwort, das Sie dem Buche mitgegeben haben, wird jeden interessieren und für den Frühverstorbenen in hohem Maße einnehmen. Nicht bloß die famose Art, wie er gestorben ist, nötigt einem Respekt ab; auch die Art, wie er gelebt hat; am meisten der Moment, wo er, schon von des Dichters Blässe stark angekränkelt, sich dennoch bereit erklärt, wieder Klempnermeister zu werden. Und noch dazu gerade Klempnermeister! Wenn einer Apotheker war, so kann er ein Lied mitsingen; aber Klempner ist doch um vieles schlimmer. Und um so größer sein mutiger Entschluß. Vielleicht war es auch ein schönes Selbstbewußtsein, das ihn sich sagen ließ: „Ich kann es; mich trifft es nicht." Und wirklich, er durfte das zu sich sagen. Alles ist tüchtig, männlich, höchst respektabel, und was noch wichtiger ist, es hat mich auch alles, und zwar ganz ohne Ausnahme, sehr interessiert. Trotz alledem — und ich gebe dadurch hoffentlich keinen Anstoß — kann ich in dem Ganzen kein großes Talent entdecken. Es ist, zumal in Erwägung seiner Jugend, alles sehr gut, aber es hat keine rechte Stempelkraft. Es prägt sich einem nicht tief ein, weil man, mit verschwindenden Ausnahmen, beständig das Gefühl hat, Ähnliches schon gelesen zu haben. Er hat bestimmte Seiten des Lebens sehr gut beobachtet, aber was er schreibt, wirkt, als sei er doch mehr durch Literatur als durch Leben angeregt worden. Das Leben kam ihm nicht dichterisch, sondern malerisch zu

Hülfe. Situationen und Farben entnahm er dem Leben, aber die Konflikte, die Geschichte selbst, da haben literarische Hülfen einspringen müssen. Ich finde — mit einigem Bangen spreche ich es aus — eine Geschichte wie die Hirschfeldsche, die Sie mit Recht als pueril bezeichnet haben, trotz aller Unreife, Tollheiten und selbst Häßlichkeiten, doch talentvoller oder, sage ich lieber, bemerkenswerter, weil, wenn auch verschroben, etwas sehr Eigenartiges daraus spricht. — Recht bald hoffentlich über all das mündlich mehr. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ernst v. Wolzogen.

Berlin, d. 3. November 1895.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr v. Wolzogen.

Gestern brachte mir mein Sohn Ihr „Ecce ego" *) mit der für mich so schmeichelhaften Widmung. Seien Sie schönstens dafür bedankt. Am Abend, als alles schon den festen Schlaf von Sonnabend auf Sonntag schlief, habe ich mich gleich an die Lektüre gemacht und bin ein gut Stück hineingegangen. Es interessiert mich sehr, und ich finde es vorzüglich. Meine Adligen gibt es auch, aber von denen, wie Sie hier schildern, gibt es noch mehr. Wenn man beide Gruppen zusammenfaßt und die Politiker und Synodalen mit zurechnet, so hat man so ziemlich die ostelbische Junkerschaft beisammen. Etwas ist mir auch diesmal wieder in Ihrer Schreibweise aufgefallen: die Figuren stehen ganz lebendig vor einem, aber mit einem Male

*) „Ecce ego — Erst komme ich!" Von E. v. Wolzogen. Berlin 1895).

sagen sie etwas (hier z. B. die Mutter und die Tante), was einen überrascht. Der Nachweis, daß sie's nicht gesagt haben könnten, ist nicht zu führen, aber sein bißchen Verwunderung hat man weg. Möge diese Bemerkung nicht zu sehr auf mich zurückfallen. Nochmals besten Dank. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 3. November 1895.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Sie können sich denken, wie schwer es mir wurde, mich von solcher Feier*) und Ehre auszuschließen.

Wie liegt die Situation?

Ich habe zwanzig Jahre lang der Zeitung angehört und habe während dieser zwanzig Jahre nur Liebes und Gutes erfahren. Liebes und Gutes in seltenem Maße. Als ich Anno 1876 ausschied und bald danach auf dem Trocknen saß, hatte mir der Geheimrat**) in seiner großen Güte gegen mich die alte Stelle aufbewahrt und ermöglichte mir den Wiedereintritt. Bis in meine letzten Lebensstunden werde ich ihm dafür dankbar sein. Denn es war eine sehr knifflige Situation. Von gelegentlich erfahrenen großen Freundlichkeiten rede ich gar nicht erst, auch nicht von meinem Jubiläum. Dann kam der große Krach***). Ich glaube, ich war so unschuldig wie ein neugeborenes

*) Im Kaiserhof wurde die Vollendung des Umbaues der Häuser der „Vossischen Zeitung", Breitestraße 8 und 9, gefeiert.

**) Carl Robert Lessing.

***) Es handelt sich um ein Gerede, das gelegentlich eines Prozesses entstanden war. Vgl. S. 289.

Kind; aber der Geheimrat — und ich finde dieses nur zu begreiflich — sah alles in einem ungünstigeren Lichte und mißtraute mir. Trotzdem, und das ist das Allergrößte, hat er sein starkes Gefühl darüber auf eine gewisse Reserviertheit beschränkt, ist mir aber nach wie vor mit Güte begegnet. Und so darf ich denn sagen, es lebt in meinem Herzen gegen das ganze Haus Lessing nichts andres als ein großes Dankesgefühl. Ich wäre ein schlechter Kerl, wenn es anders läge.

Es kommt nun die Einladung, und mit beiden Händen zuzugreifen, das war das Natürliche, zugleich mein lebhafter Wunsch. Aber der Kaiserhof — da es das Lokal ist, wo nun mal das Fest gefeiert werden soll, so habe ich mir eine gewisse Rücksicht aufzuerlegen — der Kaiserhof ist für einen Erkältungsgeneigten, für den Mann des ewigen Cachenez ein mehr als ängstlicher Aufenthaltsort, an dem ich mich denn auch in diesem Jahre schon zweimal so gründlich erkältet habe, daß mir von den zurückliegenden zehn Monaten mindestens vier verloren gegangen sind. Ich bin noch in diesem Augenblick in einer erbärmlichen, meine Arbeit außerordentlich behindernden Verfassung. Und was ist man, wenn man nicht mehr arbeiten kann? Man kommt um vor Langerweile. Natürlich gibt es Momente — ich habe Ihrer lieben Frau vom General v. Gerlach erzählt, der mit der Kopfrose seinem Könige bei achtzehn Grad Kälte zu Grabe folgte und drei Tage später selbst ein Toter war*) — es gibt Momente, wo man mit seinem bißchen Leben sich nicht aufspielen und wichtig machen darf, als hinge viel daran; aber solch Moment liegt hier nicht vor. Ich lebe in der Hoffnung, daß man

*) Vgl. Bd. 1 S. 213.

mir allerseits hierin zustimmen wird. Bitte, machen Sie meinen Advokaten. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Carl Robert Lessing.

Berlin, d. 6. November 1895.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr Geheimrat.

Was ich gestern in Beantwortung einer Einladungskarte nicht sagen mochte, bitte ich heute nun aussprechen zu dürfen: meine große herzliche Freude darüber, daß ich — um ein mildes Wort zu gebrauchen — Ihre Verstimmung gegen mich als schließlich aus der Welt geschafft ansehen darf. Wenn etwas von Schuld in meiner Unvorsichtigkeit oder Unüberlegtheit vorlag, so bin ich, wenn auch nicht äußerlich, so doch in meinem Gemüte dafür bestraft worden. Unter Anklage stehen, ist immer fatal, und nun gar erst, wenn man dieser Anklage, dem eignen Unschuldsgefühl zum Trotz, sehr wohl folgen kann. So lag es bei mir. Jetzt wieder blauen Himmel zu sehn, beglückt mich aufrichtig.

Ihrem Fest am Sonntag einen, wie ich nicht bezweifle, schönen Verlauf wünschend, unter dankbaren Empfehlungen an Frau Gemahlin, deren Hand ich in allem erkenne, in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Marie Uhse.

Berlin, d. 13. November 1895.
Potsdamer Str. 134c.

Hochverehrte gnädigste Frau.

Seien Sie schönstens bedankt für die mich hoch erfreuenden freundlichen Worte, die Sie für „Effi Briest" und

für mich selbst gehabt haben. Es ist eine Geschichte nach dem Leben, und die Heldin lebt noch. Ich erschrecke mitunter bei dem Gedanken, daß ihr das Buch — so relativ schmeichelhaft die Umgestaltung darin ist — zu Gesicht kommen könnte. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ernst v. Wolzogen.

Berlin, d. 19. November 1895.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr v. Wolzogen.

Vor ein paar Tagen schon habe ich „Ecce ego" beendet und bitte noch ein Wort darüber sagen zu dürfen.

Bis Schluß von Kapitel 12 war ich bedingungslos ein- und hingenommen, von Kapitel 12 ab aber empfing ich einen Dämpfer. Ob es an mir liegt oder an dem Stoff, der von der Szene mit dem übrigens urechten Pufahl an immer brenzlicher wird, oder endlich daran, daß Ihre Hand vom zwölften Kapitel an diese schwierigen Dinge nicht mehr so leicht und gefällig gestaltet hat wie vorher, vermag ich nicht zu sagen. Ich gebe hier nur einfach die Wirkung auf mich wieder.

Und nun noch etwas sehr Wichtiges, von dem ich selber nicht recht weiß, ob es ein Lob oder ein Tadel ist. Die Gestalt Ariberts ist Ihnen außerordentlich, auch nach der sympathischen Seite hin, geglückt, und so kommt es, daß man die nötige sittliche Entrüstung gegen ihn nicht recht aufbringen kann. Eigentlich hat er immer recht, beinah auch da noch, wo er lügt und mogelt, oder richtiger da, wo er diese Mogeleien zugibt und sie aus seiner Situation heraus erklärt und entschuldigt. Auch in den letzten Kapiteln kann ich nicht ganz gegen ihn sein. Daß er sich den Tod

des alten Schönbeck nicht sehr zu Herzen nimmt und sein immerhin praktisch wichtiges Diner — an dem nicht erscheinen zu wollen, Charlotte vorher bestimmt erklärt hat — à tout prix (und noch dazu zu welchem!) geben will, kann ich so schlimm nicht finden. Es scheitert alles an dem Nichtzusammenpassen beider; diesen Eindruck empfängt man viel stärker als den von Ariberts Schuld. Kreuzfidele Ehen, wo der alte taprige Schwiegervater nur dazu da ist, angepumpt zu werden, bilden eher die Regel als die Ausnahme. Meist sind Mann und Frau (in diesem Punkte wenigstens) wie Verschworene gegen einen Dritten. Charlotte ist, innerhalb dieser Welt der Mängel, viel mehr zu fein und zu gut, als Aribert zu roh und zu schlecht.

In einem Punkte aber bin ich ganz und gar der Ihre: ja, so sieht es aus.

Als Roman in seinem letzten Drittel hier und da vielleicht anfechtbar, als berlinisch-priegnitzische Gesellschaftsschilderung aus dem Jahre 1895 wundervoll. Das ganze ist wie der Beleg zu Ihrer Broschüre: „Linksum kehrt, schwenkt usw." *) In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Hermann Wichmann.

Berlin, d. 2. Januar 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Teuerster Wichmanno!

Verzeihen Sie mir, wenn ich heute nur auf eine Briefstelle bei Ihnen antworte, und zwar auf das „Außen-

*) „Linksum kehrt, schwenkt — Trab!" Ein ernstes Mahnwort an die herrschenden Klassen und den deutschen Adel insbesondere. Von Ernst Freiherrn v. Wolzogen. Die Broschüre erschien im Frühjahr 1895 gelegentlich der sogenannten „Umsturzvorlage". Vgl. oben S. 352.

werk", draußen auf dem Kuvert, wo Sie mir mitteilen, daß Sie von dem Neunziger (oder Neunundachtziger) Geheimrat Wiese eben einen Brief erhalten hätten. Wenn Sie ihm nun darauf antworten, so nehmen Sie vielleicht freundlichst Veranlassung, ihm zu sagen, daß hier ein alter Sechsundsiebziger seine (Wieses) „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen" ganz neuerdings mit größtem Vergnügen und zu großer Belehrung und Erhebung gelesen habe. Das Wunderbarste dabei ist, daß ich mich ungezählte Kilometer von Wiese entfernt befinde und in bezug auf die sogenannten „großen Fragen" fast ausnahmslos entgegengesetzter Meinung bin. Aber der Ernst, der Mut, die Überzeugungstreue haben doch einen ganz kolossalen Eindruck auf mich gemacht, mich mit erneutem Respekt vor einem richtigen alten preußischen Beamten erfüllt und mir bestätigt, was ich freilich schon lange weiß, daß alle die wegen ihrer „Richtung" scharf angefochtenen Menschen die besten, vielleicht die einzig anständigen sind. Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben Leopold v. Gerlachs haben ebenso auf mich gewirkt wie Wieses Buch: überall total andere Meinung, aber überall höchster Respekt vor dem Schreiber. In Wieses Buch haben mich noch ganz besonders die Charakteristiken seiner Minister und in dem Anhang die Charakteristiken unserer Provinzen interessiert. Was die Provinzcharakteristik angeht, stimme ich überall zu, die Minister aber, wiewohl sicherlich auch richtig getroffen, kommen doch etwas zu gut fort.

Tausend Grüße an die verehrte Frau. Wie immer

Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 27. Januar 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Hertz.

Das Raphaelbuch *) interessiert mich sehr, auch durch seinen Stil, der sehr abweichend von dem Herkömmlichen ist; er vermeidet fast zu ängstlich die Phrase. Dennoch ist es alles in allem ein großer Vorzug. Nur meine Vorstellung vom Quattrocento weicht sehr ab von der seinigen. Es war eine ganz niederträchtige Bande, und er faßt es als Idyll liebenswürdiger, dann und wann etwas unartiger Kinder. Ja, aber solcher, die Phosphorhölzer in den Kaffee abschaben und Stecknadeln in die Brotstücke stecken.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 31. Januar 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Schönsten Dank für Brief und Zeitungssendungen, unter welchen mich die „Daily News"-Nummern von 1846 und 1896 am meisten interessiert haben. Ein halbes Jahrhundert hat viel geändert, was nicht bloß aus dem Format, sondern auch aus den Bildern zu ersehen. Charles Dickens wirkt sehr gut — besser als im Leben — aber zugleich doch etwas komisch; so stark hat die Mode gewechselt. Freilich ist in Rechnung zu stellen, daß er persönlich etwas Theaterhaftes hatte, so daß nicht alles auf die Zeit, sondern ein gut Teil auch auf ihn *selbst* und seine Eigenart zu schieben ist.

*) Herman Grimm: Das Leben Raphaels (3. Aufl. Berlin 1896).

Und nun Ihre freundlichen Zeilen! Ich glaube, daß eine Stelle meines letzten Briefes — allerdings wohl durch meine Schuld — mißverstanden worden ist. Die letzte Rolle, die zu spielen ich geneigt sein könnte, ist die des Kriegsberserkers. Abgesehen von dem Entsetzlichen jedes Krieges, stehe ich außerdem noch allem Heldentum sehr kritisch gegenüber. Es gibt ein ganz stilles Heldentum, das mir imponiert. Was aber meist für Heldentum gerechnet wird, ist fable convenue, Renommisterei, Grogresultat.

Aber meine falsch verstandene Briefstelle! Ich hatte mit dem, was ich sagte, nicht einen kriegerischen Wunsch, sondern nur eine kriegerische Situation — als nun mal leider vorhanden — aussprechen wollen. Daß diese „Situation" da ist, steht mir allerdings fest. Daran können weder wir zwei beide noch die Zeitungen noch die Regierungen irgendwas ändern. Die Schicksale nehmen ihren Lauf, und etwa am Säkulartage von Trafalgar oder nicht sehr viel später werden wir einen großen Krach haben*). England wird dann noch einmal glänzend siegen, aber es wird sein Höhepunkt sein. Verzeihen Sie mir diese Gastrolle als second sight-Highlander. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ernst Gründler.

Berlin, d. 11. Februar 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr!

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihren lieben Brief, der mir eine große Freude war. In weit zurückliegenden

*) Der Seesieg bei Trafalgar war am 21. Oktober 1805 erfochten worden.

Zeiten sagte mir mal mein verstorbener Freund George Hesekiel: „Sieh, Fontane, das mit Orden, Titel und Hof- und Ministerialauszeichnung ist ganz gut, aber es haftet ihm so viel Tabulaturmäßiges an. Wenn aber eine Bürgerschaft, eine Genossenschaft von Intimeren einen auszeichnet, das macht immer einen Eindruck auf mich." Ich glaube, er hatte recht, und Ihr Brief hat mir diesen Ausspruch ins Gedächtnis zurückgerufen. Gegen sogenannte „Kritiken", wenn sie nicht sehr gut sind d. h. also von der langweiligen Lob- und Tadelfrage ganz absehen, bin ich total abgestumpft, weil sie eben „tabulaturmäßig" sind; ein Brief wie der Ihrige aber ist eine wirkliche Erquickung.

Das Buch *) ist schon aus dem Winter 1863/1864, und ich schrieb abends und nachts die ersten Kapitel — die, glaub' ich, auch die besten geblieben sind — während die österreichischen Brigaden unter meinem Fenster vorüberfuhren; und wenn zuletzt die Geschütze kamen, zitterte das ganze Haus, und ich lief ans Fenster und sah auf das wunderbare Bild: die Lowries, die Kanonen, die Leute hingestreckt auf die Lafetten, und alles von einem trüben Gaslicht überflutet. Ich wohnte nämlich damals in der Hirschelstraße (jetzt Königgrätzer) an der Ecke der Dessauer Straße. Die Stadtmauer (von den Jungens schon überall durchlöchert) stand noch, und unmittelbar dahinter liefen die Stadtbahngeleise **), die den Verkehr zwischen den Bahnhöfen vermittelten. Dann lag das Buch zwölf Jahre still, während welcher Zeit ich die Kriege von 1864, 1866 und 1870 beschrieb, und erst im Herbst 1876 nahm ich die Arbeit wieder auf. Es war eine sehr schwere Zeit für mich. Das Gedicht,

*) „Vor dem Sturm."

**) Gemeint ist die alte Verbindungsbahn, die 1851 eröffnet und 1871 durch die noch bestehende Ringbahn ersetzt wurde.

das Lewin schreibt: „Tröste dich, die Stunden eilen", gibt meine Stimmung von damals wieder. Alles besserte sich indessen wirklich.

Daß Sie Schottland kennen, webt ein zweites Band zwischen uns. Ich bin Nordlandsmensch, und Italien kann, für mich, nicht dagegen an. Nochmals herzlichen Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Spielhagen.

Berlin, d. 11. Februar 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Schon vor Wochen fand ich in einem Blatt überaus freundliche Worte über „Effi Briest", die, wenn ich recht verstand, von Ihnen herrühren mußten. Der Zitierende hatte sich aber so unklar ausgedrückt, daß ich meiner Sache doch keineswegs sicher war. Nun erhalt' ich heute früh dasselbe Zitat in solcher Fassung, daß jeder Zweifel ausgeschlossen ist, und so säume ich denn nicht länger, Ihnen allerherzlichst für so viel Liebenswürdigkeit zu danken. Es ist doch hocherfreulich, daß sich schließlich immer wieder herausstellt: das Beste haben die Kollegen voneinander. Der gute Hiltl sagte mir mal, als ich (schaudernd) noch rezensieren mußte: „Das mit dem ewig uns vorgeworfenen Beifallsneid ist der reine Unsinn. Wir wissen es bloß besser als die da unten." Nochmals herzlichen Dank!

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Spielhagen.

Berlin, d. 15. Februar 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Vorgestern abend im engsten Zirkel: Frau, Tochter, ich, ging es also an die Vorlesung*). Wir waren alle sehr hingenommen davon, am meisten ich. Man muß doch schließlich von Fach sein, nicht um folgen (das können die andern auch), aber um voll würdigen zu können. Ich bin überall mit Ihnen einverstanden. „Zu Anfang des Jahrhunderts war das, was Goethe in den ‚Wahlverwandtschaften' gibt, Natur" — oder so ähnlich. Unbedingt ist es so gewesen. Gar nicht von der sentimentalen Schönrednerei zu sprechen, der wir in jedem alten Stamm- und Tagebuch begegnen. Auch die Art, wie Eltern und Kinder miteinander verkehrten, war, von unserm heutigen Standpunkt aus, etwas Gekünsteltes.

Nicht minder als hinsichtlich dieser Frage bin ich in bezug auf die Technik des Romans mit Ihnen in Übereinstimmung. Was mich aufrichtig freut. Das Hineinreden des Schriftstellers ist fast immer vom Übel, mindestens überflüssig**). Und was überflüssig ist, ist falsch. Allerdings wird es mitunter schwer festzustellen sein, wo das Hineinreden beginnt. Der Schriftsteller muß doch auch, als er, eine Menge tun und sagen. Sonst geht es eben nicht oder wird Künstelei. Nur des Urteilens, des Predigens, des klug und weise Seins muß er sich enthalten. Vielleicht liegt es so wie mit Finanzfragen: nachdem man sich für Handelsfreiheit be-

*) Es handelt sich um den Essay „Effi Briest und die Wahlverwandtschaften". Vgl. Friedrich Spielhagen, Neue Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik (Leipzig 1898) S. 90 ff.

**) Vgl. Bd. 1 S. 405 f.

geistert, erkennt man widerwillig, daß es ohne einen kleinen Schutzzoll nicht geht.

Ich habe wegen eines langen Aufsatzes über den selig entschlafenen „Tunnel“ in den nächsten Tagen mit Rodenberg zu korrespondieren und könnte dabei sehr gut wegen Ihres Essays anfragen. Ich tu es — so Sie mich in einer Zeile wissen lassen: „los“ — von Herzen gern. Mache ja dabei auch ein glänzendes Geschäft. Aber freilich, ich traue dem Frieden nicht. Ich halte es nicht für wahrscheinlich, daß er „ja“ sagt. Denn erstens gehört er zu denen, die gleich stramm stehn und den Zeigefinger an die Biese legen, wenn der Name Goethe bloß genannt wird. Zweitens wird es ihm gegen den Strich sein, mich mit meinem Roman so frisch, fromm, frei neben den Halbgott gestellt zu sehen. Daß „Effi Briest“ in der „Rundschau“ stand, kommt vielleicht als Erschwerungsmoment hinzu.

Freundlichem Bescheid entgegensehend, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 18. Februar 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für Ihren lieben Brief. Auch mit sechsundsiebzig läßt man sich noch gerne was Freundliches sagen. Hoffentlich geht es in der Folge nicht bergab. Ich hätte aber nun heute doch geschrieben, und zwar als Diplomat in einer sehr feinen Sache.

Spielhagen — in welcher Veranlassung, darüber mal mündlich — hat mir einen Essay geschickt: „Einst und jetzt.“ (Die „Wahlverwandtschaften“ und „Effi Briest“). Eine literarische Studie.

Bei dieser Studie hat er immer, auf allgemeine Bildung hin angesehn, ein Rundschaupublikum im Auge gehabt, und doch bezweifelt er selbst, daß Sie Lust haben könnten, es zu bringen. Ich fürchte (weiß es nicht, aber Sie werden es wissen), daß auch kleine persönliche Verstimmungen bei diesen Zweifeln mitgewirkt haben. Gleichviel, ich habe ihm geschrieben, daß ich bei Ihnen anfragen wolle. Erfolge dann ein Refus, so verdünne er sich durch die Mittelsperson.

Ich würde nun die „Studie" diesem Briefe gern beigelegt haben, unterlaß es aber, um Ihnen heute nur kurz zu sagen, was ungefähr drin steht.

1. Zu Anfang des Jahrhunderts machte man es so, Ende des Jahrhunderts machte man es anders. Die Technik hat eben Fortschritte gemacht. (Richtig, aber anzüglich.)

2. Zu den Eigentümlichkeiten der früheren Schreibweise gehörte, wie die „Wahlverwandtschaften" zeigen, das beständige Mithineinreden des Dichters. Goethe konnte freilich auch anders schreiben („Götz", „Egmont"), aber in seiner späteren Prosa gefiel er sich in diesem Dichtermonologehalten.

3. In „Effi Briest" kommt dergleichen auch vor. Aber doch viel weniger.

4. „Wahlverwandtschaften" sind eben der Roman aus dem Anfang des Jahrhunderts, „Effi Briest" aus dem Ende.

5. Auf die Technik hin angesehn, ist das, was man jetzt macht, besser.

Presse ich nun diese kurzen Angaben noch wieder weiter zusammen, so läuft es darauf hinaus:

a) Na, der alte Goethe war schließlich auch kein Herrgott, und

b) Goethe ist Goethe und Fontane ist Fontane. Aber „Effi Briest" steht uns näher und interessiert mehr.

Nach meiner Meinung liegt es nun so, daß a) alle Goetheverehrer verletzt und b) mich ungewollt in ein komisches Licht stellt.

Beides ist schlimm. Und doch ist in der Sache was Richtiges. Wir sind in einem Goethebann und müssen draus heraus. Sonst haben wir unser „Apostolikum" in der Literatur.

Ich nehme an — denn es ist ein zu heißes Eisen — Sie werden „nein" sagen, und bitte Sie nur, Ihren Brief an mich so einzurichten, daß ich ihn abschriftlich an Spielhagen gelangen lassen kann. Der Umstand, daß „Effi Briest" in der „Rundschau" stand, ist eine weitere Erschwernis.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Spielhagen.

Berlin, d. 20. Februar 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Eben erhalte ich in einem längeren Briefe, der sich eingangs mit meiner Tunnelarbeit beschäftigt, Rodenbergs Antwort. Sie lautet: „Lassen Sie mich Ihnen in aller Aufrichtigkeit sagen, daß es für Spielhagens Aufsatz keinen ungeeigneteren Ort geben könnte als die „Rundschau". Sie wissen (jetzt kommt ein „Effi Briest"-Lob) . . . und wissen auch, daß sich das Publikum ebenso gestellt hat. Aber gerade der maßgebende Teil des Publikums würde eine solche Publikation nicht billigen, und am meisten verwundert würden diejenigen sein, die den Roman in der „Rundschau" gelesen haben. Offen gestanden, schon der bloße Versuch einer solchen Zusammenstellung hat für mich etwas Widerstrebendes."

Der Versuch ist gemacht. Daß er abgeschlagen, überrascht mich nicht. Vielleicht sind wir auch beide einig darin, daß gerade Rodenberg nicht gut anders konnte. Seine Natur ist friedlich, und Ihre Studie wirft einer erdrückenden Majorität den Fehdehandschuh hin. Ich bin neugierig, wie sich an dem Vortragsabend Ihre Zuhörer zu der großen Frage stellen werden. Denn — meine Person ganz aus dem Spiel — bleibt doch der Satz übrig: „The great old man ist in manchen Stücken antiquiert.“ — Unter Wiederholung meines herzlichen Dankes, hochgeehrter Herr, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Spielhagen

Berlin d. 21. Februar 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Meinem herzlichen Dank will ich nur folgende kurze Angaben — freilich immer noch in bloßen Andeutungen — hinzufügen.

Innstetten ist ein Oberst Baron v. A., früher Husar, jetzt Dragoner.

Effi ist ein Fräulein, wenn ich recht berichtet bin, aus der Gegend von Parez, nicht aus der Mark, sondern aus jenem Teil des Magdeburgischen, der am östlichen Elbufer liegt. Soviel ich weiß, lebt die Dame noch, sogar ganz in Nähe von Berlin.

Mir wurde die Geschichte vor etwa sieben Jahren durch meine Freundin und Gönnerin L. bei Tisch erzählt. „Wo ist denn jetzt Baron A.?“, fragte ich ganz von ungefähr. „Wissen Sie nicht?“ Und nun hörte ich, was ich in meinem Roman erzählt. Übrigens, glaube ich, wußte Frau L. den

Namen der Dame nicht genau. Alles spielte, um auch das noch zu sagen, am Rhein, nicht in Pommern. Das ist das Wenige, was ich weiß. Übrigens sagte mir Geheimer Rat Adler (der Architekt): „Gott, das ist ja die Geschichte von dem A." Er hatte es doch 'rausgewittert. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

Der Brief war schon im Kuvert, aber ich nehme ihn noch mal heraus, um folgendes hinzuzufügen, was keinen andern Menschen interessieren kann, aber einen Romancierkonfrater, meiner Meinung nach, interessieren muß. Die ganze Geschichte ist eine Ehebruchsgeschichte wie hundert andere mehr und hätte, als mir Frau L. davon erzählte, weiter keinen großen Eindruck auf mich gemacht, wenn nicht (vgl. das kurze zweite Kapitel) die Szene beziehungsweise die Worte: „Effi komm" darin vorgekommen wären. Das Auftauchen der Mädchen an den mit Wein überwachsenen Fenstern, die Rotköpfe, der Zuruf und dann das Niederducken und Verschwinden machten solchen Eindruck auf mich, daß aus dieser Szene die ganze lange Geschichte entstanden ist. An dieser einen Szene können auch Baron A. und die Dame erkennen, daß ihre Geschichte den Stoff gab.

An Otto Pniower.

Berlin, d. 21. Februar 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie herzlichst bedankt für Ihre freundlichen und schmeichelhaften Worte*). Vieles ist mir über „Effi" gesagt worden, aber, wie das immer ist, Worte, die mir

*) Vgl. Deutsche Literaturzeitung (1896) Nr. 8.

eine Herzensfreude gemacht hätten, solche haben doch nur wenige gefunden. Schlenther eröffnete den Reigen, Sie schließen ihn. Denn nun wird kaum noch was kommen. Dazwischen krabbelt viel Mittelwertiges herum, und von der Majorität der Fälle schweigt des Sängers Höflichkeit. — Daß Sie vor einem Gelehrtenpublikum gesprochen, kann mir nur lieb sein. Denn zu denen, die sich zuletzt um einen kümmern, gehören die Gelehrten. Es kann auch kaum anders sein. Sie denken — und meist mit Recht — niedrig von der Gattung und gehen erst 'ran, wenn sie von einem Vertrauensmann geführt werden. Nochmals besten Dank.

In vorzüglicher Ergebenheit.

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 22. Februar 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Besten Dank für Verschiedenes, darunter — mir ganz neu — „The Labour Leader". — In „Daily Graphic" und „Illustrated London News" fand ich viele Bilder, die sich auf das Begräbnis von Lord Leighton bezogen. Er war gewiß ein vorzüglicher Herr, und alle Ehren sind ihm zu gönnen. Sie erscheinen uns hier aber ein wenig übertrieben. Wenn Millais stirbt, dann paßt es. Millais ist eine neue und zugleich bedeutende Nummer, war es von Anfang an. Aber Leighton ist bloß highly respectable, und das besagt eigentlich gar nichts. Ich habe ziemlich viel Bilder von ihm gesehn, weil er derjenige englische Maler war, der am regelmäßigsten unsere Ausstellungen beschickte. Das letzte, was ich von ihm sah, war das beste, der „Schlaf" oder der „Traum". Rundbild, eine schöne

weibliche Gestalt (oder zwei) ruhend unter einem klaren Abendhimmel, an dem matt die Mondsichel steht. Sehr schönheitsvoll; aber für die „reine Schönheit" haben die Menschen allerorten den Sinn verloren; es grenzt immer an Langeweile.

Mit besonderem Vergnügen habe ich Keir Hardce's „Labour Leader" durchgesehen. Alles Interesse ruht beim vierten Stand. Der Bourgeois ist furchtbar, und Adel und Klerus sind altbacken, immer wieder dasselbe. Die neue, bessere Welt fängt erst beim vierten Stande an. Man würde das sagen können, auch wenn es sich bloß erst um Bestrebungen, um Anläufe handelte. So liegt es aber nicht. Das, was die Arbeiter denken, sprechen, schreiben, hat das Denken, Sprechen und Schreiben der altregierenden Klassen tatsächlich überholt. Alles ist viel echter, wahrer, lebensvoller. Sie, die Arbeiter, packen alles neu an, haben nicht bloß neue Ziele, sondern auch neue Wege. Die „Times" sind nach wie vor die erste Zeitung in der Welt, aber doch eigentlich nur durch ein gewisses stilles „Übereinkommen" der sogenannten Gebildeten. In Wahrheit ist alles tot und eingefroren, keine neuen Ideen, kein neuer Stil, nicht einmal (ganz äußerlich) ein neues Zeitungsarrangement. In dem „Leader" ist die Schablone durchbrochen. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Julius Rodenberg.

Berlin, d. 2. März 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für Ihre Karte, die mir einen Stein vom Herzen genommen. Ich war doch in einer kleinen

Sorge, ob Ihnen diese Behandlung unseres Lieblings*) auch recht sein würde. Und doch konnte ich auf meine Schreibweise nicht verzichten, weil mir das Prinzip, nach dem ich dabei verfahre, so wichtig ist. Mein Interesse für Menschendarstellung ist von der Wahrheit oder doch von dem, was mir als Wahrheit erscheint, ganz unzertrennlich. Ich muß mich im Guten und Bösen, im Hübschen und Nichthübschen über ihn aussprechen können. Wird mir das versagt, so hört das Vergnügen für mich auf. Ich gehe aber noch weiter und behaupte: auch für andere. Das Zeitalter des Schönrednerischen ist vorüber, und die rosenfarbene Behandlung schädigt nur den, dem sie zuteil wird. Frei weg! In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 3. März 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Schönsten Dank. Also Montag 5½ Uhr. Wir freuen uns auf Brahm, aber noch mehr auf Frau Sorma, eine relative Zurücksetzung, die Sie als Direktor erfreuen muß. Die Tochter wandelt am Montag schon unter transalpinen oder — in dem stockkatholischen Meran — auch ultramontanen Mandelbäumen. — In der letzten Woche habe ich Abend um Abend einen Akt von „Florian Geyer" ge-

*) Von dem Abschnitt „Der Tunnel über der Spree" der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig" erschienen zunächst in der „Deutschen Rundschau" (1896 Bd. 7 S. 89 ff.) fünf Kapitel. Mit „Liebling" ist Theodor Storm gemeint. Das Kapitel, das ihn behandelt, erschien im Maiheft.

lesen; gestern abend Schluß. Es ließe sich ein langer, langer Essay darüber schreiben. Das weitaus Beste ist das Vorspiel, was ich schon bei der Aufführung empfand. Es ist ihm in diesem Vorspiel das geglückt, was weiterhin total verloren geht: Scheidung und in dieser zugleich Klärung des Ganzen. Ein einzelner „Kotzer" geht. Ja, er kann interessant sein. Aber sie „kotzen", „rolpsen und grolpsen" alle mehr oder weniger, so daß es aussieht wie eine Kneipe morgens um sieben, wo die Umgefallenen und Schnarcher bunt und wirr durcheinander liegen und man nicht weiß, ob dies Bein oder dieser Kopf dem einen oder andern gehört. Es ist leider auch schwer darüber zu sprechen; auch das Gespräch gerät in Konfusion. Ihr

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 19. März 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Gott und die Welt kommen in meinen für Rodenberg eingepackten „Erinnerungen" vor, nur gerade Roquette*) nicht, was einfach daran liegt, daß er, aus Abneigung gegen alle Gesellschaften, in denen kritisiert wurde, nie Mitglied des Tunnels war. Ich bedaure aufrichtig, Ihnen nichts schicken zu können, um so mehr, als er in seinen großen menschlichen Tugenden und seinen nebenher laufenden Schwächen (zu denen auch vielfach seine Produktionen, Prosa wie Verse, gehörten) einen vorzüglichen Stoff bildet.

---

*) Schlenther hatte Th. F. um einen Nekrolog für die Sonntagsbeilagen zur Vossischen Zeitung gebeten.

Sein Bestes ist nach meinem Dafürhalten seine Selbstbiographie*), besonders die erste Hälfte, noch mehr das erste Viertel. Da hat man den ganzen lieben Kerl in all seinen Vorzügen, in seinem feinen Humor, seiner ausgesprochenen Begabung für das Genre, seiner Selbstironie, selbst seiner persönlichen Preisgebung. Was in seinen Schriften Beobachtung und Wiedergabe des Kleinlebens ist, ist immer reizend, aber damit ist es auch vorbei. Alles andere versagt, und wenn er einen Anlauf zu historischer Schilderung nimmt, wird er furchtbar. In seiner Biographie findet sich eine kurze Charakterisierung Napoleons I., die im brandenburgischen „Kinderfreund" sofort abgedruckt werden könnte. — Literarisch habe ich ihn nie hoch stellen können, aber menschlich desto höher. Er war ein ganz ausgezeichneter kleiner Kerl: mutig, schlagfertig, voll Esprit und Witz, lauter in Gesinnung und Wandel und von einer auf eigenes Behagen immer Verzicht leistenden Opferfreudigkeit, speziell auch im Geldpunkt. Einer (aber dies ganz im Vertrauen) von den seltenen Fällen, wo ein armer und zuletzt auch von Gebrechen heimgesuchter Schriftsteller seine ganze Familie unterstützte, zeitweilig unterhielt. Dabei immer Kopf oben, das Gegenteil von einem Heulmeier. Komm ich noch mal dazu, über ihn zu schreiben, so habe ich ein Schock Geschichten auf Lager, die schönste die, wie er am 20. oder 21. März Friedrich Wilhelm IV. mit gefällter Hellebarde gegen mehrere — königliche Prinzen (darunter Prinz Friedrich Karl) verteidigte. Was man nicht alles erlebt hat! Wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) „Siebzig Jahre, Geschichte meines Lebens." 2 Bde. Darmstadt 1894.

An Otto Neumann-Hofer.

Berlin, d. 24. März 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank. Aber ich habe nichts. Und wenn noch was zustande kommt, so bin ich mit der „Rundschau" so gut wie verheiratet.

Zwei Bücher, Pietschker und Stieler, die ich noch durch Ihre Güte in Händen habe, schicke ich in den nächsten Tagen mit schönstem Dank zurück*). Beide haben mich stellenweise durchaus interessiert, aber mich auch ebenso oft verstimmt, der eine durch seinen hochgradigen Borussismus, der andere durch „Deutschland, Deutschland über alles" — das eine wie das andere macht mich nervös. Darüber zu schreiben, war mir unmöglich. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Herman Wichmann.

Berlin, d. 16. April 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Wichmann.

Zu den Rosen nun Lorbeer! Seien Sie schönstens von mir und Effi bedankt. Die Blüten haben sich hier völlig erholt und stehen in einer Vase vor mir. Auffallend ist mir aber doch, daß das Altertum dem Lorbeer eine so hohe Stellung angewiesen hat. Er hat schönheitlich nichts Hervorragendes, die Blüte nun schon gewiß nicht. Wie erklärt sich diese Hochstellung? Oder ist an Ort und Stelle doch

*) Karl Pietschker, Auf dem Siegeszuge von Berlin nach Paris. Schlachtenbilder und biographische Silhouetten (Potsdam 1896).

ein Maß von Schönheit da, das uns hier nicht zu Gesicht kommt? Oder ist die große Schlichtheit gerade die Schönheit?

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Frau Gemahlin.

Mit besten Wünschen für Ihr Wohl in herzlicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 16. April 1896.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ich habe nichts von mir hören lassen, so lange nicht, daß ich den Inhalt der „Daily Graphic"-Nummern und anderer Blätter schon wieder vergessen habe. Doch ist mir einiges im Gedächtnis geblieben, so namentlich Urteile verschiedenster Art über Lord Leighton. Zwei dieser Urteile waren durchschnittsmäßig und langweilig, sehr interessant war aber das, was Mr. Moore (seinen Vornamen habe ich vergessen, ich glaube George) über Leighton sagte. Die Zeitung, die dies Mooresche Urteil zitierte, knüpfte tadelnde Bemerkungen daran, weil sie Anstoß daran nahm, einen großen Künstler zugleich als Gecken geschildert zu sehn. Aber da hat die Zeitung ganz unrecht. Die meisten großen Menschen haben auch noch Geckenzüge nebenher. Ganz korrekt sind immer nur die Mittelmäßigen. — In einer Nummer von „Daily Graphic" wurde über Bismarck und Menzel gesprochen mit einer Seelenruhe, wie wenn sich's um Müller und Schulze handelte. Mir drängte sich dabei wieder auf, wie dem Ruhm immer lokale Grenzen gezogen sind, und wie wenig Weltgrößen es gibt. Vielleicht hat dies Jahrtausend nur drei produziert: Columbus, Shakespeare,

Napoleon. Ein großer Dichter, wie Dante, ist bloß ein Name. Er wird genannt, aber er lebt nicht.

Ihren Sudankrieg verfolge ich mit dem größten Interesse. Wahrscheinlich wird nicht viel daraus — der eigentliche Zweck wird doch erreicht. Liegt es aber umgekehrt, und kommt es zu ernsten Kämpfen, so wird England siegen, weil es sich — im Gegensatz zu früheren Unternehmungen — diesmal der großen Gefahren voll bewußt ist, also mit äußerster Vorsicht vorgehen wird, etwa wie Napier gegen Magdala.

Wir haben hier jetzt lauter Duellgeschichten, die wohl dahin führen werden, daß die Sache ganz außer Mode kommt. In herzlicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Herman Wichmann.

Berlin, d. 24. April 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Wichmann.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren lieben Brief. Natürlich haben Sie recht. Was Sie mir in Ihrer Güte über Limonen, Lorbeer- und Myrthenbäume noch an den Rand geschrieben haben, hat mich sehr interessiert. Ja, tausend Jahre, das ist schon was. Außerdem: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn." Dieser Satz paßt auch auf Bäume. Was wir hier in Lorbeer und Myrthe leisten, ist schwach.

Ja, die nicht verbrannten Briefe in „Effi"! Unwahrscheinlich ist es gar nicht. Dergleichen kommt immerzu vor. Die Menschen können sich nicht trennen von dem, woran ihre Schuld haftet. Unwahrscheinlich ist es nicht, aber es ist leider trivial. Das habe ich von allem Anfang

an sehr stark empfunden, und ich hatte eine Menge anderer Entdeckungen in Vorrat. Aber ich habe nichts davon benutzt, weil alles wenig natürlich war, und das gesucht Wirkende ist noch schlimmer als das Triviale. So wählte ich von zwei Übeln das kleinere.

Von Dernburgs schmeichelhaftem Wort*) erfahre ich erst via Roma durch Sie. Hier bleibt einem so was verschwiegen. Ich weiß nun nicht recht, was ich Dernburg gegenüber zu tun habe. Keine Notiz davon nehmen, ist beinah unartig, und sich bedanken, ist beinah albern. Ich will es noch beschlafen. Tausend Grüße der hochverehrten Frau und Ihnen. Ihr

Th. Fontane.

An Erich Schmidt.

Berlin, d. 25. Mai 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr Professor.

Wie so vieles, so verdanke ich Ihrer Güte höchstwahrscheinlich auch eine Einladung zur Einweihungsfeier in Weimar**), die mir gestern in einem von Professor Suphan unterzeichneten Schriftstück zugegangen ist.

Ich habe geantwortet „daß ich nicht könne", was wegen Karlsbad auch wirklich der Fall ist. Aber wenn es auch anders läge, würde ich doch „weit vom Schuß" zu bleiben suchen. Ich kann mich da nicht mit einem Male gut einreihen. Abgesehen davon, daß einige in den Ver-

*) Friedrich Dernburg hatte in einem Feuilleton des „Berliner Tageblattes" Th. F. für unsern größten lebenden Dichter erklärt.

**) Das neuerbaute Haus für das Goethe- und Schillerarchiv wurde in der Pfingstwoche 1896 mit einer Rede der Großherzogin Sophie seiner Bestimmung übergeben.

wunderungsruf: „Gott, nun auch hier noch" ausbrechen würden, passe ich wirklich in die Sache nicht recht hinein, weil ich der da zu spielenden Rolle nicht gewachsen bin. Es ist mir gelegentlich passiert, daß ich mit einem lateinischen oder selbst griechischen Zitat wie mit du auf du angeredet worden bin, wobei ich immer das Gefühl gehabt habe: „Erde, tu dich auf" — ein Gefühl, das mir in Weimar leicht noch mal erblühen könnte. Denn trotzdem ich meinen Lewes und sogar meinen Herman Grimm gelesen habe, habe ich doch von Goethewissenschaftlichkeit keinen Schimmer und würde jeden Augenblick die Angst haben: „Jetzt geht es los."

Ich mußte Ihnen das bekennen.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Carl Robert Lessing.

Karlsbad, d. 8. Juni 1896.
„Amsel."

Hochgeehrter Herr Geheimrat.

Lassen Sie mich von hier aus meine Glückwünsche zu dem Siege Mesebergs über Templin beziehungsweise die sechsundzwanzig Arnims aussprechen.

Ich selbst bin bei diesem Vorgange sonderbarlich mitbeteiligt.

Im Winter habe ich einen politischen Roman geschrieben (Gegenüberstellung von Adel, wie er bei uns sein sollte, und wie er ist). Dieser Roman heißt: „Der Stechlin."

Es ist dies der ganz in Nähe von Meseberg gelegene See, den Ihr Herr Sohn gewiß kennt und Sie vielleicht auch. — Um diesen See handelt es sich, trotzdem er nur

zu Anfang und zu Ende mit etwa fünf Zeilen vorkommt. Er ist das Leitmotiv. Und nun kommt die Hauptsache: drei Kapitel, gerad in der Mitte des Buches, beschäftigen sich mit einer Reichstagsersatzwahl im Kreise „Rheinsberg-Wutz“ (Wutz ist Lindow), und ein Adliger, der alte Herr v. Stechlin, und ein Fortschrittler stehen sich gegenüber. Der Fortschrittler siegt. Soweit möchte alles gehn. Aber dieser siegende Fortschrittler — wie fern lag mir, als ich das schrieb, jeder Gedanke an eine Kandidatur Ihres Herrn Sohnes — dieser siegende Fortschrittler ist der semitische Rechtsanwalt Katzenstein aus Gransee!! Da können Sie sich nun denken, wie mir zu Mute wurde, als vor etwa vier Wochen der Landwirt Gotthold Lessing von Meseberg auf dem Plane erschien! Daß ich meine Geschichte ändern müsse, stand mir sofort fest, und ich glaube, daß es mir gelungen ist. Ich lasse jetzt den Kampf zwischen dem alten Stechlin und einem Sozialdemokraten spielen und beginne nach stattgehabter Wahl das nächste Kapitel etwa so: „Die Würfel waren inzwischen anders, als man erwartet, gefallen. Denn weder der alte Stechlin noch der Sozialdemokrat waren gewählt worden — der Kandidat der Fortschrittspartei hatte gesiegt.“ Dann nimmt die Erzählung ihren Fortgang. Ich hoffe, daß ich dadurch alles, was der Familie Lessing fatal sein könnte, beseitigt habe. Von „Fortschritt“ ist keine Rede mehr. Vorher auch nicht. Übrigens hat die Geschichte dadurch gewonnen. Wenn ich die Ehre habe, Sie wiederzusehn, erzähle ich, Ihre Zustimmung vorausgesetzt, weiter davon. Mit der Bitte, mich und meine Frau Fräulein Magdalis*) angelegentlichst empfehlen zu wollen, hochgeehrter Herr Geheimrat, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Magdalis Weinschenck, Nichte Lessings.

An Carl Robert Lessing.

Karlsbad, d. 19. Juni 1896.
„Amsel."

Hochgeehrter Herr Geheimrat.

Es ist mir Bedürfnis, Ihnen noch von hier aus für Ihren liebenswürdigen Brief zu danken.

Die Romangeschichte machte mir doch Sorge, und ich bin froh, daß Sie keine Verstimmung darüber äußern. Denn wie ich es auch anfangen möge, ich werde, trotzdem es nicht zutrifft, dem Verdachte nicht entgehn, das Buch in einem gewissen „Vossischen Zeitungs"-Sinne geschrieben zu haben, was doch Ihnen und Ihrem Herrn Sohne vielleicht nicht ganz angenehm sein könnte. Mir persönlich ist das Grafschaftsurteil gleichgültig. Ich bin seit Anno 1870 daran gewöhnt, meine schließlich als Untergrund immer noch vorhandene Adelsvorliebe mit Soupçon behandelt zu sehn, bloß weil ich das Lied nach meiner Façon und nicht nach einem mir vorgelegten Notenblatt blase.

Mit ebensoviel Interesse wie Freude erfuhr ich aus Ihrem Briefe, daß Ihr Herr Sohn an einundzwanzig Tagen vierundzwanzigmal an vierundzwanzig verschiedenen Plätzen gesprochen hat. Wer das kann, der ist bewährt, gefeit und wird an dem, was an Ärgernissen der Reichstag vielleicht bringt, nicht Schaden nehmen. Denn in solcher Wahlkampagne als einzelner fechten, erscheint mir unendlich schwieriger und aufreibender als ein Fechten in rangierter Schlacht mit der Deckung unmittelbar hinter sich, die die Partei gibt.

Das sich für Ihren Herrn Sohn auftuende politische Leben wird auch Ihr Leben ändern und die Einsamkeit der Meseberger Tage minder fühlbar für Sie machen, freilich von dem schmerzlichen Gefühl begleitet, daß die-

jenige fehlt, die sich dieses Wandels der Dinge am meisten gefreut haben würde.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen und Fräulein Magdalis angelegentlichst.

Hochgeehrter Herr Geheimrat, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 29. Juni 1896.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Dankesbriefe schreiben, wenn man etwas gelesen, ist altmodisch und komisch. Aber beides soll mich nicht abhalten, Ihnen für Ihren reizenden Weimarartikel zu danken. Die Worte: „welch Reiz und welcher Zauber" (oder so ähnlich am Schluß) sind das Leitmotiv für Sie gewesen, und durch diesen von Ihnen überall fein betonten Gegensatz ist alles, was Sie geschrieben, so impressiv, so herzbeweglich geworden. Die Großherzogin! Wie schön charakterisiert. Sie sind doch eigentlich ein Hofmann. Und wie famos, was Sie über Erich Schmidt und Wildenbruch sagen: „Die Fenster auf, die Herzen auf" — so frühling-platzschaffend wirkt jedesmal unseres Erich Schmidt Auftreten, im Kleinen und Großen. Beneidenswert, aber — ohne Neid. Wer um drei Pferdelängen zurückbleibt, neidet. Wer gar nicht startet, hat überwunden. Für Wildenbruch als Novellisten und Redner bilde ich mehr und mehr ein Stück Bewunderung aus — als Dramatiker (ich habe am Sonnabend endlich den „König Heinrich" gesehn) bleibt alles beim alten.

Das Schönste von der Sache bleibt aber doch das Fest selbst, nicht das Einzelne, sondern daß so etwas überhaupt

existiert. Flottenparaden, Tempelhofer Feld, Zapfenstreich in der Mopke, Treptow*), selbst Li Hung Tschang — alles ist gleichgültig; aber Oberammergau, Bayreuth, Weimar, das sind drei deutsche Dinge, deren wir uns freuen dürfen. Herzliche Empfehlungen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 30. Juni 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seit Wochen will ich Sie wieder daheim begrüßen, schon von Karlsbad aus wollte ich schreiben. Nun geben mir die „Freien" einen Schubs**).

Ich habe das Ganze mit großem Interesse gelesen, mit größtem den dritten und vierten Artikel, von denen jener von Bruno Bauer, dieser von Max Stirner handelt. Mir ist dabei wieder die schon öfter von mir ausgesprochene Überzeugung gekommen, daß diese Hippelschen Weinkneipenleute das denkbar Bemerkenswerteste dieser Art von Menschen waren, und daß wir gegenwärtig sicherlich nichts haben, was ihnen an Bedeutung, an Vorbildlichkeit und auch an Wirksamkeit an die Seite gesetzt werden kann. Dabei mir gänzlich unsympathisch, was aber die Bedeutung der Leute natürlich nicht herabmindert. In London zur Shakespeare- und zur Garrickzeit hat man Ähnliches gehabt, vielleicht auch zeitweilig in Paris — aber alles doch anders. Deshalb anders, weil in London und Paris (in London gewiß)

---

*) Mopke ist der vulgäre Name des Exerzierplatzes vor dem Neuen Palais in Potsdam. In Treptow war 1896 die Berliner Gewerbeausstellung.

**) Die „Vossische Zeitung" brachte vom 25. bis 30. Juni (Nummer 293, 295, 297, 299 und 301) einen Aufsatz von Guido Weiß: Die „Freien".

alles auf poetischem Untergrund ruhte, bei uns alles auf philosophischem. Eher waren die Zyniker dasselbe, aber schwerlich so einschneidend ins praktische Leben. Und wenn ich in dem allem recht habe, so bleibt es beklagenswert, daß eine Geschichte dieser Leute nicht geschrieben ist und nun auch nicht mehr geschrieben werden kann. Alles ist tot. Außer Pietsch, Guido Weiß und mir ist wohl kaum noch ein Mensch da, der dabei mitreden könnte. Aber wir waren wohl alle drei zu jung, um damals die Sache aus dem Fundament anfassen zu können, und entbehren — ganz abgesehen von dem Lückenhaften des rein persönlichen Materials — der einschlägigen wissenschaftlichen Kenntnis (wobei ich übrigens Guido Weiß gern ausnehme), die nötig ist, um sich unter schließlicher Zugrundelegung der Geistesarbeit dieser Männer ein zutreffendes Bild von ihnen zu machen. Zum Beispiel Faucher. Ich habe gerade diesen persönlich sehr gut gekannt, aber von dem, was er sozialpolitisch war, habe ich keinen Schimmer. Die ganze Sache, um's kurz zusammenzufassen, ist verurteilt, Legende zu bleiben. — Unter schönsten Grüßen von Haus zu Haus wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 14. August 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

.... Und nun Johanna Ambrosius! Herman Grimm hat sie auch für eine bedeutende Erscheinung oder dem Ähnliches erklärt*). Und da er immer wie eine Ver-

*) Vgl. „Deutsche Rundschau" Bd. 83 (1895) S. 281 f. = Herman Grimm, Fragmente (Berlin 1900), S. 333 ff.

körperung von Jacob und Wilhelm Grimm aufgefaßt wird, so haben Sie die beiden großartigsten Schildhalter neben sich. Ich glaube, Sie halten mich nicht für ein moralisches Gigerl. Aber eine Eitelkeit hab ich, ja, vielleicht bis zum Gigerlhaften angeschwollen, die, daß ich in poetischen Dingen echt von unecht unterscheiden kann. Ich kann mich auch nicht entsinnen, mich in meinem sonst vielfach blamablen Leben nach dieser Richtung hin je blamiert zu haben. Die gute liebe Frau hat gewiß viele vortreffliche Eigenschaften, aber als Dichterin ist sie eine Null. Es ist alles gar nichts. Ich habe vorgestern erst wieder ein Dutzend Sachen gelesen. Wie mir dabei zu Mut wurde, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Die Dichterin selbst ist dabei ganz Nebensache. Aber daß die hervorragendsten Männer der Nation oder doch einige davon im Jahre des Heils 1896 dem deutschen Volke dies als einen echten Quell deutscher Dichtung vorsetzen wollen, das ist schauderbar und beweist aufs neue, wie's auf diesen Punkt hin in Deutschland aussieht. Alles mag da sein, nur das nicht. Empfehlen Sie mich Ihren Damen. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Marie Sternheim.

Berlin, d. 18. August 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochverehrte Frau und Freundin.

Heute am Sturm- und Jahrestage von St. Privat oder Ste. Marie aux Chênes oder Ferme Jérusalem — lauter Namen, drin sich kleine Huldigungen bergen — hoffte ich Engelberg im Sturme nehmen zu können. Statt dessen sitze ich in der Potsdamer Straße, habe von schöner Natur

(weil es zu kalt ist) nicht mal den Fünfpfennig-Klappstuhl am Wrangelbrunnen und bin vorläufig auf Waren vertröstet, wohin am Donnerstag mit Mann und Maus aufgebrochen werden soll. Das heißt hoffentlich ohne Maus. Mäuse in Waren — das fehlte auch gerade noch. Hundeblaff und Hahnenschrei haben wir sicher, Hahnenschrei, zu dem ich stehe wie Wallenstein: „Konnte den Hahn nicht hören krähen."

Vielleicht hatte Ihnen Mete*) schon von dieser Exkursion ins Mecklenburgische geschrieben, und wenn nicht Mete, so Ihr Hans, der letzten Sonntag als vollkommener Kavalier chaperonniert hat. Wir rechnen nun darauf, daß wir zur Schadloshaltung für unsern uns aufgezwungenen Nichtbesuch in Engelberg Ihren und Ihres lieben Mannes Besuch (oder auch in zwei Hälften geteilt) in Waren empfangen. Ich schreibe Waren immer in lateinischen Buchstaben, um der Sache so viel Exotisches wie möglich zu geben. Der Villenbesitzer heißt Zwick, was wieder etwas deprimierend wirkt. —

Die beiden Söhne sind seit Sonntag von ihrer Tiroler Reise zurück. Sie waren bis ganz in der Nähe von Tarasp. Die beiden übereinander sprechen zu hören, ist ein Hochgenuß für Götter. Der eine hat die Überlegenheit des ehemaligen primus omnium, der andere die der Berliner Wurstigkeit. Bildung und Lebenspraxis stehen sich halb feindlich gegenüber. Sie haben sich aber beide gut vertragen. Unter ergebensten Empfehlungen an die hochverehrte Frau Schwägerin mit tausend besten Grüßen wie immer Ihr getreuester

Th. Fontane.

---

*) Th. Fs. Tochter Martha, die Freundin der Frau Sternheim.

An James Morris.

Waren (Mecklenburg-Schwerin),
d. 27. August 1896.
Villa Zwick.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seit Karlsbad im Mai oder Juni hatte ich nicht von Ihnen gehört, und so war es mir eine große Freude, als durch Ihre Güte „Daily Graphic“ hier eintraf mit seinen Bildern und Schilderungen zu Ehren Sir John Millais. Zweierlei drängte sich dabei mir wieder auf: an der Spitze die erneute Wahrnehmung von der lokalen Engbegrenztheit des Ruhms. Millais war ein Künstler durchaus ersten Ranges, aber in ganz Deutschland — mit Ausnahme der gebildeten höherpotenzierten Maler — kennen ihn keine dreihundert Menschen, ebenso wie unser Adolf Menzel, die Malerwelt abgerechnet, nur von dreihundert Engländern gekannt sein wird. Das zweite, was sich mir aufdrängte, war das Hochmaß der Wertschätzung seitens der Nation, ganz speziell seitens der vornehmen Welt. Wenn unser Menzel stirbt, so werden die Huldigungen seitens des Hofes und auch seitens des Volkes ähnlich sein oder, was den Hof angeht, vielleicht noch größer. Aber unsere Aristokratie ist nicht frei- und hochfühlend genug, um einem Künstler die Ehren zu erweisen, die die englische Aristokratie für Sir John Millais hatte. Und diese Ehrungen seitens der vornehmen Welt sind das recht eigentlich Auszeichnende. Der Hof wird durch allerhand Nebensächliches bestimmt, und das Volk schreit bloß so mit.

Wenn man seine Badereise schon im Mai macht, so muß man im Herbst noch mal auf ein paar Wochen aus der großen Stadt heraus. Sonst wird einem der Winter endlos. Eigentlich wollten wir in die Schweiz (Umgegend

von Luzern). Wir sind aber für lange Eisenbahnfahrten zu alt, und so haben wir statt der schweizerischen Schweiz die „mecklenburgische Schweiz" gewählt, die sich dadurch auszeichnet, daß sie keine Spur von Schweiz enthält, sondern umgekehrt aus lauter Seen besteht. Sie erinnert an Ihren Lake District. Doch hab ich nicht vor, hier eine Lake school zu gründen, und beschränke mich darauf, statt mit irgendeinem Southey oder Coleridge Literaturbriefe zu wechseln (wobei mir die bescheidene Rolle von Wordsworth zufällt!) *), das „Warener Tageblatt" zu lesen und die Weltereignisse durch die mecklenburgische Brille zu sehen. Ein großes Interesse nehme ich an den Vorgängen am Nil, wo der Mahdiwirtschaft ein Ende gemacht werden muß. Im allgemeinen bin ich zwar ganz für „wilde Völkerschaften" und gegen alle sogenannte Kulturbringerei. Der Mahdi aber läßt viel zu wünschen übrig und kann ohne Schaden von der Bildfläche verschwinden. — Mit besten Wünschen für Ihr Wohl in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Waren (Mecklenburg-Schwerin),
d. 28. August 1896.
Villa Zwick.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Was ich lange von der Potsdamer Straße aus vorhatte, Sie zu begrüßen und ein wenig nach dem Rechten d. h.

---

*) Lake school heißt die Dichterschule, die zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in England einen realistischen Umschwung in der Poesie bewirkte. Sie führte ihren Namen von den malerischen Seen Westmorelands und Cumberlands, an deren Ufern das Haupt der Lakisten, Wordsworth, sowie seine Freunde Coleridge und Southey sich niedergelassen hatten. Vgl. unten S. 422.

nach der Gesundheit zu sehen, das tu ich nun, soweit das Grüßen in Betracht kommt, von hier aus. Waren an der Müritz! Hoffentlich geht es Ihnen gut. Sollte aber umgekehrt Ihre Gesundheit einer Aufbesserung bedürfen, so kann ich Ihnen auf der ganzen Gotteswelt keinen bessern Platz empfehlen, als, um mit Storm zu sprechen, diese „graue Stadt am Meer". Die Müritz ist nämlich so was wie ein Meer, wie der Viktoria-Njanza oder der Tanganjika, und wenn der Michigan sein Chicago hat, so hat die Müritz ihr Waren. Sehen Sie die Dinge, je nachdem, durch ein Vergrößerungs- oder Verkleinerungsglas, an, so ist wirklich eine große Ähnlichkeit da, und wie Chicago Stapelplatz ist für die Produkte der Midlandstaaten, so Waren für die Produkte von Mittelmecklenburg, ein Stück Land, das sonderbarerweise den Namen der „mecklenburgischen Schweiz" führt. Der Obotritengrande lagert hier sein Korn und sein Holz ab, und so ist denn die Seespitze, dran die Stadt liegt, von Mahl- und Sägemühlen umstellt, deren Getriebe zuzusehen, ein beständiges Vergnügen für mich ist. Die Luft ist wundervoll, und je nachdem der Wind steht, bin ich auf unserm Balkon von einer feuchten Seebrise oder, von der Waldseite her, von Tannenluft und -duft umfächelt. Von der Stelle aus, wo wir wohnen, bis in die Stadt hinein ist eine halbe Stunde Wegs, was bei Unwetter ein schlimm Ding wäre. Da wir aber schöne Herbsttage haben, so ist auch dieser Weg ein Vergnügen und tut das Seine, um unsern Appetit zu stärken, wenn wir zu Tische gehn. Dieser Mittagstisch ist nun die Krone des Ganzen, und wir sind alle vier einig — auch für unser Mädchen wird in einem kleinen Küchenzimmer serviert — daß wir noch in unserm ganzen Leben nicht acht Tage lang hintereinander so gut verpflegt worden sind wie hier; auch in England nicht, trotz beef und mutton. Man merkt, daß

es der Gasthof*) ist, in dem seit hundert Jahren die benachbarten Bassewitze, Maltzahns und Hahns sich bene getan haben. Die Leute gehen hier damit um, Waren zu einem Binnenbadeort zu gestalten, und wenn Sie mir bei meiner Rückkehr nach Berlin eine halbe Spalte zur Verfügung stellen wollen, so hab' ich vor, den Berliner Sommerfrischler auf dies prächtige Stück Erde aufmerksam zu machen. Vor allem aber möchte ich Ihnen und Ihrer hochverehrten Frau diesen Platz allerpersönlichst empfehlen dürfen. Immer gleich nach Schweiz oder Italien ist zu teuer und zu umständlich, außerdem langweilig durch Kunst, durch „große Natur" und Table d'hôte, dran die Fremden einem zu anmaßlich und die Landsleute zu ruppig erscheinen. Hier im mecklenburgischen Kornlande blüht aber der Weizen!

Unter besten Empfehlungen an Frau Gemahlin in vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Waren (Mecklenburg-Schwerin),
d. 30. August 1896.
Villa Zwick.

Teuerster Chevalier.

Von jedem Punkt der Erde aus habe ich Dir geschrieben, sogar von Neapel, und was Neapel recht ist, ist Waren billig. — Zwei Badestege laufen weit und klapprig in die Müritz hinein. Am Ende der zwei Stege stehn zwei Badehäuser, und über die Badehäuser weg kucken die zwei Warener Türme vom andern Ufer her herüber. Auf dem, was dazwischen liegt, treibt die Zille ihr Wesen. Es ist sehr schön hier: eine frische Luft, eine behäbige Be-

*) Hotel Stadt Hamburg.

völkerung und eine feudale Verpflegung, an der sich Milachen erst gesund und dann leider auch wieder krank gegessen hat, so daß wir augenblicklich wieder am alten Flecke stehn. Ganz wie in Kreta; nutzlose Anstrengungen Europas.

Die hohe Sanddüne, auf der wir wohnen, und von der wir auf das beherrschte Samos niederblicken, führt den Namen die „Ecktannen" und ist zur Zeit mit drei nebeneinander liegenden Villen besetzt, von denen die mittlere den bedenklichen Namen Villa Zwick führt. Es hat uns aber noch nichts gezwickt, weder moralisch noch physisch. Die Mücke tritt nur ganz vereinzelt auf. Floh vakat.

Die Villa links neben uns führt auf ihrem Giebel die weit in den See hineinleuchtende Inschrift: „Villa Meta", was wir wie Namensraub, jedenfalls aber als Ungehörigkeit auffassen. Die Villa rechts gehört dem Bildhauer Th., der sich in einem kolossalen Tatterichzustande (er meinte immer) von Berlin aus hierher zurückgezogen und bei Kürbis- und Melonenzucht seine Nerven wiederhergestellt hat. Eine wundervolle Netzmelone hat er uns bereits ge schenkt. Aber fürchte die Danaer, wenn sie schenken! Und so haben wir die Melone, die für Milachens Zustände so viel wie Mord bedeuten würde, in eine Rollkammer gestellt, wo sie ihre Tage beschließen mag. Th. ist übrigens ein ganz netter Herr. Wie doch so die Leben verlaufen! Zwanzig Jahre lang hat er Kommunalämter verwaltet, und zehn Jahre lang hat er im Weihenstephan an der Potsdamer Brücke gesessen, mit Admiral Knorr beinah auf du und du, und nun sitzt er hier (er wohnt hier überhaupt) und sieht mitunter drei Monate lang keinen Menschen außer dem Landbriefträger. Er hat infolge davon des Menschen bestes Teil: die Sehnsucht. Die hab' ich auch und hoffe Dich leidlich munter wiederzusehen. Tausend herzliche Grüße. Wie immer Dein alter Noel.



Karl Zöllner.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 24. September 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren lieben Brief und den famosen Rückblick auf Ihre römischen Tage. Sie schildern darin das Schicksal aller derer, die, statt zu flanieren oder in einer Trattoria zu frühstücken, alle Quattro- und Cinquecentisten in drei Wochen einschlachten wollen. Der Aufwand an Zeit und Kraft steht in gar keinem Verhältnis zu dem, was man davon hat. Selbst Leute von Fach haben wenig davon und schließen nicht viel besser ab als der Laie. Was auch gar nicht anders sein kann. Wenn ich in eine Bibliothek von hunderttausend Bänden geführt werde, so hab' ich, trotzdem ich lesen kann, innerhalb dreimal vierundzwanzig Stunden nicht mehr davon als ein beliebiger Analphabet und komme über die Betrachtung der Deckel auch nicht hinaus. Das Stadt- und Landschaftsbild in sich aufzunehmen, davon hat man was. Auch von Betrachtung großartiger und berühmter Architekturen, selbst dann noch, wenn man sie in ihrer Größe und Schönheit nicht versteht. Aber das herkömmliche durch die Galerien gejagt Werden ist nicht bloß eine Grausamkeit, sondern der reine Unsinn. Es müßte, wenn man Rom oder Paris oder die holländisch-flandrischen Kunststädte besucht, Leute geben, die dem Laien ein Dutzend oder, wenn's hoch kommt, zehn Dutzend Sachen zeigen — damit müßte man entlassen werden. Ich war zweimal sieben Wochen in Italien, 1874 und 1875, und habe schlecht gerechnet zehntausend Bilder und Skulpturen gesehn (täglich hundert Stück reicht kaum), wäre nachträglich aber glücklich, wenn ich mich höchstens um den zehnten Teil

davon bemüht hätte. Sie waren insoweit noch schlimmer daran, als Sie das Opfer einer Art Verschwörung waren, während ich wenigstens freiwillig hineintappte. Fanatische Kunstweiber, und wenn sie's noch so gut meinen, können einen vollends zur Verzweiflung bringen. Auf dem Palatin stehn, über den Esquilin hinwandern, das Grabmal der Caecilia Metella besuchen, durch die Campagna bis an den Nemisee fahren, das sind die großen Momente, nicht die Bilder, sie mögen so schön sein, wie sie wollen. Ein paar Ausnahmen sollen zugegeben werden. — Daß Norderney seine Schuldigkeit tun und keine Niete sein möge, mit besten Wünschen für Ihr Wohl Ihr

Th. Fontane.

An Erich Schmidt.

Berlin, d. 7. Oktober 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Wie sehr habe ich bedauert, über „Edward, Edward" nicht gleich mündlich Auskunft geben und dabei eine Plauderhalbestunde mit Ihnen haben zu können. So hat meine Frau den Vorteil gehabt, die sich an jenem Tage freiwillig ins Altenteil gesetzt und eine Festtafel mit orangefarbenem Atlasläufer und aufgestreuten roten Blumen verschmäht hatte.

Aber die roten Blumen mahnen mich an „Edward". Ich hab es, als ich ganz jung war, übersetzt und wollte damals dem alten Herder zeigen, was 'ne Harke sei. Vor vier Jahren aber, als die jüngste Auflage meiner Gedichte erschien, war mir doch, wenn auch etwas spät, die Erkenntnis gekommen, daß meine Tamtamübersetzung neben der großartigen Schlichtheit des alten Generalsuperin-

tendenten (oder was er sonst war) nicht bestehn könne, und da habe ich die Verfehlung durch Ausmerzung gesühnt*). Mitunter ist es aber von Interesse, auch „Verfehlungen" nachzugehn, und sollte das der Fall sein, so bitte ich um ein Wort, daß ich es abschreiben lassen und Ihnen schicken kann. In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Dienstag, d. 13. Oktober 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Es ist schon 12, ich will Ihnen aber doch noch ein Wort schreiben, schon um die Vorstellung in Ihrer Seele nicht aufkommen zu lassen, ich könnte am Sonntag als Nörgelgreis an Ihrem Tische sitzen.

Von den drei Stücken**) ist Nummer 2 ganz Nummer 1. Was aber natürlich nicht heißen soll, „Fritzchen" sei „Teja". Nummer 2 ist ein überaus glücklich gegriffener Stoff, mit vollendeter dramatischer Kunst behandelt und mit vollendeter Bühnenkunst gespielt. Auch das Spiel wirkt wesentlich mit. Ich bin ganz entzückt, weil ganz

*) Hier liegt ein Irrtum vor. Th. Fs. Übersetzung des schottischen Volksliedes erschien zuerst 1854 im ersten Band der „Argo". Sonst steht sie nur in den „Balladen" von 1861. Dann ist sie erst wieder in dem Band „Aus dem Nachlaß" (1908), Gesammelte Werke II, Band 9, S. 131 gedruckt. Vgl. ebenda S. 313 f. und Erich Schmidt in den „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte". Festgabe für Richard Heinzel (Weimar 1898), Sonderabdruck S. 12 und 16.

**) Am 3. Oktober 1896 waren die unter dem Titel „Morituri" zusammengefaßten drei Einakter Sudermanns „Teja" „Fritzchen" und „Das Ewig-Männliche" zum ersten Mal im Deutschen Theater aufgeführt worden.

bewegt und hingerissen. Beethoven (Pardon, daß ich mich an so große Seite dränge) soll nach Aufführung des „Freischütz“ gesagt haben: „Hätt's dem Männele nicht zugetraut.“

Auch Nummer 3 ist sehr reizend, witzig als Ganzes und witzig im einzelnen — es ist aber doch ein Lesestück. Diesen zierlichen Versen von Zeile zu Zeile zu folgen, ist ausgeschlossen; unsere Bühnen erlauben das nicht. Im Prinz Heinrich-Theater in Rheinsberg hätte vor gerade hundert Jahren solch Stück vor dankbar verständnisvollen Ohren gespielt werden können. In unsern akustisch miserablen Kunstbuden, wo der große Raum jede Finesse wegfrißt, gibt es solche Genüsse nicht mehr.

Das Haus wieder total besetzt, sogenanntes „sehr gutes Publikum“, aber zu dumm; völlig kunstroh.

Ich freue mich, dem Helden des Tages vollkommen biedermännisch begegnen zu können.

Herzlich grüßend, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Erich Schmidt.

Berlin, d. 6. November 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ich muß Ihnen doch für eine genußreiche Stunde danken, die mir gestern abend die Lektüre Ihres Platen-Essays in der „Rundschau“ gab*). Die Freude war

*) „Zu Platens Säkularfeier“, jetzt in den „Charakteristiken“ von Erich Schmidt. Zweite Reihe (Berlin 1909), S. 280 f. Hier ist auch der Leipziger Universitätsprofessor Minckwitz erwähnt, der Platen einen Götzendienst gewidmet hatte. — Die „Logik Döderleins“ spielt auf eine von Erich Schmidt in dem Aufsatz erzählte Anekdote an. Danach sagte der klassische Philologe zu dem Dichter, als er ihm

größer, als Sie sich vorstellen können. Denn über fünfzig Jahre zurückliegende Abend- und Nachtstunden (denn mitunter dämmerte schon der Tag herauf), die ich damals in der alten ruppigen Kaiser Franz-Kaserne mit meinem verstorbenen Freunde Lepel — einem halben Minckwitz — verbracht habe, stiegen dabei wieder herauf. Alle die Stellen, die Sie zitieren, waren auch unsere Lieblingsstellen d. h. meine, denn für Lepel war alles Lieblingsstelle. „Es liegt an eines Menschen Schmerz", das „Grab im Busento", die venetianischen Sonette — zahllose Male wurden sie rezitiert, und als ich dreißig Jahre später in Venedig war, nickte ich immer mit dem Kopf und sagte: „Ach, das ist der." Und nun kam eine Platenstelle. Gian Bellin und Pordenone waren mir wie alte Bekannte. Überhaupt, lächerlich zu sagen, lernt der ungelehrte Sterbliche sein Bestes aus Versen und Romanen.

Die Logik Döderleins ist reizend und so lehrreich! Wer sich alles abknapst, macht immer ein schlechtes Geschäft. — Mit besonderem Interesse habe ich auch das gelesen, was Sie über den „dunklen Punkt" sagen. Ich habe mehrere solche Personen von der „milderen Observanz" (freilich auch der „strengeren") kennen gelernt und kann aus eigenen Wahrnehmungen bestätigen, daß es solche eigentümlich „unglücklich Liebende" gibt. Mit einem, noch dazu einem Hofprediger, war ich sehr befreundet und gewann durch seine confessions Einblick in diese Dinge. Er bekannte sich ganz offen dazu; was er durfte, da man bloße Gefühle nicht

---

einst seine Verlegenheit klagte, die ihm die Bezahlung eines persischen Wörterbuches bereitete, „er solle halt alle Tag a Maß Bier weniger trinken". „Er trinke ja kein Bier", erwiderte der Graf unwirsch: worauf Döderlein bemerkte: „Hab ich dir net immer g'sagt, Platen, du sollst Bier trinken? Jetzt wenn du Bier tränkst, könntst dein Wörterbuch zahlen."

vor Gericht stellen kann. Eines Tages kam er von Professor Westphal, dem Nervenarzt und Psychiater, und erzählte mir strahlenden Gesichts, Westphal habe gefunden, daß es an der in Betracht kommenden Stelle — übrigens eine ganz anständige Stelle (ich glaube die Weichen) — zwei Sorten von Nervensträngen gebe, nämlich verschieden dirigiert, die einen so: ➵, die andern so: ⤙. Die Natur habe also ein Doppelspiel gewollt: die einen links, die andern rechts. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 20. November 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Besten Dank für Karte und Brief.

Auf den Sonntag und die Stunden bei Raehmel*) freue ich mich; hoffentlich verläuft es so hübsch wie immer.

Ich hätte Ihnen schon eher geschrieben, gleich nach Eintreffen der Raehmel-Karte, aber ich wollte, bevor ich schrieb, gerne erst den Schluß des „Don-Carlos"-Artikels abwarten, und das verzögerte sich, weil der Bußtag dazwischen lag. Trotz der überaus aufregenden und mich aufs ernstlichste beschäftigenden Reichtagsvorgänge hat mich doch der „Don Carlos"-Artikel lebhaft interessiert**). Die

---

*) Eine Weinstube am Gendarmenmarkt in Berlin, in der sich die Redaktionsmitglieder der „Vossischen Zeitung" öfters zum Sonntagsfrühschoppen trafen.

**) Am 17. November war der Reichskanzler von der Freisinnigen Volkspartei über die Stellung der Regierung zum Duellwesen im Heere interpelliert worden. Zugleich wurde die Regierung über Vor-

erste größere Hälfte ist besser als die zweite, was aber nicht ausschließt, daß auch die zweite Hälfte mich, bei allerhand Bedenklichem, in vielen Stücken befriedigt hat. Nordaus Auslassungen sind wohl nicht eigentlich neu. Wenn ich nicht irre, findet sich in Brahms Schillerbuch so ziemlich dasselbe. Dennoch wirkt es neu, mehr noch vielleicht frappierend, und zwar erstens durch eine gewisse historische Detaillierung aller in Frage kommender Punkte, zweitens durch eine gewisse Judenschärfe des Ausdrucks (namentlich bei Gelegenheit des „kategorischen Imperativs") und drittens durch eine ebenfalls dem „Stamm" angehörige Unverfrorenheit des Urteils. Mit Shakespeare macht er nicht viel Umstände, und Schiller kommt auch nur noch gerade mit 'nem blauen Auge davon. Liest man das alles, so erscheint einem Schiller wie der Drucker, Herausgeber und Gesamtredakteur des „Friesacker Anzeigers", der seinen „Don Carlos" aus damaligen Zeitungsnotizen zusammengeklebt hat. Was wir jetzt im „Don Carlos" haben, ist danach ein dramatisierter Leitfaden zur Zeitgeschichte von 1770 bis 1790, Salat, Kompendiumgemengsel. Nordau erkennt nicht mal an, daß Schiller, das Mindeste zu sagen, wenigstens mit einer vorzüglichen Wurstmaschine gearbeitet hat. Von Herstellung von etwas (trotz mancher Mängel) doch immerhin Einheitlichem, von Kunstwerk und Aufbau ist nirgends die Rede. Es liegt auch nicht so, daß er (Nordau) das bloß vergessen oder als selbstverständlich beiseite gelassen hätte. So geistvoll, ja in seiner Art famos die Sache ist, fürchte ich doch, daß sich Nordau wie ein die Gefahr

gänge befragt, die dazu führten, daß der Oberleutnant v. Brüsewitz den Techniker Siepmann tötete. — Max Nordau: Einiges über Schillers „Don Carlos", Vossische Zeitung (Nr. 543 und 545) vom 18. und 20. November 1896.

suchender Überheld mit diesem Essay einigermaßen in die Nesseln gesetzt hat.

Ergebenste Empfehlungen an Ihre Damen.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Spielhagen.

Berlin, d. 24. November 1896.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für Ihr Neustes; ich freue mich, es zu lesen, und berichte Ihnen darüber.

Gestatten Sie mir, diese Zeilen auch mit dem jüngsten Kinde*) meiner Laune zu begleiten. Ich säumte bisher damit, weil das Buch, wenn auch sehr ungewollt, fast wie ein Protest gegen die von Ihnen festgestellte Romantechnik wirkt, eine Technik, hinsichtlich deren ich Ihnen gegenüber und hinter Ihrem Rücken immer wieder und wieder ausgesprochen habe, daß ich sie für richtig halte. So steh ich auch noch dazu. Mitunter aber gestaltet sich's doch anders, und hier ist solch Fall gegeben. Das Programmäßige, das Schemaaufstellen für die hinterher auftretenden Personen und nun gar das Abbrechen der Erzählung, um an Stelle derselben in Briefen fortzufahren, ist gewiß ein Fehler; aber ich möchte sagen dürfen, daß ich dadurch größere Fehler (wenn es bei was ganz Kurzem bleiben sollte) vermieden habe.

Natürlich: Regel ist Regel, das bleibt Paragraph 1. Aber der alte Witz, daß die Gesetze nur dazu da sind, um durchbrochen zu werden, enthält doch auch einen Gran Wahrheit. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

*) „Die Poggenpuhls" (Berlin 1896).

An Friedrich Spielhagen.

Berlin, d. 28. November 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Wäre ich doch auch noch von dem Kraftüberschuß, um nach einem Reisetag oder wenn auch vierundzwanzig Stunden später eine Nacht hindurch lesen zu können, noch dazu die „Poggenpuhls", die, wenn sie auch tausend Vorzüge hätten, doch auf den verzichten müßten, ein großes Erregungsmittel zu sein. Sie sind immer frisch und wach; ich bin immer müde, und das Schlafenkönnen ist die beste, jedenfalls die glücklichste meiner Gaben.

So kommt es denn, daß die „Poggenpuhls" schon gelesen sind (und mit wie freundlichem Auge!) und „Mesmerismus" *) noch nicht. Ich weiß nur zu meinem Trost, daß er sich auch in Briefen bewegt. Mit Nächstem lasse ich Weiteres von mir hören, aber mein Dank sollte bis dahin nicht aufgeschoben sein.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 2. Dezember 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Schönsten Dank für das „Rätsel des Lebens" **). Ich bin neugierig, ob er es gelöst hat. Heute abend werden wir auch wieder vor einem Rätsel stehn: Hauptmanns

*) Friedrich Spielhagen: „Mesmerismus." „Alles fließt." Zwei Novellen. (Leipzig 1897.)

**) Paul Heyse: „Das Rätsel des Lebens und andere Charakterbilder." (Berlin 1897.)

Märchenspiel. Ein richtiges Märchen ist immer ein Rätsel, und diese „Versunkene Glocke“ doppelt.

Mit besten Wünschen für Ihr Wohl wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 11. Dezember 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Herzlichen Dank für den dritten Band Baechtold*), aus dem mir meine Frau täglich vorliest. Ich bin nämlich seit vierzehn Tagen sehr klapprig (Grippe), und da gibt es nichts Besseres als Reisebeschreibung und Biographien. Meine Abneigung gegen den Menschen Keller läßt doch allmählich nach. Mit dem Wunsche, daß es Ihnen gut ergehe, wie immer in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 17. Dezember 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Daß ich Ihnen ein Wort über die „Versunkene Glocke“ sagen wollte, hatte ich nicht vergessen. Mir war aber immer recht schlecht (furchtbar erkältet), und so komme ich erst heute dazu.

Von Anfang an, nach der Lektüre wie nach dem Sehen, hab' ich das Stück bewundert und ganz eingestimmt in alles, was Freund Schlenther darüber gesagt hat — nur

*) Jakob Baechtold: „Gottfried Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher.“ 3 Bände. (Berlin 1894—1897).

ein paar „Unklarheiten“ hab ich bedauert und mich in diesem Sinne gegen Erich Schmidt und gegen Sie geäußert. Aber auch das nehme ich zurück. Sie schienen geneigt, für Unklarheiten unter Umständen eine Lanze einlegen zu wollen. Nun ja, das kann man auch. Aber der ganze Streit darüber wird hinfällig, wenn Unklarheiten überhaupt nicht da sind. Einzelne Schwerverständlichkeiten, von denen sich vielleicht sprechen läßt, schaden bei der Aufführung einer lyrischen Dichtung der Art gar nicht, und bei der Lektüre steigern sie den Reiz, wenn — wie hier — so viel dahinter steckt. Also keine Unklarheiten. Aber doch an einer sehr wichtigen Stelle ein Etwas, das einer Unklarheit nahe kommt, einer Unklarheit nicht des Gedankens, wohl aber des Gefühls. Was vielleicht schlimmer ist. Denn es entsteht daraus — verzeihen Sie den Ausdruck, und vor allem verraten Sie mich nicht an Hauptmann, den ich um keinen Preis kränken möchte — eine gewisse Schwabbelei. Der ganze fünfte Akt, mit Ausnahme dessen, was sich am Brunnen abspielt, also Nickelmann und Rautendelein, ist verfehlt. Die Drei Becher-Geschichte macht ungeduldig, und das nochmalige Zu- und Ineinanderfliegen der beiden Liebenden macht verdrießlich. Da hängt es. Das ist die Gefühlsunklarheit, richtiger die Gefühlsunkonsequenz. Im Leben mag diese Gefühlsunkonsequenz vorkommen. Ja, sie kann da schön wirken und den Widerruf des Widerrufs zu einer Art Triumph erheben: von der Bühne her stört es aber. Was wir menschlich verzeihen, will uns künstlerisch nicht eingehen. Das Stück ist mit dem vierten Akt abgeschlossen und darf nur noch ein Nachspiel haben, ein Schlußtableau: Rautendelein in Resignation am Brunnen. Was noch gesagt werden muß, sagt Nickelmann erst zum Waldschrat, dann zur Elbe, die ihrerseits nur noch als Bild wirkt. So denk ich mir die

Sache. Schwinds „Melusine“ fängt so an und schließt so. Auf Schwind darf man schon verweisen, ohne einem andern Künstler zu nahe zu treten. Wollte Hauptmann aber durchaus so schließen, wie er geschlossen hat, was ich mir auch gefallen lassen, ja vielleicht recht eigentlich großartig finden will, so mußte das ganze Stück anders aufgebaut werden. In diesem Falle, will also sagen, wenn dieser Schluß ihm Hauptsache war, laß ich der gegenwärtigen Dichtung gegenüber zwar sein großes dichterisches Gefühl gelten, aber nicht seine dichterische Arbeit. Alles in allem, so oder so, irgendwo hat die Sache einen Knax, und es beweist seine große Poetenkraft, daß man trotzdem im größten Respekt vor ihm verharrt und auch im größten Interesse.

Daß man sich — wie ich aus der heutigen Morgennummer der „Vossin“ ersehe — in der ganzen Welt um dies merkwürdige Stück reißt, ist die größte Freude, die ich seit lange gehabt habe, weil diese Weltteilnahme den hiesigen Neidhämmeln zeigt, was sie sind. Und wenn sie nicht Neidhämmel sind, so sind sie was andres aus der Landwirtschaft.

Ihnen alles Gute wünschend und darunter auch das, daß die „Versunkene Glocke“, wie zu des Dichters so auch zu Ihrer Freude, noch lange weiterklingen möge, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 31. Dezember 1896.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Lassen Sie mich unter den Beglückwünschenden an diesem schönen und seltenen Tage sein.

Fünfzig Jahre an der Spitze*) stehen, immer ein Führer, immer ein Vorbild — das ist Wenigen beschieden. Entschädige Sie das seltene Glück für das, was fehlt. Etwas, weil wir Menschen sind, fehlt immer.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 5. Januar 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Allem vorauf den Neujahrswunsch von many happy returns of the day. Dazu meinen besten Dank für verschiedene Nummern und Hefte von „Graphic", „Daily Graphic" und „Illustrated London News". Zwei davon waren Weihnachtsnummern, deren Durchsicht mich mit gemischten Gefühlen erfüllt hat. Die Technik, das Wort im weitesten Sinne genommen und auf alles ausgedehnt, ist brillant, aber allerdings glaube ich gleichzeitig ein Erstarren in dieser Technik wahrzunehmen. Die Kunstfertigkeit wird immer größer, aber nicht die Kunst. Ich sehe mir nun diese Dinge seit dreißig oder vierzig Jahren an und finde, daß es im wesentlichen immer dasselbe ist. Irgend etwas lebt in dem gegenwärtigen britischen Volkscharakter (vielleicht richtiger in der Volksseele), das einem Fortschritt hinderlich ist. Und doch ist dieser Fortschritt unerläßlich. Dann und wann erscheint es mir, als ob von Ihren besten Männern dies auch empfunden würde. Da hat beispielsweise Lord Wolseley über Armeereform gesprochen. Eine

*) Wilhelm Hertz feierte das fünfzigjährige Jubiläum als Chef der Besserschen Buchhandlung.

furchtbar schwierige Frage, weil diese Frage nicht bloß die englische Armee, sondern das ganze alte England berührt. Aber es spricht sich doch das Gefühl darin aus: „Es geht so in dem alten Geleise nicht weiter, es muß etwas Neues geschehen." Daß es nicht schon lange geschah, das konnte sich England nur in seiner Inseleigenschaft gönnen. Aber ich werde wieder politisch und schiebe lieber rasch einen Riegel vor. Nochmals herzliche Glückwünsche zum neuen Jahr. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 8. Januar 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Teuerster Pietsch.

Meine Frau dankt herzlich und ich natürlich erst recht. Denn mit den Frauen ist es doch immer so so. Sie sind wohl eitel auf ihren Mann, aber die letzte Grundlage bleibt doch Zweifel. Wer hätte übrigens den Mut, diesem Zweifel die Berechtigung abzusprechen?

Diese Ihre „Berliner Briefe" *) sind doch etwas sehr Reizendes und Eigenartiges; es wird kaum ein Seitenstück dazu geben. Eine kurze Zeit hindurch findet sich dergleichen sehr oft, aber durch Jahrzehnte hin — das steht doch wohl einzig da. Sie haben darin eine Stadt- und Landesgeschichte gegeben, die dem Zukunftshistoriker viel Zeit und Mühe erspart.

Unter besten Grüßen und Empfehlungen von Haus zu Haus wie immer Ihr

Th. Fontane.

---

*) Sie erscheinen noch jetzt jeden Sonntag im Feuilleton der „Schlesischen Zeitung".

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 1. Februar 1897.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Alt-England fängt an, sich für mich zu interessieren: Edinburgh, Bristol und nun gar London selbst.

Ihre Güte wird wie immer ein „Ja" haben. Ich mußte aber doch erst anfragen, ehe ich an Duncan child antworte, betreffs dessen mir nur zweifelhaft, ob er mehr Duncan oder mehr child ist. Erwäge ich dann aber, daß der einzige mir näher bekannte Duncan in Inverneß ermordet wurde, so schwindet der Unterschied wieder hin — ein gemordetes Opfer sein oder ein Kind sein, ist bei literarischen Unternehmungen und nun gar bei Übersetzungen so ziemlich dasselbe.

Mit besten Wünschen und Grüßen in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Karl Zöllner.

Berlin, d. 5. Februar 1897.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Chevalier.

Einer meiner Lieblingssätze ist, daß es nur ganz wenige Menschen zu einem richtigen Schuldbewußtsein bringen, und ich wage nicht zu behaupten, das ich zu diesen „Wenigen" gehöre. Nur in der Zöllnerfrage trete ich für meine Zöllner- und Sünderschaft ein und bekenne meine Schuld. Wie lange, daß ich Dich nicht gesehen habe! Laß mich hoffen, daß Du mir alles anrechnest, was zu meiner Exkulpierung gesagt werden kann. Es ist immer das alte Lied. Bis drei Arbeit. Dann zu Tisch. Und nach Tisch

matt und müde in den ledernen und doch mir so lieben, weil so nötigen Tiergarten hinaus. In dieser Sport- und Rennstunde könnte ich ja nun vorsprechen, sollte es sogar, aber ich habe das bißchen Elastizität nicht mehr, das zu solcher five o' clock-Konversation von Nöten ist. Müde komm ich nach Haus und strecke mich, um mir für Abend und Abendzeitung die nötige Kraft zu erschlafen. So vergehen die Tage. Das Gerede von dem „Jungbleiben" ist Unsinn. Man geht, um mit Mathilde Einzahn *) zu sprechen, nicht ungestraft „im Siebenundsiebzigsten".

Mete ist seit vorgestern aus Rostock zurück. Sie hat da nicht bloß Tante Witte **), sondern sogar die „Weiße Dame" gesehen, und was noch mehr sagen will, die X.; natürlich ihn auch. Immer noch kregel ***), so daß „erwarten" nicht ausgeschlossen ist, wenn auch unwahrscheinlich. Ich muß noch einmal — diesmal Lepel — zitieren: „Die Patronen sind gezählt." Aus eignen Mitteln setze ich hinzu: „Gott sei Dank."

In den nächsten Tagen kommt Mete und schandmault mutmaßlich weiter. Unter Grüßen und Empfehlungen an meine liebe und verehrte Freundin wie immer Dein

Noel.

An James Morris.

Berlin, d. 8. Februar 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seien Sie herzlichst bedankt für verschiedene freundliche Sendungen, besonders für die letzte: Nummer 2 von

*) Vgl. S. 47.
**) Vgl. Bd. 1 S. 1.
***) Niederdeutsch = munter, lebensfrisch.



Emilie Zöllner.

„The Lady's Realm". Es hat mich das ganze Heft sehr interessiert und in seinem „La maison Worth" auch künstlerisch erbaut. Die Kostüme der Duchess D. (vielleicht Devonshire?) sind wundervoll, und am wundervollsten ist das Bild des alten Charles Worth, der aussieht wie ein etwas ins Plebejische transponierter Lionardo oder Tizian. Jedenfalls bleibt er als Bild seinem Sohn überlegen. Unter den Beiträgen haben mich die zwei Seiten, die, faksimiliert, von der Hand Marie Corellis herrühren, am meisten erfreut. Es ist alles sehr fein und doch zugleich sehr stark gefühlt, dabei vorzüglich und beinah witzig im Ausdruck. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon in einem früheren Briefe schrieb, daß ich in diesem Sommer die literarische Bekanntschaft Marie Corellis machte, und zwar in Waren (Mecklenburg-Schwerin), wo ich einen Roman von ihr las: „The mighty Atom." Ungemein gewandt geschrieben, aber für mich nicht angenehm, weil so sehr überheblich. Ich respektiere jeden ehrlichen Standpunkt, also natürlich auch den streng religiösen oder vielleicht auch den streng sektiererischen (denn nach „Staatskirche" schmeckte es nicht). Es verstimmt mich aber immer tief, wenn Gläubige die Ungläubigen, Positive die Negativen wie Kaff von oben herab behandeln wollen. Etwas davon klingt auch wieder in dem „I dislike, Sir, dislike Ibsen". Nun gut, das kann man. Aber es muß doch sehr vorsichtig geschehen. Denn wenn niemand mehr weiß, daß Marie Corelli je gelebt hat, wird Ibsen immer noch eine Größe sein. Er ist — ob er einem gefällt oder nicht — eine epochemachende Erscheinung.

Sehr langweilig sind in „The Lady's Realm" die vielen Fürstlichkeitsbilder. Sonderbar, daß Fürstlichkeiten fast immer unerlaubt langweilig aussehen.

Das Beste, was ich politisch seit Jahr und Tag

aus England gehört habe, ist Sir M. Hicks=Beachs Rede. So muß man die Dinge anfassen*). Gewisse Dinge — und dahin gehört für das gegenwärtige England Ägypten — braucht ein Staat, um weiter zu leben, und solche Dinge müssen auch die rivalisierenden Staaten ihrem Nebenbuhler ruhig gönnen. So brauchten wir Schleswig=Holstein. Wir mußten es haben, und wir haben es gekriegt. England wird sich Ägypten nicht nehmen lassen, und es tut recht daran.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Siegmund Schott.

Berlin, d. 14. Februar 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Der heutige Sonntagmorgen führte sich sonntäglich ein und brachte mir Ihre liebenswürdige Besprechung**), eine Fülle von Freundlichkeiten, die fast noch mehr dem Menschen als dem Schriftsteller zu gute kommen. Etwas, womit ich sehr einverstanden bin: allem vorauf der Mensch! Das Buch ist kein Roman und hat keinen Inhalt. Das „Wie" muß für das „Was" eintreten — mir kann nichts Lieberes gesagt werden. Natürlich darf eine Literatur nicht auf den Geschmack ganz, ganz alter Herren aufgebaut werden. Aber so nebenher geht es.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Der Schatzkanzler Hicks-Beach hatte am 7. Februar im Unterhaus eine Bewilligung von 798000 Lstr. für Ägypten beantragt.

**) Der „Poggenpuhls" in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 12. Februar 1897.

An Friedrich Spielhagen.

Berlin, d. 16. Februar 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Sie beschämen mich — und dies ist nicht mal das richtige Wort; es ist noch mehr — durch die immer erneuten Beweise Ihrer großen Güte gegen mich. Es hat mich alles außerordentlich erfreut und, wie ich ehrlich hinzusetzen darf, nicht nur, weil ich so gut dabei fortkomme, sondern weil ich, ganz losgelöst von meiner Person, den Gedanken, der zum Ausdruck kommt, so richtig finde, so richtig, daß ich nicht begreifen kann, wie unsere Realisten nicht instinktiv auf die Hülfen verfallen sind, die der Humor ihnen leisten würde. Freilich mancher Boden versagt seiner Natur nach manche Pflanze.

Ich habe auch das andre, ja namentlich das über Ompteda und zur Megede von Ihnen Gesagte gelesen*). Bei Ompteda bin ich jetzt selbst und teile ganz Ihre Meinung: es ist sehr hübsch, die Mängel verschwinden daneben. Zu „Kismet" stelle ich mich, Pardon, etwas anders, teils günstiger, teils ungünstiger. Die erste Hälfte: das Sport- und Rennwesen in Westend samt der „adligen Jeubude in Moabit" (wenn nicht beides Zola nachgeahmt ist, was ich leider nicht kontrollieren kann) hat mich ganz entzückt, während ich in der zweiten Hälfte, die doch psycho-

*) G. v. Ompteda: „Sylvester von Geyer." Ein Menschenleben. 2 Bde. (Berlin 1897.) — J. R. zur Megede: „Kismet", „Frühlingstage in St. Surin." „Schloß Tombrowska." (Stuttgart 1897.) Die Rezension über diese Bücher und Th. Fs. „Poggenpuhls" wurde später abgedruckt in den „Neuen Beiträgen zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik" von Friedrich Spielhagen (Leipzig 1898) S. 131 ff. Vgl. unten S. 431.

logisch das Eigentliche bringen will, nicht mehr mit kann. Ich glaube an solche Mädchen oder junge Frauen nicht. Wenn sie aber existieren, so lassen sie mich ganz kalt. Ja mehr, ich wende mich von diesen Liebesformen degoutiert ab und habe für die Trägerinnen derselben (obenan steht Nora) nur die Bezeichnung: Schafslise.

Übrigens — damit ich nicht mißverstanden werde — bin ich trotzdem ein Ibsenenthusiast. Nur nicht in allem. Nochmals besten Dank. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 16. April 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Es ist ziemlich lange, daß ich nicht habe von mir hören lassen, und doch liegt allerhand vor, das dazu auffordert: Zeitungen (die ich Ihrer Güte verdanke) und Zeitereignisse. Unter den Zeitereignissen steht in meinen Augen die Rede obenan, die Sir William Harcourt vor ein paar Tagen im „Achtziger Klub" gehalten und die mich entzückt hat. Endlich, nach all dem Diplomatenunsinn, ein erlösendes Wort, das erste vernünftig und natürlich gesprochene, das ich seit Jahr und Tag in dieser unglückseligen Orientfrage gelesen habe. „Wenn das europäische Konzert gesunden Menschenverstand besäße, so wäre alles längst gelöst." Das ist so gewiß, wie: zwei mal zwei macht vier. Aber noch richtiger ist der andere Satz: „Eine Vereinigung von Mächten, die dem Universum Gesetze vorschreiben will, macht sich lächerlich." Und diesen Unsinn gewollt zu haben, ist das Verbrechen und die Stupidität (letzteres bekanntlich das Schlimmere), dessen sich die Großmächte

schuldig machen. Wenn ich für die nächste Woche drei Visiten vorhabe, die mir alle sehr langweilig und sehr unbequem sind, so lege ich sie gewiß auf den Montag, damit ich für den Rest der Woche Ruhe habe. Die Sache kann nicht schnell genug erledigt sein. Genau so in der Politik. Unbequemlichkeiten, selbst Schrecklichkeiten, die kommen *müssen*, kann man nur dadurch ihres Schreckenscharakters einigermaßen entkleiden, daß man sie so rasch wie möglich an der Brust packt und den Kampf auskämpft, der *doch* gekämpft werden muß. Der alte Satz: „Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende" ist längst eine Platitüde geworden, aber seine Plattheit hat an seiner Wahrheit nichts geändert. Und doch ist die sogenannte „Politik" der Großmächte nichts als eine langweilige Auflehnung gegen diese platte, aber ewig richtige Wahrheit. Es wäre zum Weinen, wenn man aus dem Ganzen nicht auch wieder Trost und Vertrauen zu den irdischen und ewigen Dingen schöpfen könnte. Die Machtlosigkeit der bloßen äußerlichen Macht wird einem großartig demonstriert und dabei der Beweis erbracht, daß es andere Kräfte, wie Bismarck einmal sagte: die „Imponderabilien" sind, die die Welt regieren. Da stehen nun die Griechen, nicht viel was anderes als 'ne große Räuberbande, und trotzen Europa. Und warum? Und wodurch? Weil der gesunde Menschenverstand auf ihrer Seite steht und in die Welt hineinlacht. In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 3. Juni 1897.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ihre Güte ließ mir gestern oder vorgestern „Pictures from the Royal Academy" zugehn, mit einem Bilde von

Präsident Poynter beginnend. Poynter ist nun schon der vierte Präsident, den ich seit meinen Londoner Tagen erlebe: Eastlake, Leighton, Millais, Poynter. Unter den verschiedenen Bildern stehn wie immer die Porträts und die Landschaften obenan. Das sind die segensreichen Nachwirkungen von Reynolds und Gainsborough. Turner war zu genial und original, um Schule bilden zu können. Speziell das Ouleßsche Porträt von Sir Spencer Ponsonby-Fane scheint mir ganz ersten Ranges. Vor allem aber ist mir aufgefallen, daß — von etlichen spezifisch englischen Zügen und Vorzügen abgesehen — im ganzen genommen eine Allerweltsmalerei mehr und mehr zur Geltung kommt, so daß die nationalen Unterschiede fast verschwinden. Im Porträt ist noch am ersten ein bestimmter Stil zu erkennen, in der Landschaft schon viel, viel weniger. Wir haben beispielsweise jetzt eine Schule in Worpswede (einem friesischen Dorf), die malt genau ebenso. Diese Schule erinnert (innerhalb der Malerei) sehr an die Lake school. Es sind vier oder fünf junge Maler, die sich auf ein Dorf zurückgezogen haben und da klösterlich miteinander leben, nur noch in gelegentlichem Verkehr mit den Bauern. Ich finde das sehr richtig. Was nun die modernen, knifflich herausgesuchten Stoffe betrifft, so sind die dahin einschlägigen Bilder in England gerade so verrückt wie in Frankreich und Deutschland. Aller modernen Kunst ist der Sinn für das Natürliche verloren gegangen, und gerade diese Kunst nennt sich naturalistisch. Übrigens bin ich trotz meiner hohen Jahre keiner von den „Alten“ — im Gegenteil, ich bin für das Neue, wenn es gut ist. Was doch, Gott sei Dank, auch vorkommt.

Die Politik ist unerfreulich überall. Etwas Elenderes als den „griechischen Krieg“ hat es nie gegeben. Er wird an Jammer nur übertroffen von der Großmäuligkeit

der Griechen selbst und von den politisch-diplomatischen Leistungen des „europäischen Konzerts.“ Und das soll man als etwas Höheres bewundern. Oxenstierna mit seinem berühmten Ausspruch hatte recht*).

Für die nächste Zeit verspreche ich mir viel Interessantes von dem englischen Vormarsch gegen Chartum. Die Destruktion der belgisch-kongostaatlichen Armee wird freilich mehr oder weniger ein Hindernis sein. In Frankreich glaubt man dummerweise, wir freuten uns darüber. Dies ist keineswegs der Fall, weil wir zu unserer Kolonialpolitik keine Spur von Vertrauen haben. Wäre dies Vertrauen da, so läge die Sache freilich anders. Hätten wir eine populäre, von der Volksgunst getragene und dadurch zu jeder Kraftanstrengung bereite und fähige Regierung, so könnten wir die Pläne, von denen es irrtümlich heißt, „wir hätten sie“, getrost aufnehmen und auch durchführen. Denn es ist bei klugem Vorgehn keine Marine-, sondern eine Landheerfrage. Bismarck hätte das Zeug dazu gehabt, aber er war in diesem Punkte altmodisch und überhaupt kein Kolonialmensch. Unser Kaiser möchte ein solcher sein, aber die Lust vergeht ihm immer wieder. Money-point.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 6. Juni 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr Hertz.

Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom 2. Juni.

*) „Weißt du nicht, mein Sohn, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird?“

Ob ich den gleichen Tag erlebe?*) Ich muß noch drei Jahre warten, sehr kurz und — sehr lang.

Am Mittwoch will ich mit Frau und Tochter nach „Nijen Bramborg" abdampfen, um Preußen zu vergessen, wozu Fritz Reuters Heimat — als eine Art Gegensatz — die beste Gelegenheit bietet. Ich stelle Rotspohn und Onkel Bräsig höher als den ganzen Borussismus, diese niedrigste Kulturform, die je da war. Nur der Puritanismus (weil total verlogen) ist noch schlimmer.

Im Augustabad bei Neubrandenburg am Ufer des Tollensesees — oder, wie andere sich kürzer fassen, des „Tollensees" — will ich auch endlich an die Korrektur beziehungsweise Anordnung meiner Gedichte für die fünfte Auflage gehen und bitte ganz ergebenst, mir zwei Exemplare zu diesem Zwecke zur Verfügung stellen zu wollen. Ich habe schon mal vor zwei oder drei Jahren um zwei Exemplare gebeten, und in Karlsbad, wo man sonst nichts vornehmen kann, auch wirklich die Durchsicht bis in die Mitte des Buches begonnen und durchgeführt. Aber jetzt, wo ich diese Exemplare suche, sind sie fort, was mir leid tut, weil ich nicht weiß, ob die zweite Korrigiererei nicht hinter der ersten zurückbleiben wird.

Ich bin gern in Mecklenburg, wie in allen Ländern und Städten, die man in dem öden und dämlichen Berlinertum unserer Jugend für Plätze zweiten Ranges hielt, während sie unserem elenden Nest — damals gewiß „elendes Nest" — immer überlegen waren.

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

---

*) Wilhelm Hertz und Gattin hatten die goldene Hochzeit gefeiert.

An Emilie Zöllner.

Neubrandenburg, d. 21. Juni 1897.
Augustabad.

Hochverehrte Frau und Freundin.

Mete hat Ihnen den Ausdruck unserer herzlichen Teilnahme überbracht, aber ich möchte doch auch noch brieflich aussprechen, wie sehr wir die neue Lücke*), die der Tod in unsern Kreis gerissen, empfinden, vor allem aber, wie liebevoll und dankbar wir bis ans Ende des teuren heimgegangenen Freundes gedenken werden. Wieviel glückliche Stunden konnten wir mit ihm durchleben, wieviel Dank schulden wir ihm für Anregung, Förderung, herzerquickende Heiterkeit! Vor das Bild der letzten Jahre tritt das längst zurückliegender Zeiten. Erinnern sie sich noch, um nur eins herauszugreifen, der in Kösen und Weimar gemeinsam verbrachten Tage?

Mit unserm Aufenthalt hier haben wir Ursach, zufrieden zu sein. Alles ist still und freundlich. Wir haben Spaziergänge, Schlaf und gute Verpflegung. Mecklenburg ist kein leerer Wahn.

Frau und Tochter grüßen mit mir Sie, Karl, die junge Frau.

Wie lange wir noch bleiben, steht dahin; aber wohl noch eine gute Weile, wenn uns eine Ferieninvasion nicht vertreibt.

Mit besten Wünschen für Ihr Wohl, und daß Sie nach all dem Schweren, das Sie durchzumachen hatten, an Ruhe (die so viel bedeutet) sich aufrichten mögen — in herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

---

*) August v. Heyden war kurz vor Karl Zöllner gestorben.

An James Morris.

Neubrandenburg, d. 13. Juli 1897.
Augustabad.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Vor etwa Jahresfrist schrieb ich Ihnen, wenn ich nicht irre, von Waren aus, heute von Neubrandenburg. Beide Städte sind mecklenburgisch, jene dem Lande Schwerin, diese dem Lande Strelitz zugehörig, aber beide mit denselben Vorzügen ausgestattet: mit Wald und Seen, mit einer sehr wohlhabenden Bevölkerung, sehr guter Verpflegung und einem patriarchalischen Regiment. Dies Regiment, eine Adelsherrschaft, wird nun zwar im ganzen übrigen Deutschland und speziell in Preußen verspottet, zeigt aber so recht, daß es auf Verfassungen und Freiheitsparagraphen (die wirkliche Freiheit hat keine Paragraphen) gar nicht ankommt, sondern auf die Lebensformen, die hier beglückender sind als anderswo. Man freut sich seines Daseins, trinkt Rotwein und liest kleine Blätter. Die Leute sind infolgedessen weniger „gebildet", aber auch weniger „verbildet", was sich darin zeigt, daß aus kaum einem andern deutschen Landesteile so viele Talente hervorgehen. In Berlin sind die Menschen infolge des ewigen Lernens und Examiniertwerdens am talentlosesten — eine Beamtenbrillmaschine. Anknüpfend an meinen diesjährigen mecklenburgischen Aufenthalt möchte ich noch sagen dürfen, daß der Zug nach dem Norden, der sich dann oft bis nach Skandinavien hin ausdehnt, immer größer wird. Italien ist halb entzaubert (mit Ausnahme der Riviera), weil man die Hitze, die Moskitos, die Malaria und die Bettelei nicht mehr aushalten mag, und weil sich der „Bourgeois" — und der wirklich Gebildete erst recht — nachgerade eingesteht, daß er von Kunst doch nichts versteht, auch wenn er dreitausend

Bilder noch so beharrlich angeglotzt hat. Der Norden ist klimatisch angenehmer, dabei sauberer und appetitlicher, und die Bevölkerung weniger Räuberbande.

Ihre Güte hat seit zwei Monaten eine Menge Kunst- und Lesestoff an mich gelangen lassen, wofür ich bestens danke. Den Anfang machten drei Photographien nach frühesten Jugendarbeiten von Sir John Millais. Die sich darin aussprechende Begabung ist stupend; auch ein „marvellous boy". Die verschiedenen Bilder und Skizzen aus Griechenland in den „Illustrated London News" haben mich weniger interessiert, weil mir dieser ganze griechische Krieg widerlich geworden ist. Wenn ein kleines, beständig an der Bankrott- und außerdem noch an der Banditengrenze stehendes Volk solchen Kampf auf sich nehmen und vielleicht ganz Europa in Wirrsal stürzen will, dann muß es mehr leisten können. Sonst ist es ein kindisches Spiel.

Mit Schrecken sehe ich die „englischen Rüstungen", und daß das so welt- und lebenskluge England schließlich auch in diesen modernen Unsinn verfällt. Die Kultur, die dadurch geschützt werden soll, geht darin unter. England, weil es reich ist, kann die Sache eine Weile aushalten, aber wir in Deutschland, die wir durchaus eine große Flotte haben wollen (oder sollen), um sie nach vier Wochen verbrannt zu sehen, wir könnten unser bißchen Geld besser anlegen. Alle Staaten müssen erst wieder den Mut kriegen, vor dem Besiegtwerden nicht zu erschrecken. Es schadet einem Volke nicht, weder in seiner Ehre noch in seinem Glück, mal besiegt zu werden — oft trifft das Gegenteil zu. Das niedergeworfene Volk muß nur die Kraft haben, sich aus sich selbst wieder aufzurichten. Dann ist es hinterher glücklicher, reicher, mächtiger als zuvor.

Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 19. August 1897.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seit einem Monat bin ich aus Neubrandenburg wieder zurück, und am nächsten Montag will ich, wie alljährlich, mit meiner Frau nach Karlsbad. Ich sehne den Augenblick herbei, denn die hier seit meiner Rückkehr aus Mecklenburg verbrachten Wochen waren infolge von Hitze und schlechter Luft sehr unerquicklich. Dabei hatte ich scharf zu arbeiten, so daß ich zuletzt erschöpft zusammenbrach. Dies ist auch Grund, daß ich Ihnen nicht eher geschrieben und meinen Dank für verschiedene „Daily Graphics", desgleichen für eine Nummer von „Westminster Budget" (ein Blatt, das ich noch nicht kannte) ausgesprochen habe.

Unter den Bildern gefiel mir am besten: „Dancing on the Lion's Tail". Ein Hawaii-man mit einer Sternenbannerweste tanzt auf dem Schwanz des britischen Löwen, und die Unterschrift lautet: „How long will he stand it?"

Ja, „how long will he stand it" — darauf spitzt sich für England überall in der Welt die Frage zu. Wie lange wird England die Vexationen der andern noch aushalten? Aber beinah noch bedrohlicher ist die nebenher laufende Frage: „Wie lange werden die andern die Vexationen Englands oder richtiger die immer bedrücklicher und immer kränkender werdenden Weltherrschaftsaspirationen Englands noch aushalten wollen?" Die „glorious isolation" ist da, eine Erscheinung, wie sie die Welt in dieser Gestalt vielleicht nie gesehen hat. Ein furchtbares Gewitter zieht sich zusammen. Wie so oft, wird ein sich aufmachender Wind dies Wetter sehr wahrscheinlich wieder vertreiben, und wenn dies gegen Erwarten nicht geschieht und die

Gefahr zu Häupten stehen bleibt, so werden die ungeheuren Machtmittel Englands vielleicht, ja sogar sehr wahrscheinlich ausreichen, aus all den umdrohenden Gefahren siegreich hervorzugehen. Aber dieser Sieg kann nicht dauern. Es ist gegen den herkömmlichen Lauf der Dinge. Weltherrschaften sind immer gefährdet, auch wenn sie sich (was selten zutrifft) eines philanthropischen Charakters rühmen dürfen. Die größte Gefahr scheint Rußland; ich glaube die größte Gefahr ist Amerika.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An James Morris.

Karlsbad, d. 10. September 1897.
„Stadt Moskau."

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ich sitze hier, bei strömendem Regen, noch immer in Karlsbad und erhielt heute — von Berlin nachgeschickt — den „Toronto-Globe", den Ihre Güte für mich zur Post gegeben. Diese transatlantische Jubiläumsnummer ist interessant und lehrreich, aber erdrückend wie alles Amerikanische. Das viel zitierte „Weniger wäre mehr" paßt auf alles, was von drüben kommt. Es läßt sich, bei dem großen refinement, das jetzt in den States wie auch in Kanada zu Hause ist, nicht mehr von Geschmacklosigkeit sprechen. Aber ein Zug, in diesen alten amerikanischen Fehler zu verfallen, ist immer noch da. Was soll man mit wenigstens vierhundert Porträts? Auch in Toronto wird es nur wenige Menschen geben, die sich für die Gesichtszüge des Gouverneurs von Sierra Leone interessieren. Aber eine Wirkung übt diese Kollektion von Gouverneursköpfen doch: die ungeheure Machtstellung des Reiches wird

einem greifbar vorgeführt und dabei zugleich der Boden aufgedeckt, auf dem Personen, die das Herrschen lernen wollen und sollen, gleichsam gezüchtet werden. In Vizekönigsstellungen bilden sich königliche, dem Alltäglichen entrückte Leute, die, heimkehrend, dazu beitragen, dem Volk und Land einen höheren Stempel zu geben. Was wir (die Kolonialstellungen kommen gar nicht in Betracht) von solchen Vizekönigen haben: Oberpräsidenten und kommandierende Generale, verschwindet daneben, weil immer eine unmittelbare Kontrolle da ist, die der freien Entschließung Zügel anlegt.

Noch in Berlin erhielt ich von Ihnen in rascher Reihenfolge drei Zeitungen aus dem Westen beziehungsweise Südwesten, und zwar, wenn ich nicht irre, Zeitungen aus Bristol, Cardiff, Plymouth. Ich konnte nichts Bemerkenswertes darin entdecken, weshalb ich den Wunsch ausspreche, daß Sie gütigst die für mich bestimmte Stelle durch einen Strich markieren. Vor den eben genannten drei Westblättern kam aber noch eine vierte Zeitung, die „Church Times“, die mich durch einen kleinen leader fast noch mehr erheiterten als interessierten. „Better understandings“ zwischen Anglikanismus und russischer Kirche — darum handelt es sich. Gegen ein „besseres sich verstehen Wollen“ ist gewiß nichts einzuwenden. Der betreffende kleine Leitartikel will aber nicht bloß das, sondern träumt von einer gemeinschaftlichen Aktion behufs Ausbreitung des Christentums überhaupt. Das ist eine Naivität, die schon stark ins Unsinnige hineinwächst. Die Russen lachen gewiß darüber, wenn sie solche Vorschläge machen. Denn sie sind Politiker ersten Ranges, eigentlich die einzigen, die existieren. England ist in seiner Klugheit immer gebunden und beschränkt, weil es unheilbar an einem Etwas krankt, das in dem kleinen Artikel der „Church Times“ so recht kraß

wieder zum Ausdruck kommt. Das denkbar Unpolitischste, das es gibt, ist theologische Prinzipienreiterei, will sagen kirchliche Wünsche da, wo sie nicht hingehören. Und nun gar Gemeinschaftlichkeit mit diesem rohen Popentum. Da bin ich für einen guten alten Heiden.

In vorzüglicher Ergebenheit. Th. Fontane.

An Friedrich Spielhagen.

Berlin, d. 11. Oktober 1897.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Herzlichen Dank für die zwei neuesten Bücher*), die heute früh schon meldeten, was inzwischen angekommen. — Ich freue mich sehr auf die Lektüre, auf die Kritiken und Essays ebenso wie auf den Roman, und ich schreibe Ihnen, sobald ich alles gelesen. Aber das wird freilich bis in den November hinein dauern, da jetzt Fahnen — leider keine eroberten, sondern erst solche, die erobern sollen (und das ist immer mißlich) — mir beinah den Verstand und jedenfalls die Ruhe rauben**). Dazu gehöre ich zu den Unglücklichen, die nach zwei, drei Stunden mit der Kraft ihrer Nerven fertig sind. Ich bewundere nicht nur, was Sie schreiben, sondern auch, was Sie lesen. Unter angelegentlichsten Empfehlungen in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

---

*) Friedrich Spielhagen, Beiträge zur Theorie und Technik der Epik und Dramatik. Faustulus. Roman. (Leipzig 1898.)

**) Der Stechlin wurde gedruckt.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 26. Oktober 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Teuerster Pietsch.

Herzlichen Dank für die „Tafel", trotzdem sie mich, bei nun bald achtundsiebzig, wie ein Grabstein ansieht. Aber wenn auch. Irgendein Philosoph hat, glaub ich, mal gesagt: wie's ist, ist es am besten. Und wenn der einem zuständige Zustand der geworden ist, daß man nicht mehr ist, wird es wohl auch am besten sein.

Bei meiner Rückkehr aus Karlsbad schon vor vier Wochen und mehr, fand ich Ihre Karte vor und wollte gleich schreiben, bin aber vor mich quälender und durchaus nicht zu erledigender Arbeit (dicker Romanwälzer) nicht dazu gekommen. In meinen Tagen erhebt jeder neue Tag den Finger mit der Drohung: „Du! Du! Nur kein Aufschieben. Was du tun willst, tue bald, heute noch."

Im letzten Sonntagsblatt der „Vossin" hat mich der Artikel über Henriette Herz*) interessiert. Sie haben ihn vielleicht auch gelesen. Als literarische Leistung ist er keineswegs hervorragend, aber er hat mich wieder mit der Nase auf die Tatsache gestoßen, daß das gesellschaftlich höher potenzierte Berliner Leben immer nur ein Juden- will sagen Jüdinnenleben gewesen ist. Eine Bourgeoisfrau oder -tochter hat hierlandes nie was gesprochen, um das man sich hätte kümmern müssen. Und der Adel, seitdem er fromm und noch sonst einiges geworden ist, versagt auch. Aus diesem Fakt erklären sich einige der wichtigsten unserer wenig erfreulichen Zeiterscheinungen.

---

*) Heinrich Meisner, Henriette Herz nach dem Urteile ihrer Zeitgenossen.

Empfehlen Sie mich Fräulein Jenny*). In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 26. Oktober 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ich habe lange nicht von mir hören lassen. Grund war eine große Arbeit (wohl meine letzte, wenigstens der Art), die ich nach Stuttgart hin an eine dort erscheinende Zeitschrift abzuliefern hatte**). Das liegt nun seit drei Tagen alles glücklich hinter mir.

Eine Anzahl „Daily Graphics" ließ mir Ihre Güte zugehen. Sehr amüsiert hat mich ein einem holländischen Blatte entnommenes Bildchen: „William the Crusade". In unsern illustrierten Witzblättern findet man selten dergleichen, woran man vielleicht demonstrieren kann, daß das sinnlich Wahrgenommene stärker wirkt, als das zum Verstande sprechende Wort. Denn an Kritik übenden Witzworten fehlt es in unserer Journalistik keinesweges, nur das Kritik übende Bild tritt spärlicher auf.

In unsern deutschen Zeitungen verfolge ich mit großem Interesse die englischen Kämpfe in Indien und am Nil. Die ersteren sind natürlich die wichtigeren, denn sie sind das Vorspiel zu dem Großen und Entscheidenden, was kommt, und worüber sich einer aus den Reihen Ihrer Hocharistokratie — wenn ich nicht irre, war es der Herzog von Hamilton — mit erfrischender Offenheit und Un-

*) L. Ps. Tochter.

**) „Der Stechlin" erschien zuerst in „Über Land und Meer".

befangenheit ausgesprochen hat*). Wenn ein Fremder dergleichen sugt, so stößt er leicht an. Wenn er sich aber Ansichten, die er vorfindet, nur anschließt, so geht es eher. Die englische Herrschaft in Indien muß zusammenbrechen, und es ist ein Wunder, daß sie sich bis auf den heutigen Tag gehalten hat. Sie stürzt, nicht weil sie Fehler oder Verbrechen begangen hätte — all das bedeutet wenig in der Politik. Nein, sie stürzt, weil ihre Uhr abgelaufen ist, weil ein „Anderes" mächtig in die Erscheinung drängt. Dies „Andere" heißt zunächst Rußland. Aber auch Rußland wird nur eine Episode sein, und ein sich auf sich selbst besinnendes nationales, religiöses und dem uralt Überlieferten angepaßtes Leben wird schließlich triumphieren und einigen Anspruch auf Dauer haben. Dieser hier angedeutete Werdeprozeß vollzieht sich, wohin man blickt, in der ganzen Welt, und es ist ein ungeheurer Segen, daß er sich vollzieht. Die Konquestadorenzeit, wo zwanzig Räuber, weil sie Knallbüchsen hatten, viel gesittetere Leute zu Paaren trieben und die Könige dieser besseren Leute auf den Rost legten — diese brutale Zeit ist vorbei, und gerechtere Tage brechen an. Die ganze Kolonisationspolitik ist ein Blödsinn: „Bleibe zu Hause, und nähre dich redlich." Jeder hat sich da zu bewähren, wohin ihn Gott gestellt hat, nicht in einem fremden Nest. Mit Schaudern lese ich jetzt täglich von den verzweifelten Anstrengungen, die England machen will,

*) Der Staatssekretär für Indien, Lord George Hamilton, hatte in einer Volksversammlung in London am 16. Januar 1897 nähere Angaben über die in Indien herrschende Hungersnot gemacht und die Gefahren als höchst bedrohlich hingestellt: „Ein Drittel der großen in Vorderindien unter dem Zepter der Königin von England lebenden Völkermasse, für deren Existenz die Regierung Englands verantwortlich sei, befindet sich teils in mittelbarer, teils in unmittelbarer Lebensgefahr".

um den alten Zustand à tout prix zu bewahren. Bis jetzt konnte man sich, wenn man auf England sah, daran aufrichten, daß es wenigstens ein Volk in Europa gab, das noch an ein anderes Ideal als an eine „Million Soldaten“ glaubte. Wenn England sich dieses kolossalen Vorzugs, der gleichbedeutend ist mit gesundem Menschenverstand, freiwillig begibt und nun auch anfängt, jedem Menschen eine Flinte in die Hand zu zwingen, so steigt es von der Höhe herab, die es bis heute innehatte. Außerdem wird nicht mal das dadurch erreicht, was damit erreicht werden soll. Die Menschheit hat zu natürlichen Zuständen zurückzukehren. Das aber, womit am ehesten (weil unerträglich geworden) gebrochen werden muß, ist der Militarismus.

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 11. November 1897.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Ihre Güte hat mir in den letzten Wochen vielerlei zugehen lassen: Politisches, Kirchliches, Unterhaltliches. Unter dem Kirchlichen war eins, das „St. Bartholomew Parish Magazine“ hieß und mir durch sein Titelblatt auffiel. Das kleine Bild auf eben diesem Titelblatte schien mir das auf Smithfield stehende St. Bartholomew-Hospital oder das dazu gehörige Doktorhaus zu sein, drin die spätere Lady Hamilton bei Dr. Budd ihre unschuldsvolleren Tage (wenn sie sie je gehabt) verbrachte*).

Daß ich dies Haus auf Smithfield gesehen, ist nun

*) Vgl. „Ein Sommer in London“. Ges. Werke II, 4 S. 118 ff..

gerade fünfundvierzig Jahre her, und wenn ich es auf dem Titelblatte richtig wiedererkannt haben sollte, so könnte ich mir zu meinem Gedächtnis gratulieren. Mit einem Journal oder Magazin „Temple Bar“, das ich vor vier Wochen von Neapel her zugeschickt erhielt, hatte ich leichtes Spiel, denn das Bild von „Temple Bar“ ist so charakteristisch, daß man es wiedererkennen muß.

Gestern abend habe ich die Guildhallrede von Lord Salisbury gelesen. Ich kenne keinen englischen Staatsmann, auch die der vorigen Generation — also bis zur Thronbesteigung der Königin Viktoria zurück — miteingerechnet, dessen Reden einen so wohltuenden Eindruck auf mich gemacht hätten, wie regelmäßig die Reden Lord Salisburys. Es ist nichts Geniales darin. Er blendet durch nichts, weder durch Wissen noch durch Witz; aber alles ist von jener echten Vornehmheit getragen, die wie nichts anderes den Menschen befähigt, gerecht zu sein. Immer trifft er den Nagel auf den Kopf, und ein ungemein feiner, mehr fühl- als sichtbarer Humor bewahrt ihn davor, in Langeweile zu fallen. Welch Unterschied, wenn man ihn mit andern Mitgliedern seines Ministeriums vergleicht! Ich meine nicht in der Form, nicht im Intellekt, nicht in der oratorischen Kraft, wohl aber in der Natürlichkeit der Anschauung, die gestützt auf das richtige Sehen jede Phrase vermeidet, auch keine Hoffnungen und Ideen ausspricht, die — weil falsch in sich — doch auch wieder zur Phrase herabsinken. Solche falschen Ideen, denen sich Lord Salisbury schwerlich zuwenden würde, finde ich in den von Hicks-Beach und von Mr. Chamberlain gehaltenen Reden. Während jener versichert, daß schon der „Selbsterhaltungstrieb eine Politik der Reichsausdehnung“ gebiete, will dieser unter Heranziehung der Kolonien nach Möglichkeit eine „Reichseinheit“ herstellen. Ich finde jeden der beiden Ge-

danken gleich unsinnig. Je mehr „Reichsausdehnung“, je mehr Auflehnungsgefahr, und je mehr „Reichseinheit“, je mehr Gefahr des Streites und des Auseinanderfallens. In allem (wie auch in der allgemeinen Militärdienstpflichtfrage) spricht sich ein Gefühl der Unsicherheit, des Suchens und Tappens aus, das zu denken gibt.

In „The Golden Penny“ haben mich die „Stories of Eton“ sehr erheitert. Diese Kriegserklärung gegen allen „Snobismus“ ist ein entzückender Zug im englischen Leben, und ich wollte, ich könnte von unserm deutschen Leben dasselbe sagen. Hier hält sich jeder für einen Freiheitsapostel. Aber bei Lichte besehen ist derselbe Kerl nur ein elender Spießbürger, ein serviler Philister, der glücklich ist, mit einer Baronsbekanntschaft renommieren zu können. — Mit besten Wünschen, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Spielhagen.

Berlin, d. 22. November 1897.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr.

Gestern abend habe ich „Faustulus“ zu Ende gelesen — das letzte Drittel hintereinander weg. Ich finde das Ganze nicht nur wirkungsvoll, sondern in erster Reihe ungemein kunstvoll und möchte diesem Ihrem Neusten unter allem, was ich von Ihnen kenne, (nur in dem, was unmittelbar vor der „Sturmflut“ liegt, ist eine große Lücke) den ersten Rang anweisen. Es ist, wie in seiner Totalität, so in jeder einzelnen Szene glänzend komponiert, nichts zu lang und nichts zu kurz. Lokal- und Gesellschaftston (so beispielsweise bei den Moorbecks; die Moorbecks selbst an der Spitze) wundervoll getroffen, überall geistreich und,

wo's paßt — so die vorzügliche Figur des jungen Moorbeck — auch humoristisch. Die Hineinverflechtung des „Faustulus“, die gegenseitige Spiegelung, so daß Arno Faustulus und Faustulus wieder Arno ist — alles ausgezeichnet. Einer erklärt den andern. Ja, Arno richtet sich in intrikaten Situationen an Faustulus auf und empfängt Direktiven von seinem eignen Geschöpf. Das aber vielleicht Glänzendste sind die Halluzinationen zu Anfang und am Schluß und die zwischen ihnen hergestellte Verbindung. Beide Schilderungen (oder Bilder) an sich außerordentlich schön, besonders die zweite. Daß diese zweite nur der Widerschein der Erzählung des alten Lotsen ist, steigert die Wirkung.

Es beglückt mich, Ihnen aufrichtigen Herzens all dies sagen zu können, und es gewinnt vielleicht noch, wenn ich hinzusetze, daß ich stofflich eigentlich gegen Sie stehe. Je älter ich werde, je mehr neige ich mich den alten Schulaufsatzthemen, wie „Pfingstausflug nach Freienwalde“, „Die Radler im Grunewald“ oder „Berliner Weihnachtsmarkt“ zu. Vor ein paar Tagen las ich in einer stattlichen Anzahl von Korrekturbogen mal wieder meine aus dem Altenglischen übersetzten Balladen durch und fand dabei halb zu meinem Entsetzen halb zu meiner Freude, daß mich nicht mehr die Liebes- und Heldenballaden interessierten, sondern nur noch Robin Hood, der seinen alten Onkel Gammel besucht, zusieht, wie Festkuchen gebacken wird, ungeheuer viel ißt und trinkt und zuletzt mit einer schwarzzöpfigen Jenny zur Stadt hinauswalzt, wieder in seinen Sherwoodwald hinein. Da haben Sie meine Stimmung, meinen gegenwärtigen Geschmack.

Und daß ich trotzdem für Faustulus bin, sagt alles.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Paul Schlenther.

Berlin, d. 2. Dezember 1897.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Wir lesen jetzt alle drei Ihr Gerhart Hauptmann-Buch; ich bin am meisten zurück. Dann und wann bringt man mir aus der Nebenstube ein Kosthäppchen, so die reizende Frommel-Hannele-Geschichte *), weil ich gesundheitlich ganz schlecht im Stande bin, besonders seit dem opulenten Diner **) am Sonntag, dessen Kaviarsauce (zum Karpfen) mir einen gehörigen Stoß gegeben hat. Im übrigen aber hab ich an manchem, was der Sonntag brachte, meine helle Freude gehabt, am meisten an dem in Verse sich kleidenden Toast des dicklichen alten M. neben mir. Man sollte nicht glauben, daß so was noch vorkommen kann. Sentimentalität ist ohnehin eine feine Sache, aber Judensentimentalität schlägt alles. M., so hat er mir selber erzählt, ist Mann der Produktenbörse. Zählt der Toast mit dazu, so muß man Gott noch danken, daß die Produktenbörse geschlossen wurde. Hoch Brefeld! ***)

*) Hofprediger Emil Frommel soll (vgl S. 184 des Buches) im hohen Auftrag ins Königliche Schauspielhaus gegangen sein, um über den angeblich blasphemischen Charakter der Dichtung ein vertrauliches Gutachten abzugeben. Er ging, wie es hieß, tief ergriffen aus der Vorstellung und besuchte sie noch einige Male.

**) Bei Geh. Justizrat Lessing.

***) Unter dem preußischen Handelsminister Brefeld wurde im Januar 1897 mit dem Inkrafttreten eines neuen Börsengesetzes der Terminhandel in Getreide verboten. Versuche, die von den Betroffenen unternommen wurden, dieses „Zeitgeschäft“ außerhalb der Börse fortzusetzen, wurden von der Regierung inhibiert, die diese Versammlungen als Börse im Sinne des Gesetzes erklärte. Darauf stellten die Kaufleute die amtliche Notierung der Preise für Getreide ein, woraus sich Schäden für Handel und Gewerbe ergaben. Schließlich kam eine Einigung zu Stande.

Unter herzlichen Grüßen von Haus zu Haus, in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 11. Dezember 1897.
Potsdamer Straße 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Gestern abend kamen nun auch die „gebundenen", und es ist an der Zeit, mich zu bedanken. Es macht sich alles ganz gut; ein paar Druckfehler (soweit ich's bis jetzt kontrollieren konnte) kommen nicht in Betracht*).

Die Frenzelfeier — soweit sie aus den Zeitungen zu mir gesprochen — hat mich sehr erfreut, auch schon deshalb, weil er, Frenzel, sich diese Huldigungen ehrlich verdient hat. Wie hat sich die Welt verändert! Ich denke an Dezember 1837 zurück (doch schließlich bloß sechzig Jahre), und die Physiognomie unseres guten Berlin ist nicht wiederzuerkennen. Damals „Beobachter", Vossin, Rellstab — jetzt der „Lokalanzeiger" mit 180 000 Absatz. Eine Welt von geistigem Leben ist seit Eckensteher Nantes Tagen geboren.

Mit besten Wünschen für Ihr Wohl und Ihre Weihnachtstage, wie immer Ihr Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 11. Dezember 1897.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Es ist schon wieder vierzehn Tage, daß wir bei Lessing zusammen waren. Je mehr man aus Welt und Zeit aus-

*) Es handelt sich um die fünfte Auflage der Gedichte.

scheidet, um so rascher fliegt sie an einem vorüber. Seitdem haben wir nun in unsrem speziellen Bereich die „Frenzelfeier" gehabt, die morgen ihren Abschluß findet, und in bezug darauf schreibe ich. Ich habe am 6. in Frenzels Wohnung gefehlt und werde morgen am 12. im Kaiserhof fehlen. Das geniert mich ein wenig, aber ich kann es nicht ändern. Unter den vielen Berliner Festlokalen ist der Kaiserhof das furchtbarste. Die Seelenruhe, mit der der Berliner diese Fülle von Unbill aushält, ist großartig, und überhaupt erweist er sich, trotzdem er doch vorwiegend von Sem abstammt, darin ganz als Japhetit, Arier, Inder, daß er passive Tugenden hat und seinen eigentlichsten Heroismus im Ertragen zeigt. Er frißt die pappernsten Semmeln, hat immer Stiefel, die drücken, und sitzt in Festlokalen an der Mündungsstelle von drei Korridoren in einem wahren Gebläse von Zug. In dem Hochgefühl, auf sechs Stunden „Zeitgenosse" zu sein, nimmt er Kopfweh, dicke Backe, Rheumatismus ruhig mit in den Kauf. Verzeihen Sie diese Expektoration, aber der Berliner als „höherer Kulturmensch" (wofür er sich hält) ist nun mal mein Lieblingskapitel.

Und nun zurück zu Frenzel. Er wird überstürmt und mit seiner zu haltenden Rede mehr als beschäftigt sein, aber vielleicht finden Sie gegen Ende der Tafel doch Gelegenheit, ihm noch meine herzlichsten Grüße und zugleich mein Bedauern über mein Fehlenmüssen auszusprechen. Diese Berliner Festlokale sind nun mal plus fort que moi. Ihnen beim Fest viel Freude, Anregung und guten Appetit wünschend, wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Spielhagen.

Berlin, d. 1. Januar 1898.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Wie beschämend liebenswürdig wieder! Da gibt es über „Kollegenschaft" beinah so viel Witze wie über die Schwiegermütter (siehe „Fliegende Blätter", die ohne Schwiegermütter eingehen müßten) — und wenn Gott den Schaden besieht, kommt einem alles Heil, alle wahre Stütze von der Kollegenschaft. Allenfalls noch von der Judenschaft. Aber wo bleibt der Adel deutscher Nation!

Freilich ein Undank, wenn ich auf die famose Karte*) blicke (die ich natürlich auch Ihnen verdanke), darauf — beinah so sichtbarlich wie Otto Erich Hartleben — die gute liebenswürdige Exzellenz v. Dincklage prangt. Diese Karte war mir eine große Freude. Das Buntgewürfelte darin erfüllt mein Herz mit Hoffnungen für die Zukunft. Denn vorläufig sind wir den Indern an Kastengeist über. Mit besten Dank, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Georg Hirschfeld.

Berlin, d. 3. Januar 1898.
Potsdamer Straße 134 c.

Empfangen Sie, hochgeehrter Herr, meinen schönsten Dank für Ihre Geburtstagswünsche, verspätet oder nicht.

*) Die „Literarische Gesellschaft", deren Vorsitzender Friedrich Spielhagen war, hatte Th. F. zu seinem achtundsiebzigsten Geburtstag beglückwünscht. — Friedrich Freiherr v. Dincklage-Campe, Generalleutnant z. D., der sich auch als Schriftsteller betätigte (unter dem Pseudonym Hans Nagel v. Brawe), gehörte der Tafelrunde in Schloß Dreilinden an. Vgl. „Fünf Schlösser" (Berlin 1889) S. 400.

Sie fehlten ja mit der denkbar besten Entschuldigung, denn „Effi Briest“ ist immer besser als ein achtundsiebzigster Geburtstag. Und nun ergehe es Ihnen gut im neuen Jahr, und eilen Sie von Erfolg zu Erfolg. Aber nicht zu eilig. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Karl Eggers.

Berlin, d. 4. Januar 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Senator.

Ihr Brief ragte natürlich wieder bergehoch über das herkömmliche Gratulationskleinzeug hinaus, und gleich selbstverständlich sind Sie dafür der letzte, dem ich Dank sage. Der Mensch bleibt nun mal eine undankbare Bestie. Zu diesen Undankbarkeiten gehört auch, daß ich Ihren 7. Juni jetzt mit einer gewissen Regelmäßigkeit vergesse, trotzdem Ihr treues Gedenken mir ein besseres Aufpassen beibringen sollte.

Zum Guten rechne ich es mir an, daß im Moment, wo Sie mir Ihren lieben Brief stifteten, die Nachricht von der „Anzahlung“ eintraf, was doch immer ein süßer Klang ist, und in diesem Falle wohl doppelt. Denn Karlsbad 11 mit seinem dunklen Baum davor (wenn er noch steht) war doch seit geraumer Zeit ein Schmerzenskind. Hoch der Karthäuser, der so weit über das hinauswächst, was sein Name erwarten läßt. Und dabei Landschaftsmaler*)! Man soll einen Menschen nie ganz aufgeben, er heiße, wie er wolle, oder er sei, was er wolle.

Sie nennen mich in der Überschrift „Konfrater im

*) Das Haus „Am Karlsbad 11“, das Karl Eggers besaß, war an den Kunstmaler C. F. Karthaus verkauft worden.

zerschellten Rütli" — wobei denn das Institut selbst vor meiner Seele aufsteigt. Wohl Ihnen, daß Sie 'raus sind. Die Mühen, die ich, als bekannter Drückeberger, davon gehabt habe, waren jederzeit sehr gering, aber ein gewisses unangenehmes Gefühl, das mich als „Beisitzer" durch mehr als sechzig Jahre begleitet hat, war oft sehr stark. Wenn es jemals eine elende, fast ausschließlich auf Bettel- und Hochstaplertum eingerichtete Hilfs- und Unterstützungswirtschaft gegeben hat, so den „Zweigverein der Berliner Schillerstiftung". Wir sind Armenkommission, weiter nichts. Vor ein paar Tagen erhielt Frau v. W. wieder hundert Mark. Ich würde ihr gern tausend gönnen; aber die gute Gnädige war eine Köchin und ihr Mann ein stark verbummelter Vielschreiber dritten Ranges. Danken Sie, um es noch einmal zu sagen, Gott, daß Sie aus der Geschichte raus sind. In Berlin kriegt alles einen Kommißstempel; auch das. Und nun mit herzlichen Grüßen wie immer

Ihr alter Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 6. Januar 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Wofür ich mich bei Ihnen zu bedanken habe, hab' ich im Detail schon wieder vergessen, so mannigfach war es; nur die Christmasnummer ragt in ihrem Bunt aus dem großen Grau hervor. Diese Christmasnummer („Graphic") hatte die alten Vorzüge und Schwächen. Alles Technische — wohin ich auch die Versemacherei, soweit sie „Macherei" ist, rechne — vorzüglich; im übrigen aber alles erfindungsarm, alles die alte, herkömmliche Geschichte. Unsere ganze moderne Produktion krankt daran. Alles ist Nachahmung, und das,

was nicht Nachahmung ist, was sich à tout prix auf die eigenen zwei Beine stellen will, das ist — mit verschwindenden Ausnahmen — vollends nicht zu brauchen. Ich kann mit Ausnahme des Technischen und Naturwissenschaftlichen (wiewohl auch da die großen Dinge der Vergangenheit angehören) nirgends einen Weltfortschritt wahrnehmen. Die Kanonen und Gewehre werden immer besser und scheinen die Fortdauer europäischer „Zivilisation im Pizarrostil“ vorläufig noch verbürgen zu wollen. Aber es geht auch damit auf die Neige. Die nichtzivilisierte Welt wird sich ihrer Kraft bewußt werden, und der große Menschheitsauffrischungsprozeß wird seinen Anfang nehmen. Eigentlich sind wir schon in der Sache drin.

Am bedrohtesten ist England, weil es seine Flügel über die Erde hin am weitesten ausgebreitet hat. Überall schwere Gefahr. Aber wie immer, wenn die Gefahren sich mehren, ja, wenn „decay and fall“ als Möglichkeiten am Horizonte sichtbar werden, raffen sich die Völker noch mal zu größten Leistungen auf, und so finde ich denn auch die Haltung Englands im gegenwärtigen Augenblicke geradezu bewundernswert. Daheim in einer schweren, in ihren Folgen ganz unberechenbaren Krisis, in Indien, in Afrika, in China entweder in seinem Besitzstand oder doch in seinem „Prestige“ bedroht, von allen beargwohnt und gehaßt, von keinem geliebt oder sekundiert, zeigt es trotzdem in seiner Haltung keine Spur von Unruhe; teilt die Fragen nüchternen Sinnes in „große und kleine“; schiebt die kleinen beiseit' oder bequemt sich zu Konzessionen; ist aber bereit, für die großen Fragen zu kämpfen und seine Existenz an die Fortdauer seiner gegenwärtigen Machtstellung zu setzen. Das hat auch für den Fremden etwas Erhebendes und in dem großen Stil des Vorgehens ein Etwas, das einen mit Neid erfüllen kann. Ist mein Blick in die Zukunft richtig,

so zieht das Gewitter diesmal noch vorüber. Die Wolken sind noch nicht geladen genug. Die Regierungen führen noch das Wort, nicht die leidenschaftlichen Volksempfindungen. Sprechen aber erst diese mit, so werden wir furchtbare Kämpfe haben, nach deren Abschluß die Welt und die Landkarte anders aussehen wird als heut. Wie immer in aufrichtiger Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Auguste Scherenberg.

Berlin, d. 25. Januar 1898.
Potsdamer Straße 134 c.

Wieder, hochgeehrtes Fräulein, bin ich wegen der Adresse der Frau Leo Goldammer*) oder — wenn sie nicht mehr lebt — wegen Adresse sei's des Sohnes sei's der Tochter in Verlegenheit. In den Angaben des Wohnungsanzeigers kann ich mich nicht zurechtfinden. Die Tochter führt wahrscheinlich einen ganz andern Namen, und den Sohn kann ich nur finden, wenn ich sein Amt oder seine Lebensstellung kenne. Vielleicht können Sie aushelfen wie so oft. Die andern Goldammers wollen nämlich den Bäcker abschütteln, und das ärgert mich. Mit besten Wünschen für Ihr Wohl, in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Benno Kaehler.

Berlin, d. 29. Januar 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr.

Es tut mir leid, Ihnen Ihr Manuskript, ohne gelesen zu haben, zurücksenden zu müssen. Ich bin achtundsiebzig

*) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig", Ges. Werke II, 3 S. 88.

und habe keine Kräfte mehr, mich um die junge und jüngste Produktion zu kümmern. Vielleicht darf ich sagen, daß ich jahrzehntelang nach dieser Seite hin das Meine getan habe — jetzt kann ich nicht mehr. Es gibt Rüstigere, die zugleich auch die Zeitgemäßeren sind. Denn mein Geschmack neigt dem Altmodischen, einer früheren Epoche zu.

Ganz ergebenst

Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Berlin, d. 2. Februar 1898.
Potsdamer Str. 134c.

Teuerster Doktor.

Besten Dank für Ihre freundlichen Worte. Der Wind hat sich hier gedreht, fast so heftig wie draußen. Ich bin ganz krank und verbringe meine Nächte mit Gebell. Könnte mich ein in der Horizontale gehender Lift auf eine Bank bei Monte Carlo niedersetzen, so erholte ich mich vielleicht in acht Tagen. So muß ich noch drei Monate weiter bellen. Und auch das ist noch nicht das Schlimmste.

Heute früh habe ich Schlenthers Antrittsrede*) gelesen. Ich habe nun drei seiner Reden (nach allem, was ich höre, nur ein schwacher Bruchteil) innerhalb seiner Abschieds- und Antrittswoche vernommen und bin die helle Bewunderung. Alles fein, geistvoll und sogar liebenswürdig. In dem heute Gelesenen sind aber doch Stellen, die mir eine kleine Sorge machen.

Meine Frau grüßt bestens und ist traurig, daß ich ihr mit meinem Elendszustand einen Strich durch die

*) Schlenther war zum Direktor des Wiener Burgtheaters ernannt worden.

Rechnung mache. Altes Berliner Kind, geht ihr eine Plauderei mit netten Schauspielern über alles.

In vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Georg Friedlaender.

Berlin, d. 3. Februar 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seit Wochen liegt das Kuvert mit Adresse und Groschenmarke in meinem Briefkasten und mahnt mich jeden Tag, Ihnen zu schreiben und das zugesagte Buch (Neudruck meiner Gedichte) an Sie gelangen zu lassen. Nie kam ich dazu, weil ich ein Manuskript (den zweiten Band meiner „Lebenserinnerungen" unter dem Titel „Von Zwanzig bis Dreißig") abzuliefern hatte. Heute glückt es, daß ich zum Schreiben komme, leider mehr aus Schlimmem als aus Gutem heraus. Ich bin seit einer Woche krank, und weil die Kräfte nur eben noch bis zur Erledigung von Briefen reichen, so kommen diese jetzt an die Reihe. Das Gedichtbuch schicke ich uneingebunden, weil ich weiß, daß Sie Einbände nach eigenem Geschmack vorziehen. In meiner Reizbarkeit ärgere ich mich, sowie ich das neue Buch in die Hand nehme, weil es in seiner Erscheinung so echt berlinisch wirkt d. h. also nicht geradezu schlecht, aber mittelmäßig, jedes gefällig Wirkenden entkleidet.

Ich weiß nicht, ob es Ihnen ebenso geht, aber für mich haben Bücher Physiognomien wie die Menschen, und während mir die eine Physiognomie gefällt, ärgert mich die andere. „Cheap and nasty" hat Reuleaux von der deutschen Produktion gesagt, und dies Wort hat ihn gestürzt. Aber das Wort ist richtig, und Reuleaux ist als eine Art Wahrheitsmärtyrer abgetan worden.

Und nun erst gar die Berliner Produktion! Jede Semmel ist pappig, jedes Stück Fleisch schmeckt nach Kellermuff, und kein Buchbinder kann ein Buch hübsch einbinden. Die Deckel stehen immer ab. Als unser Zeitungs-Lessing die Prachtausgabe der Werke seines großen Ahnen veranstaltete, floh er schließlich nach Leipzig, um dort einen Buchbinder zu finden. So mit allem hier. Und dabei der unerträglichste Dünkel. Sie können hier nicht einmal eine Lederkappe über ein feines Flacon binden.

Sie sehen, ich bin etwas vergrätzt. In manchem gewiß mit Recht. Aber ich gebe zu, Stimmung und Alter wirken mit. Louis Schneider, wenn er auf der „Kreuzzeitung" gefragt wurde: „Wie steht es denn mit dem?", antwortete immer: „Gott, wie soll es mit ihm stehen? Er wird alt, also wird er unausstehlich." Daran muß ich jetzt oft denken.

Die neuen Gedichte in dem Bande fangen mit S. 67 an. Ich halte das zweite der neuen Stücke „Lurenkonzert" für das beste.

Empfehlen Sie mich Ihren Damen aufs angelegentlichste. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 3. Februar 1898.
Potsdamer Straße 134 c.

Teuerster Pietsch.

Die neue Auflage meiner Gedichte, von der Ihnen meine Tochter, glaube ich, erzählt hat, gebe ich gleichzeitig mit diesem Postbrief bei der Paketfahrt auf, um zwanzig Pfennige zu sparen. So mäßig ist man in seinem Hause. Denn ich schicke nie was mit der Paketfahrt, wenn ich es

nicht für angezeigt halte, mich einem höheren, zwanzig Pfennige sparenden Hauswillen unterzuordnen. Im Grunde läßt sich ja auch nichts dagegen sagen und ist es recht eigentlich dieser Zug, der einen vor dem débâcle bewahrt hat.

Die zehn oder elf neuen Gedichte fangen mit S. 67 an. Das zweite davon „Lurenkonzert" ist mein besonderer Stolz und sei Ihnen ans Herz gelegt. In alter aufrichtiger Ergebenheit

Th. Fontane.

An Elisabeth Scherz.

Berlin, d. 4. Februar 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochverehrte Frau und Freundin.

Empfangen Sie unsere herzlichsten Glückwünsche zu der Verlobung Ihres Erich, zugleich mit der Bitte, dem Brautpaare wie dem Herrn Obersten und Frau Gemahlin unsere Gratulationen aussprechen zu wollen. Die Linie Scherz-Kränzlin darf ja nun hoffen fortzubestehen.

Wie lange, daß wir nicht von Ihnen gehört! Hoffentlich ist aller Glück und Befinden das beste und herrscht Freude in Trojas Hallen. Mit uns geht es leidlich, und in Anbetracht unserer Jahre sollte man wohl eigentlich von gut sprechen. Achtundsiebzig sind in sich so anspruchsvoll, daß die sonstigen Ansprüche aufhören.

Unter ergebensten Empfehlungen an Sie, Brautpaar und das schwiegerelterliche Haus in alter dankbarer Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 5. Februar 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Unter Ihren letzten freundlichen Zusendungen, für die ich bestens danke, haben mich zwei ganz besonders interessiert: die „Star"-Nummer zum zehnjährigen Jubiläum und die vor ein paar Tagen empfangene Nummer des „Morning". Dieser „Morgen" wirkt schon dadurch, daß er jeden ordinären Zusatz, wie beispielsweise „Advertiser" oder „Chronicle", verschmäht und in grandioser Einfachheit auftritt — nur „Morgen".

Zunächst der „Star". Es berührte mich doch ganz eigentümlich, meinen alten Bekannten Marcus Stone bildnerisch die Hauptrolle darin spielen zu sehen. Die Familie Merington, mit der wir vor gerade vierzig Jahren in Camden Town freundschaftlich verkehrten, war mit der Malerfamilie Stone (auch schon der Vater war Maler) aufs herzlichste befreundet. Der Alte, ein wenig eitel, ließ sich nicht oft sehn. Desto häufiger die drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn. Die zwei Töchter waren bildschön, beide typisch englisch, trotzdem sie grundverschieden waren (die eine schwarz, die andere feuerrot). Der Sohn war Marcus, damals zwanzigjährig. Er ist also jetzt ein Sechziger, und wenn er sich in seinem Selbstporträt nicht absichtlich verjüngt hat, so muß ich sagen: er hat sich brillant konserviert. Was noch wichtiger ist: er sah in seinem Bilde mit der Palette in der Hand auch heiter und glücklich aus. Ich weiß, daß er zu den besten Malern gehört. Dann und wann seh ich hier Bilder von ihm. Eines: ein Liebespaar oder ein Paar, das auf dem Punkte steht, sich zu verloben, Kostüm der Revolutionszeit, Gartentisch, ein

mächtiger Baum ihnen zu Häupten, ist sehr hübsch. Doch glaube ich, er hat eine Neigung, sich zu sehr auf einem Felde zu bewegen. Jedenfalls war ich hocherfreut, ihm im „Star“ zu begegnen.

Und nun geht der Morning auf. Ich denke mir, Sie haben mir diese Nummer wegen des Artikels „The hungry Hohenzollerns“ geschickt, und ich bin Ihnen dankbar dafür, weil mir der Artikel wieder ein Musterbeispiel ist, wie weit sich nationale oder, was mir viel wahrscheinlicher ist, wie weit sich Parteigegensätze verirren können. Ich glaube nämlich nicht, daß diesen Artikel ein Engländer — gleichviel ob er die Hohenzollern haßt oder nicht — geschrieben haben kann. Ein Engländer, weil ihn die ganze Geschichte doch schließlich nur mäßig in seinem Gemüt beschäftigt, wird sich durch ein bestimmtes Maß von Unbefangenheit am Niederschreiben solchen boshaften Unsinns immer gehindert sehen. Etwas, was so falsch und so gehässig ist, kann nur von einem gegen Preußen und die Hohenzollern gereizten Deutschen geschrieben werden, also mutmaßlich von einem hannöverschen Welfen. Ich darf Ihnen versichern: der jetzt in unserem Lande blühende Borussismus ist sehr wenig nach meinem Geschmack, und wenn ich gewisse Reden lese, so wird mir bei diesem Rückfall in Anschauungen, die noch über die Stuartanschauungen Jakobs II. hinausgehen, himmelangst. Aber das nehme ich auf den Diensteid, daß der Große Kurfürst, der sogenannte „Soldatenkönig“ (Friedrich Wilhelm I.) und der alte Fritz nicht bloß famose Kerle gewesen sind, sondern daß ihr Tun, weit über alles Selbstische hinaus, auch im Dienste großer Ideen, vor allem der Bekämpfung des Katholizismus gestanden hat. Nirgends in der Welt weiß man dies besser als in England, und nirgends in der Welt ist dies in höherem Grade (selbst mehr als bei

uns selbst) anerkannt worden als in England. Denn es deckte sich mit den Grundsätzen der englischen Politik. Ich darf dies um so mehr hervorheben, als ich persönlich gegen alle antikatholische Politik bin. Aber jedenfalls, falsch oder richtig, war immer eine Idee da, nach der die Hohenzollern zwei Jahrhunderte lang ihre Politik getrieben haben. Wie immer in vorzüglicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 21. Februar 1898.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Zu meinem lebhaften Bedauern habe ich gestern gehört, daß es Ihnen seit vierzehn Tagen nicht gut geht. Ganz mein Fall. Aber wie bin ich bevorzugt. Ich lege die Hände in den Schoß oder drehe die Daumen. Dabei kann man's aushalten, während Sie zweimal täglich eine Zeitung fertig zu machen haben. Und doch wie glücklich — wenigstens in meinen Augen — sind auch Sie wieder, wenn ich Ihr Leben und Tun mit dem von Schmidt-Cabanis vergleiche, der jede Woche zweiundvierzig Witze (sechs pro Tag) zu machen hat, um sie am Sonnabend der Berliner Welt zu Füßen zu legen. Ich würde noch jetzt mit achtundsiebzig lieber in Friesjacke und Ballonmütze Holz sägen, als zweiundvierzig Witze machen, die keine sind. Witze, die jedes Ernstes entbehren, sind etwas Furchtbares, und neben solchem Witzfabrikanten ist ein Agrarier eine sittliche Größe, jedenfalls ein zu begreifender, natürlicher Mensch. Ihr Porträt am Waschfaß ist verhältnismäßig ganz gut, „aber was soll der Unsinn"? Ich bin unfähig, mich drin zurechtzufinden.

Gestern las ich — ich weiß nicht mehr, ob in der „Vossin“ oder im „Börsencourier“ — Herr v. Sonnenthal habe Herrn v. Plappart*) (merkwürdiger Name) auf seine verbindliche Ansprache diplomatisch geantwortet: „Es muß alles gut gehen, weil eine höhere Hand uns leitet.“ Wie fein. Man weiß nicht, meint er den lieben Gott oder Plappart oder unsern Schlenther. Von letzterem weiß ich nur wenig, trotzdem wir seine liebenswürdige und plauderhafte kleine Frau gesprochen haben. Er wird so beneidet. Ich beneide ihn nicht. Es muß ein Hundevergnügen sein, und manche Schwierigkeiten spotten aller Klugheit.

Der arme Nordau muß jetzt scharf 'ran. Auch das wäre nicht meine Sache. Freilich bin ich auch kein Zionsbruder.

Mit besten Wünschen für Ihr Wohl in vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 7. März 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Mein elender Zustand, der mich viele Wochen gequält hat, dauert zwar noch an, aber ein bißchen Besserung ist doch da, so daß ich einen ersten Versuch mache, mal wieder einen Brief zu schreiben.

Aus Ihren freundlichen Zeilen ersah ich, wie gereizt man in England gegen uns ist, und welch langes Sündenregister man uns vorhält. Einige Punkte (Jameson) fallen, glaub ich, aus, weil die Geschichte bereits ihr Wort darüber

*) Freiherr Plappart v. Leenheer war zum Leiter der Generalintendanz der Wiener Hoftheater ernannt worden.

gesprochen hat. Aber andere Punkte bleiben, und auf diese verbleibenden Punkte — deren relative, weil traditionell begründete Berechtigung ich zugeben will — möchte ich antworten.

Die Wurzel alles Übels und aller Anklage liegt einfach darin, daß man in England das Faktum einer ungeheuren politischen Veränderung, die sich auf dem Kontinent vollzogen hat, entweder nicht sieht oder nicht sehen will. Deutschland, Österreich und Preußen mit eingerechnet, waren Trabantenstaaten, die seit zwei Jahrhunderten abwechselnd im Fahrwasser von Rußland oder England fuhren. Unter Friedrich dem Großen sah es so aus, als sei Preußen, und unter Metternich, als sei Österreich eine leitende Macht. Und dies war auch momentan richtig. Aber dieser momentane Herrschaftszustand wurzelte in Zufälligkeiten (etwa wie Schweden unter Gustav Adolf), nicht in den realen Machtverhältnissen. In Wirklichkeit waren die Stammes- und Völkergruppen zwischen Rhein und Weichsel, zwischen Donau und dem nördlichen Küstengelände machtlos, weil sie zersplittert und in beständiger Fehde gegeneinander waren. Der Haß untereinander war viel größer, als gegen irgendeinen äußeren Feind. „Lieber französisch, als preußisch", habe ich die Nichtpreußen in Deutschland wohl hundertmal ausrufen hören.

Das war der alte Zustand vor 1864, 1866 und 1870. Aber mit diesem alten Zustand — trotz beständiger Fehler, die begangen werden — ist gründlich aufgeräumt, und statt fünfzig Millionen Deutscher, die sich untereinander auffraßen, sind jetzt fünfzig Millionen Deutsche da, die dieselben nationalen Ansprüche erheben, die man bei andern Völkern als natürlich und selbstverständlich ansieht. Dies ist der ungeheure Umschwung, der sich vollzogen hat, und mir tun die Völker leid, die sich nicht entschließen können,

mit diesem Umschwunge zu rechnen. An der Spitze die Franzosen mit ihrem lächerlichen Revanchegeschrei! Diese Revanche kommt nie. Was kommt, sind neue Niederlagen. Und auch England muß sich in diesen total veränderten Zustand der Dinge schicken. Es würde England wenig nützen, unsere paar Schiffe in den Grund zu bohren. Wer im Glashause wohnt, darf nicht mit Steinen werfen. Deutschland ist aus der Vormundschaft heraus, und es bleibt nichts andres übrig, als es seine eigenen Wege gehen zu lassen, auch wenn diese Wege den Erwartungen und Interessen anderer widersprechen. Findet man sich in diesem Neuzustande zurecht, so wird wieder Freundschaft und Friede sein. Wie immer in herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 13. März 1898.
Potsdamer Str. 134c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Zum Geburtstage morgen meine herzlichsten Glückwünsche: Kraft, Geduld und möglichst wenig Ärger. Der letztere Wunsch ist der Hauptwunsch. Nichts nimmt so mit, wie dieser schlechteste Genoß, der einen um Schlaf und Freude bringt. Es zählt zu den paar Bevorzugungen die mir zuteil wurden, daß ich ihm meistens (allerdings immer nur durch Flucht) aus dem Wege gehen konnte.

Meine Frau vereinigt ihre Glückwünsche mit den meinigen.

Mit meiner Gesundheit geht es seit ein paar Tagen etwas besser, aber ein elender Schwächezustand ist immer noch da und zwingt mich, auf alles Leben draußen zu ver-

zichten. Mittags suche ich die Sonne auf und umkreise den Leipziger Platz.

Läßt Schlenther von sich hören? In den Zeitungen ist es still geworden, wozu man ihn beglückwünschen darf. Nur nicht jeden Tag in den Mäulern der Leute sein! Nochmals ein Glückauf zum neuen Jahr.

Wie immer in herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 14. März 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Der gesundheitliche Halbzustand, in dem ich mich befinde, reicht nur gerade für einen Brief aus, und so bin ich in der angenehmen Lage, Ihnen rascher als sonst für Ihre letzte freundliche Sendung („Illustrated London News") danken zu können. Zwei Dinge haben mich besonders interessiert: Bovril*) und Max Müller. Der Gedanke, den echten Bovril dadurch zu empfehlen, daß sich ein Irregeleiteter von dem falschen Bovril schaudernd und mit dem Ausdruck tiefsten Degouts abwendet, ist beneidenswert glücklich. Mein lieber alter Freund Max Müller in seiner Galauniform sieht genau aus wie ein kontinentaler Diplomat. Er hat hier einen Kopf, der sehr an den von Thiers erinnert. Das Buch, an das die neben dem Bilde stehende Kritik (ein klein wenig spöttisch gehalten) anknüpft, habe ich in einzelnen Kapiteln, die in der Zeitschrift „Cosmopolis" abgedruckt waren, wenigstens stellenweis gelesen. Alles, was er über Froude, Kingsley, Tennyson

*) Bovril ist der Name eines Fleischextrakts.

sagt, hat mich damals sehr interessiert und machte neben anderm auch dadurch einen Eindruck auf mich, daß die Wendung: „he struggled hard“ verschiedentlich wiederkehrte. Die Sache steigerte sich aber noch, als ich zuletzt an ein Kapitel kam — ich las die Kapitel kreuz und quer durcheinander — worin von seinen Jugendbekanntschaften die Rede war*). Hier ward auch meiner liebenswürdig Erwähnung getan, aber ich mußte herzlich lachen, als ich mit einem Male auch da der Wendung begegnete: „he struggled hard.“ Hinzugesetzt war, daß vielleicht mehr aus mir geworden wäre, wenn mich das beständige „hard struggling“ nicht zurückgehalten hätte. Darin hat mir nun aber Müller, oder noch mehr meinem Schicksal, unrecht getan. Das mit dem „struggling“ hat äußerlich seine Richtigkeit; aber auch wenn ich weniger „gestruggled“ hätte, mehr wäre doch nicht aus mir geworden. Das Bißchen, was in mir war, ist auch so rausgekommen. Ich habe mein Schicksal nicht anzuklagen.

Die politischen Schwierigkeiten Englands — und „Schwierigkeiten“ ist noch ein mildes Wort — verfolge ich mit dem höchsten Interesse. Der Zeitpunkt, von dem ich Ihnen früher öfter gesprochen, ist schneller herangekommen, als ich erwartete. Die Streitereien mit Deutschland, auch die mit Frankreich, sind zu einer Nullität herabgesunken und „the Mede is at the gate“. Ich weiß nicht, wie England da heraus will. Von „Krisis“ läßt sich dabei nicht sprechen. Eine Krisis ist etwas Vorüber-

*) F. Max Müller, „Literary recollections“ in der Internationalen Revue „Cosmopolis“. (Herausgeber F. Ortmans.) Berlin und Wien 1896 ff., Bd. 4 S. 626 ff. und Bd. 5 S. 19 ff. Wieder abgedruckt in dem Buch F. Max Müller: „Alte Zeiten — Alte Freunde“. Lebenserinnerungen. Übersetzt von H. Groschke (Gotha 1901). S. 39 ff. und S. 54.

gehendes. Was aber jetzt da ist, ist ein Bleibendes. Rußland steht unmittelbar im Norden von China und, was noch schlimmer, auch unmittelbar im Norden von Indien. Es kann, wenn es will, jeden Tag in China oder Indien einbrechen. Und wenn England zehn Trafalgars übereinander türmt, es wird dadurch nicht anders. Was Lord Roberts vorschlägt: „Unterwerfung der Grenzstämme à tout prix" ist unter allen Vorschlägen immer noch das Beste, weil es dem übermächtigen Feind den Kampf erschwert, die drohendste Gefahr wenigstens hinausschiebt. Aber ich sehe nicht, wie diese Gefahr überhaupt beseitigt werden soll. Die Eisenbahnen, die Weltverkehrsverhältnisse haben neue Weltlagen geschaffen, alle zu Ungunsten Englands.

Wie immer in vorzüglichster Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 22. März 1898.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Sie gehen mit dem armen Paul Mahn doch strenger ins Gericht als nötig. Es ist alles nicht so schlimm, wie's aussieht. Mein Ideal sind diese Verschnörkelungen und nach vormärzlicher Philosophenschule schmeckenden Wortbildungen auch nicht, aber es ist doch zuzugestehen, daß immer was dahinter steckt, daß ein wirklicher und oft sogar sehr guter Gedanke darin zum Ausdruck gebracht werden soll. Außerdem ist ihm doch vielleicht noch eines anzurechnen (und kann gerade Sie mit ihm versöhnen), das nämlich, daß er gegen den unheimlichen Ibsenkultus vielleicht mehr Front macht, als sich ihm anschließt. Ibsen mag die größere Natur, die stärkere Persönlichkeit, das überlegene bahn-

brechende Genie sein, dichterisch steht mir Gerhart Hauptmann höher, weil er menschlicher, natürlicher, wahrer ist. Da quatscht jetzt jeder von Ibsens Wahrheit, aber gerade die spreche ich ihm ab. Er ist ein großer epochemachender Kerl, aber mit seiner „Wahrheit" kann er mir gestohlen werden. In der Mehrzahl seiner Dramen ist alles unwahr. Die bewunderte Nora ist die größte Quatschlise, die je von der Bühne herab zu einem Publikum gesprochen hat. Das „Festheft" *), drin sich die Ibsenschwärmer verewigt haben, ist eine Ansammlung von Blödsinn, wenigstens der Mehrzahl nach. Obenan stehen die Skandinaven. Dann kommt R. V., der im Sommer in seiner Gebirgsvilla Alençonspitzen an seinen weißen Kniehosen trägt. Ich bin dann immer froh, daß meine Haushosen ein Loch überm Knie haben. Was ich mal Schlenther gesagt habe: „Nach dreißig Jahren (hoch gerechnet) ist Ibsen der Komik verfallen" — diesen Satz halte ich aufrecht. Daneben läuft eine ganz aufrichtige Bewunderung für das, was der Mann getan hat.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 29. März 1898.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Besten Dank für Ihre freundlichen Worte. Mehlisch war schon hier, und wir hatten unser Heldengespräch. Ich

---

*) Zur Feier des siebzigsten Geburtstages Ibsens am 20. März 1898 wurde in Berlin ein Fest veranstaltet. Dazu erschien ein von der „Freien Bühne" herausgegebenes Büchlein, das Äußerungen in Poesie und Prosa von sechsundsiebzig deutschen Schriftstellern, Künstlern und Gelehrten über die Bedeutung Ibsens enthielt.

wurde dabei den Eindruck nicht los, daß wir Schaal und Stille, die beiden Friedensrichter in Shakespeares „Heinrich dem Vierten“, seien, die sich als ganz verflixte Kerle was vorrenommieren. Er war mir aber über.

Über Mehlisch-Sarre habe ich den Frankfurt am Mainer ganz vergessen. Mit der Sechspfünderkugel (ich habe lang und breit darüber geschrieben — „Herr Aptheker, wat kost't denn die Pille?“) hat es seine Richtigkeit*). Übrigens fangen die Erinnerungen an den 18. März an, scheußlich langweilig zu werden. Eine Unsumme von Richtigkeiten türmt sich auf. Als historisches Ereignis war es eine große Sache, als Heldenleistung urschwach. Scharmützel. Unsere Enkel werden erst die wirkliche Schlacht zu schlagen haben. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Wilhelm Hertz.

Berlin, d. 31. März. 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Sehr geehrter Herr Hertz.

Man spinnt sich immer mehr ein, der persönliche Verkehr hört auf und der briefliche beinah auch. Dann und wann meldet man sich noch, weil man was wünscht, oder weil andere was wünschen.

---

*) Vom 8. März 1898 an brachte die „Vossische Zeitung“ siebzehn anonyme Aufsätze über den Aufstand in Berlin im Jahre 1848. Von der Sechspfünderkugel erzählt Th. F. in „Von Zwanzig bis Dreißig“, Gesammelte Werke II, 3 S. 249. Sie war in das Haus der Jungschen Apotheke, in der er Gehilfe war, eingeschlagen und blieb den ganzen Sommer über in dem Eckpfeiler stecken. Der Berliner Witz bezeichnete sie als Pille und knüpfte die oben mitgeteilte Frage daran.

So ist eine „Gedichte“-Not bei mir ausgebrochen, und ich möchte ganz ergebenst bitten, mir sechs gebundene Exemplare zu schicken.

Wie geht es bei Ihnen, mit Ihnen? Ich stelle die Frage immer mit einer kleinen Sorge, weil ich mich erinnere, daß Sie die Wiederkehr höchst fataler Dinge nicht für ausgeschlossen erklärt haben. Hoffentlich nur, um gegen das Schicksal eine Verbeugung zu machen und dadurch hinten 'rum seine Gunst zu gewinnen. Täglich komme ich jetzt an Ihrer alten Wohnung, Leipziger Platz 5, vorüber und sehe mitunter Geheimrat Siegmund*) hineinschlüpfen, dem am 18. März seine Schwester seine Visitenkarte heimlich in die Westentasche gesteckt hatte, damit er als „Gefallener“, worauf sie rechnete, wenigstens richtig abgeliefert werden könne. Er lebt noch. Und wir beide auch noch. Sei es noch so eine kleine Weile. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An James Morris.

Berlin, d. 13. Mai 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Es ist hohe Zeit, daß ich mich für eine ganze Fülle freundlicher Zusendungen bedanke. „The wide World“ mit der sehr richtigen Versicherung „truth is stranger than fiction“, dazu „Country Life“, „Men of the Day“ und Pictures of the Royal Academy — alles hat mich lebhaft interessiert. Die verschiedenen Porträts in „Men of the Day“ sind vorzüglich gelungen, Balfours Kopf

*) Ein bekannter Berliner Arzt, dessen Schwester Georg Herweghs Gattin war.

klug und ansprechend. Am meisten aber fesseln mich immer die Köpfe, die den nationalen Typus am frappantesten zum Ausdruck bringen, so beispielsweise von Professor Blackie (der richtige Scotsman) und Reverend Baring-Gould. Das Bildnis von Miß Faudel-Phillips (in „Country Life") ist sehr anziehend; wohl eine schöne Jüdin, aber aus der Gruppe, wo die „Rasse" anfängt, sich nach der Umgebung zu modeln. In den Schlössern und schloßartigen Villen, die in „Country Life" als „to be let" angeboten werden, möchte ich meine Sommermonate nicht verbringen. Da ziehe ich kleine Tagelöhnerhäuser im schlesischen Gebirge mit Schweinestall und Misthaufen weit vor. Überhaupt, nur das Natürliche lockt mich, nicht das Aufgesteifte. Das „Vornehme" zu kultivieren, was ich durchaus gelten lasse, kann immer nur Aufgabe weniger sein. Es gehört ein Talent und ein Drill dazu, in Warwick-Castle angenehm leben zu können. Dazu kommt noch, daß die wirklichen Grandseigneurs auch nicht einmal an das „Vornehme" heran wollen. Prinz Friedrich Karl, der Sieger von Mars la Tour, wohnte im königlichen Schloß. Aber sieben Achtel des Jahres saß er in einer Bretterbude und schlief in einem Zimmer, drin kein Unteroffizier oder Policeman sich einquartieren würde. Besonderes Interesse haben mir wieder die „Pictures from the Royal Academy" gewährt, trotzdem ich keineswegs mit allem einverstanden bin. Obenan im Werte steht wieder das Landschaftliche, und zwar um so mehr, je mehr es alle Zutaten und Extras vermeidet. Die ganz einfachen Sachen, die nicht klüger und besser als Gainsborough sein wollen, sind die schönsten. So z. B. „Through the Forest" von C. E. Jonson. Die historischen Sachen sind meist langweilig, besonders die „Gordons und Greys bei Waterloo". Alles, was an Patriotismus oder gar Chauvinismus appelliert, taugt nichts

in der Kunst. Es gibt von dieser Regel nur wenig Ausnahmen. „James II. bei La Hogue" ist solche Ausnahme nicht. Das virtuose Überwinden von Schwierigkeiten schafft noch kein erfreuliches Bild.

Mit Politik will ich Sie heute nicht wieder quälen, obschon die Sachen zu meiner Freude so liegen, daß Deutschland bei Behandlung dieser diffizilen Dinge ganz ausscheidet. Wir haben keine Konflikte mit England und werden noch lange keine haben. Die relative Wertlosigkeit unserer Kolonien sichert uns vor Gefahren und kann höchstens zu einer lärmenden Kanonade von Leitartikeln führen. Es wäre schade, wenn um einer menschenfresserischen Insel im Pacific willen auch nur fünf Füsiliere totgeschossen werden sollten. England weiß denn auch recht gut, daß es so liegt, und ist nicht deshalb gereizt gegen uns, weil wir uns etwa habgierig oder feindlich verhielten, sondern einfach deshalb, weil wir freundschaftliche Dienstleistungen unterlassen. England sagt: „Wer nicht für mich ist, ist schon gegen mich." Aber in diesem Punkt ist nichts zu ändern. „Die schönen Tage von Aranjuez" sind ein für allemal vorüber. Es wäre schließlich für England auch gleichgültig, wenn Rußland nicht wäre. Der Moment ist nah, wo die Weltherrschaft an den weißen Zaren abgetreten werden muß. Eigentlich ist der Moment schon da. Nichts komischer als Harcourts Reden, der den armen Salisbury für all das verantwortlich machen will. Niemand ist dafür verantwortlich als die Weltgeschichte. Nichts dauert. Was ist aus dem Spanien Karls des Fünften geworden! Und schließlich ist doch alles gerecht. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

An Friedrich Stephany.

Berlin, d. 17. Mai 1898.
Potsdamer Straße 134 c.

Hochgeehrter Herr.

... Gegen Nora bin ich sehr, auch gegen andere Ibsengestalten, aber für einen Bekehrten dürfen Sie mich doch nicht halten. Ich bin Ibsen gegenüber fast ganz unverändert geblieben. In vorderster Reihe stehen doch Bewunderung und Dank, denn er ist ein großer Reformator unseres Bühnenwesens gewesen. Er hat neue Gestalten und vor allem eine neue Sprache geschaffen. Daß unter den Gestalten viele aus der Retorte sind, darf man ihm nicht so übelnehmen. Dafür war er — Apotheker.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An James Morris.

Weißer Hirsch bei Dresden,
3. Juni 1898.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Als ich gestern eben meinen Brief zur Post gegeben hatte, kam Ihre neue freundliche Sendung: „Illustrated London News.“ Ich kriegte beim Durchlesen kleine Gewissensbisse, wenn ich mir vergegenwärtigte, wieviel Ketzerisches ich unmittelbar vorher über das Illustrationswesen oder -unwesen geschrieben hatte. Zurücknehmen kann ich es freilich nicht, aber ich muß es doch einschränken, schon aus Klugheit, um Ihrer freundlichen Zusendungen, denen ich so viel Anregendes verdanke, nicht verlustig zu gehen. Ich war, als ich schrieb, noch ganz unter dem Eindruck der zwei Riesenbilder in den „Evening News“: die Prozession nach der Kirche hin und der Gottesdienst in der Kirche. Auf beide

Bilder passen, glaub' ich, meine Bemerkungen. Beide Bilder geben mir gar nichts. Ich sehe das Äußere und das Innere einer gotischen Kirche, drauf sich ein Zug zu bewegt und nachher auf Bänken sitzt. Das ist alles. Es belehrt mich nicht, es erhebt mich nicht, es unterhält mich auch nicht einmal. Denn es ist einfach langweilig. Ich bewundere nur ein äußerliches virtuoses Machenkönnen, aber das ist mir zu wenig.

Anders mit den „Illustrated London News". Einzelnes freilich, wie beispielsweise „Newspaper-Correspondents waiting outside Mr. Gladstones window" wirkt beinah komisch und „Reading Telegramms from royal and other personages" fast noch mehr. Aber daneben sind Sachen voll Schönheit, Rührung und Interesse (nur nicht die umbrellas). Am meisten Eindruck haben die vier „Appreciations in parliament" auf mich gemacht, erst das Bild, noch mehr die zitierten Worte. Von Freund und Feind so gefeiert werden, das ist das Schönste, was einem Menschen passieren kann. Und die Welt, die draußen steht, stimmt ein. Für die bloßen „Machthaber" liegt in dem Ganzen eine Lehre.

Lebhaft interessiert haben mich auch zwei Köpfe: in „Evening News" der Kopf von Dean Bradley und in den „Illustrated London News" der Kopf von Ihrem Kollegen Dr. W. Murray Dobie. Er hat mehr ein staatsmännisches als ein ärztliches Gesicht und erinnert mich an einen Minister aus der Canning- und Lord Melbourne-Zeit. Täuscht mich nicht alles, so ist es der jugendliche Palmerston, der mir vorschwebt.

Dies alles wollte ich Ihnen doch noch schreiben, um mich nach Möglichkeit zu exkulpieren.

In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Otto Brahm.

Weißer Hirsch bei Dresden,
d. 10. Juni 1898.

Hochgeehrter Herr und Freund.

Unsere Seelen, wenn wir Ihrer gedachten (was häufiger vorkommt), suchten Sie natürlich in Lugano. Und nun vom Lido einen Gruß und auf einer Karte, von der eine zufällig anwesende Sächsin sofort höchst gebildet versicherte, „das sei der Palast Vendramin". Ich glaub' es aber nicht und habe einen andern in petto.

Vor drei, vier Tagen brachte uns eine Notiz in der „Vossin" in große Aufregung, eine Kraftäußerung, die sich die „Vossin" nur selten gönnt. Und dann aus Versehen oder zufällig. Wir lasen nämlich, daß einer Ihrer Berliner Direktoralbrüder Fräulein Hansi Resi oder Resi Hansi engagiert habe*). Meine Frau, die sich halb ernsthaft einbildet, diesen Stern entdeckt zu haben, gebärdete sich, als ob Ihnen durch dies Engagement über Ihren Kopf weg ein Vermögen entgangen sei. Mindestens „unlauterer Mitbewerb".

Diese Zeilen werden Ihnen vielleicht nach irgendeinem schönen und stillen Erdwinkel hin nachgeschickt. Aber dafür wenigstens werde ich Sorge tragen, daß ein siebenhundert Seiten dickes Buch (eben erschienen)**) in der Nähe des Luisentores angehalten und am Einbruch in Ihre friedlichen Sommergehege gehindert wird.

Unter den verschiedenen Dresdner Damen, die uns gelegentlich besuchen, war eines Tages auch Frau Gerhart Hauptmann in Begleitung eines ihrer Söhne. Ich hätte

*) Hansi Niese.

**) „Von Zwanzig bis Dreißig". Autobiographisches. (Berlin 1898.)

vielleicht an den Tränenkrug gedacht*), wenn er nicht so kolossal gesund ausgesehen hätte. Die Frau selbst sehr liebenswürdig. Frau und Tochter grüßen.

Wie immer Ihr Th. Fontane.

An Erich Schmidt.

Weißer Hirsch bei Dresden,
d. 15. Juni 1898.

Hochgeehrter Herr Professor.

Die Ferien rücken heran, und die Kofferplatzfrage wird immer ängstlicher und bedrohlicher. In solchem Moment noch mit einem Buche von diesem Umfange kommen, ist kaum zulässig; aber Ihre Güte wird es verzeihen.

Hier im „Weißen Hirsch" ist es reizend, besonders seitdem wir uns „selber kochen". Ich bin mit allem Sächsischen einverstanden, schon um der Manierlichkeit der Leute willen. Aber mit der sächsischen Küche, die namentlich in Saucen an dem alten Prinzip der Mehlpampe festhält, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Die Luft ist herrlich, und ich habe mich über Erwarten erholt.

In diesem Gefühl einer gewissen Aufmöblungsmöglichkeit liegt doch immerhin ein Trost. „Noch am Grabe usw." In vorzüglicher Ergebenheit Th. Fontane.

An Ludwig Pietsch.

Berlin, d. 29. Juni 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Pietsch.

Gestern abend bin ich retourniert, heute früh avanciert**). Seien Sie herzlichst bedankt. Es ist ein Kabinettstück, wo=

*) „Die versunkene Glocke", Schluß des vierten Aktes. S. 141 ff.
**) Die „Vossische Zeitung" vom 29. Juni 1898 (Nr. 297)

bei ich mir bewußt bin, daß meine Freude darüber nicht bloß ein Kind empfangener großer Freundlichkeiten, sondern zugleich ein Kunstgefühlprodukt ist. Gelobtwerden ist immer gut, aber den Ausschlag gibt doch das „Wie". Ganz besonders dankbar bin ich Ihnen für den Hinweis darauf, daß ich andern zu Leibe rücke, mir selbst aber auch. Und hätte ich meiner Neigung folgen können, so wäre ich noch ganz anders gegen mich losgegangen. Denn inmitten aller Eitelkeiten, die man nicht los wird, kommt man doch schließlich dazu, sich als etwas sehr Zweifelhaftes anzusehen: „Thou comest in such a questionable shape."

Nochmals allerschönsten Dank. Ich rangiere es unter früher erfahrene Liebestaten ein, aber nicht unten oder in die Mitte, sondern obenan. In herzlicher Ergebenheit Ihr

Th. Fontane.

An Siegmund Schott.

Karlsbad, d. 17. August 1898.

Seien Sie, hochgeehrter Herr, herzlichst bedankt für diesen Beweis Ihrer freundlichen Gesinnungen für mich. Mit dem „Stellenwiedergeben" haben Sie's, glaub ich, wunderbar gut getroffen, weil sich ein Gesamtbild meiner werten Person daraus aufbaut, während sonst die Zitate so oft nur aufgenähte Knöpfe sind, die die Rolle der Schmockschen „Brillanten" nolens volens übernehmen müssen. — Mit Gottfried Keller hätte ich gern Freundschaft geschlossen, denn er ist in meinen Augen der bedeutendste deutsche Erzähler, wie Storm der bedeutendste Liebeslyriker seit Goethe.

---

enthält in der Zeitschriften- und Bücherschau eine von L. P. verfaßte Anzeige von Th. Fs. Autobiographie: „Von Zwanzig bis Dreißig."

Dennoch wäre trotz besten Willens auf meiner Seite wohl nie was daraus geworden. Ich fürchte, daß ich ihm gründlich mißfallen hätte. Nochmals besten Dank. In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An James Morris.

Karlsbad, d. 30. August 1898.
„Stadt Moskau."

Hochgeehrter Herr und Freund.

Seit ein paar Wochen bin ich hier in Karlsbad und kann mir wieder die Häuser ansehen, wo der alte Goethe gewohnt, desgleichen auch die Hotels, wo die Kaiser und Könige in den Gott sei Dank verschwundenen Tagen der Polizeialliance, die in der Geschichte den anspruchsvollen Namen „Heilige Alliance" führt, ihre Karlsbader Tage verbracht haben.

Vielleicht kommen ihre Thronnachfolger nun wieder hier zusammen, um über die Abrüstung und den Weltfrieden zu beraten. Es wird nicht viel draus werden, aber es bleibt doch eine große Sache, daß der mächtigste Mann der Erde solch Wort aussprechen konnte, und zwar, wie ich fest überzeugt bin, nicht phrasenhaft oder gar mit Hintergedanken, sondern grundehrlich*). Und weil ich an diese Ehrlichkeit und an das großartig Edle, das sich darin ausspricht, glaube, kann ich mich mit dem Ton, in dem einige

*) Am 28. August hatte der russische Minister des Äußern Graf Murawiew allen in Petersburg beglaubigten Vertretern der Mächte ein Schreiben des Zaren Nicolaus überreicht, worin der Vorschlag gemacht wurde, den allgemeinen Frieden aufrecht zu erhalten und der fortschreitenden Entwicklung der Rüstungen ein Ziel zu setzen. Diese Anregung führte zur Haager Konferenz.

englische und französische Zeitungen darauf geantwortet haben, nicht einverstanden erklären. Einige englische Blätter wollen erst die Chinafrage (!!) geregelt sehen, und einige französische wollen ganz gemütlich Elsaß-Lothringen wieder haben. Kleinlicher Standpunkt einer großen Menschheitsfrage gegenüber. Was die Franzosen angeht, so wundere ich mich über nichts mehr. Sie werden immer kindischer, und zu den zwei Tieren, die Voltaire schon herangezogen hat, um seine Landsleute zu charakterisieren, kann man noch ein drittes gesellen. Dies dritte Tier heißt: „Schaf." Elsaß! Dies so ziemlich urdeutscheste Land, das wir nach zweihundertjähriger Abtrennung wieder erobert haben, wird von den Franzosen als ein Land angesehen, das nach göttlicher Verheißung bis in alle Ewigkeit hinein zu Frankreich gehöre. Unsinn ohnegleichen. Und weil es so unsinnig ist, werden sie's auch nie wieder kriegen. In „decay and fall" erobert man nicht mehr.

Was England angeht, so finde ich, daß Lord Salisbury der einzig Vernünftige ist. Die andern renommieren alle nach einer bestimmten Seite hin, der eine so, der andere so. Die Schlimmsten sind die, die im „american style" nur ihre Geldinteressen kennen. Salisbury weiß, daß es nur einen einzuschlagenden Weg gibt: sich nach Möglichkeit mit Rußland gut stellen. Alles andere führt zum Verderben. Die englische Flotte kann England vor einer Invasion schützen und andere Flotten vernichten. Das scheint viel, in Wahrheit ist es gar nichts.

In vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Wilhelm Meyer-Stolzenau.

Berlin, d. 17. September 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihr Lied zu meinem Text. Ich selbst gehöre leider zu den Musikbotokuden *), aber meine Tochter hat es gespielt und gesungen und sich und die Familie dadurch erfreut.

Unter Wiederholung meines besten Dankes in vorzüglicher Ergebenheit

Th. Fontane.

An Ferdinand Meyer.

Berlin, d. 17. September 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Nach zwanzigjährigem Abschwenken in Roman und Novelle habe ich vor, noch einmal zu alten Göttern (in der Tat bis auf Triglaff usw.) zurückzukehren. Ich will ein Buch schreiben, das etwa den Titel führen soll: „Das Ländchen Friesack und die Bredows.“ Das mit den Bredows kann ich mit Hilfe der Bredows bezwingen, ebenso das, was sich auf die Dörfer, die Schlösser, die Kirchen in ihrer gegenwärtigen Gestalt bezieht. Aber wie's früher aussah, da hapert's. Gibt es nun wohl Bücher, Monographien (nicht lederne, sondern leiblich lebendige), die darüber berichten? Was ich in Fidicin und Berghaus gefunden, ist tödlich. Es mag die Hufenangabe, die Fischereigerechtigkeit und ähnliches seine Wichtigkeit haben, nur nicht literarisch, nur nicht für den modernen gebildeten

*) Vgl. „Von Zwanzig bis Dreißig“, Ges. Werke II, 2 S. 244.

Menschen. . . . . Ich denke mir, vor Ihrem Auge liegt das alles ausgebreitet wie in einem Warenlager bei Gerson oder Hertzog — nichts fehlt. Greif ich ein Beispiel heraus. Da haben wir den berühmten Zootzenwald. Wie er jetzt ist, das kann ich mir ankucken; aber wo finde ich, wie er 1415 aussah, oder früher oder später? Wenn Büsching*) auf seiner Reise nach Kyritz aus dem Postwagen raussieht und fünf Zeilen über den Urwaldcharakter des Zootzenwaldes schreibt, so ist das, wie wenn ich von meinem Arbeitstisch aus die Sahara, die Pampas oder eine Prärie beschreibe. Lauter öde Redensarten mit einem Tuareg oder Botokuden oder Sioux dazwischen. All so was hilft mir nicht. Sonderbar, ich habe den meisten Vorteil immer aus unbekannten kleinen Broschüren gezogen, die, von einem Nichtschriftsteller geschrieben, in Rhinow oder Rathenow, Preis 50 Pf., erschienen waren. Wem so viel vor die Klinge kommt wie Ihnen, der wird auch diese stille Out of the way-Literatur kennen und mir Fingerzeige geben können. In vorzüglichster Ergebenheit

Th. Fontane.

An Herman Wichmann.

Berlin, c. 18. September 1898.
Potsdamer Str. 134 c.

Teuerster Wichmann.

Seien Sie schönstens bedankt für Ihren lieben langen Brief. Alles höchst interessant. Wenn ich bedenke, daß

*) A. Fr. Büsching, Beschreibung seiner Reise von Berlin nach Kyritz in der Prignitz, welche er vom 26. September bis 2. Oktober 1779 verrichtet hat. Mit Karten Leipzig 1780. — Der Zootzen heißt ein Wald bei Friesack. — Fidicin: „Die Territorien der Mark Brandenburg" (Berlin 1857—1864), Bd. 3, Kreis West- und Osthavelland, Zauche (1860), Berghaus „Landbuch der Mark Brandenburg", 3 Bde. (Brandenburg 1854—1856).

Sie das alles so flott weg diktieren, so bin ich die helle Bewunderung. Vielleicht ist es die alte Geschichte: wer was zu sagen hat, der kann es auch. Sie haben eben in einem langen Leben viel eingeheimst und verfügen mit Leichtigkeit darüber, weil das Eingeheimste nicht durch eine Fülle hereinbrechender Alltäglichkeiten verschüttet wird.

Dieser Prang, welche herrliche Figur!*) Ich bin nicht für Kraftmeierei, aber wenn sich Kraft so ganz natürlich gibt, dann ist sie doch was Herrliches und macht das Leben erst recht eigentlich zum Leben. Auch was Prang zur Verherrlichung oder doch zur Gutheißung Rußlands sagt, unterschreibe ich. Nichts schrecklicher und lächerlicher zugleich als die ewigen Einbildungen von unserer deutschen Herrlichkeit und Überlegenheit. Die Leute lernen wo anders auch lesen, schreiben, rechnen, und Polizei gibt es auch überall. Dennoch aller Mängel und Ledernheiten zum Trotz, ist es im ganzen doch wohl bei uns am besten, selbst mein geliebtes und gepriesenes England nicht ausgeschlossen.

Im Politischen fehlt uns sehr, sehr viel, und mitunter ist es geradezu zum Lachen und Weinen. Aber das gesamte Leben der Nation steht doch vergleichsweise auf einer Hochstufe. Es fehlt so viel Häßliches und Schauderöses, das sich bei den anderen ohne Ausnahme so reichlich vorfindet. Wie immer Ihr

Th. Fontane.

*) Heinrich v. Prang, Deutschrusse, Architekt und General, war ein Jugendfreund Herman Wichmanns. Die letzten Jahre seines Lebens (1893—1901) verbrachte er in Rom.

I.

Register.

(Es bietet auch einige Erläuterungen.)

II.

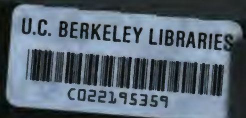
Register

Theodor Fontanes Werke.

Berichtigungen zum ersten Band.

In der ersten Anmerkung zu S. 2 ist „An Rückert" zu streichen.
S. 101 Z. 8 v. u. l. An Theodor Storm (st. Fontane).
S. 270 muß die Anmerkung lauten: Vgl. „Havelland". 5. Auflage (1899) S. 97 f. In der ersten Ausgabe leitete das Kapitel den Band ein.
S. 277 Z. 3 v. o. l. Undatiert c. 9. November (st. 8. November).
S. 409 Z. 3 v. u. l. Stiehl (st. Stiel).

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.


U.C. BERKELEY LIBRARIES
C022195359

